Levin.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hof-Buchhändler.
1848.

115.9.

1279

P. o. germ. 549 ft

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

G

An

Elizabeth Atcherley

in

Newton Abbot

Devonshire.

Seit Monaten, geliebte Elizabeth, war dies Buch fertig, aber ich, in einem gemischten Zustand von Apathie und Zerstreutheit, verfolgte andre Interessen und hatte andre Gedanken. Da kommt eine Frage von Ihnen nach dem Buch — und als Antwort sende ich Ihnen diesen Gruß nach Englands grüner Küste hinüber: so belebend ist ein Wort von Ihnen für mich. Ich bitte Sie nicht das Buch mit Liebe aufzunehmen, denn ich weiß ja daß Sie es thun. Wir brauchen uns keine Complimente zu machen und ich denke das ist uns Beiden gleich angenehm. Nicht um seiner Vorzüge willen — wenn es deren haben sollte! — nehmen Sie es mit Liebe auf, sondern weil es Ihnen wieder einmal einen Schattenriß von dem ringenden Leben meiner unermüdlichen Seele am inneren Auge vorüber führt. Für Andre ist das kein Zauber; für die muß ein Buch diese und jene Vorzüge haben;

für Sie ist es der größte. Die Freundschaft erkennt das Wesen und sieht das Herz — wie Gott; darum ist sie göttlich!

Gedenken Sie des vorigen Winters, des letzten den Sie in Deutschland verlebten, wenn Sie den Levin lesen. Er ist ein melancholisches Kind jenes Winters. Und wenn Sie am Schluß St. Augustins Worte lesen, den wir Beide so innig lieben: so denken Sie daran, daß mir dieselben nie einen so tiefen Eindruck machten als aus Ihrem Munde, denn das Schöne wird schöner und das Edle edler durch Sie, Elizabeth.

Möge Gott uns bald wieder zusammenführen.

Berlin, September 7,
1847.

Ida Hahn-Hahn.

Erste Abtheilung.

Fräulein Josselinde.

Fräulein Josselinde.

Ich weiß nicht ob meine Leser das Schloß Chenonceaux unweit Amboise kennen, welches von dem berühmten Baumeister Primaticis für König Franz I erbaut worden ist. Es gilt für eins der schönsten aus jener Zeit und in jenem Styl, den man Renaissance nennt, weil er sich an das wiederbelebte Verständniß der antiken Architectur knüpft, wie Palladio, Sansovino und Andre ihn auf die modernen Bedürfnisse und Verhältnisse angewendet haben.

Ein Chenonceaux des Nordens war das Schloß Embden, welches dem Baron Lidkerken gehört hatte und jetzt seiner einzigen Tochter dem Fräulein Josselinde von Lidkerken gehörte.

Es war freilich nicht in den leichten und gefälligen Verhältnissen seines Vorbildes gebaut, denn

es stammte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und konnte einen Anflug von dessen Schnörkelstyl nicht verleugnen; aber die Aehnlichkeit blieb unverkennbar. Der Großvater von Fräulein Josselindens Vater, reich wie zu seiner Zeit der deutsche Adel noch war, bevor er in der heutigen Concurrenz mit den aufschießenden Reichthümern der Industrie dürftig erscheint — war in England und Frankreich gereist um sich die Schlösser der Großen zu betrachten, und was davon zweckmäßig sei nach Embden zu verpflanzen. Aber die königstolzen Anlagen von Blenheim und Castle Howard, die kürzlich von Vanbrugg errichtet und so recht im vollen Pomp ihrer Berühmtheit waren, schienen ihm mit Recht aus den Verhältnissen eines westfälischen Edelmanns weit hinaus zu treten, und auch Chenonceaux wurde nicht unbedingt copirt. Die schöne gallerie de Diane fiel weg und nur das Hauptgebäude ward nach Embden versetzt.

Man reiste aber damals in einem ganz andern Styl als der ist welchen die Eisenbahn-Epoche mit sich bringt. Von der modernen Kümmerlichkeit wo Jeder sein Köfferchen geschleppt bringt, es numeriren läßt, selbst so zu sagen numerirt und dann in die Welt hinausgejagt wird, besinnungslos, unzurechnungsfähig: von dieser verrücktesten aller

Reisearten, die nur dadurch zu begreifen ist, daß in unsern Tagen von hundert Personen neun und neunzig in Geschäften reisen und die hundertste um ihrem Leib oder Geist eine Bewegung — kein Vergnügen! — zu machen: davon ahnte freilich der alte Baron Lidkerken nichts. Er reiste en grand seigneur, d. h. so wie heutzutag kein grand seigneur reist, nicht blos mit seinen Leuten und Wagen sondern auch mit einem kurkölnischen Baumeister, welcher für den Erzbischof und zu dessen Zufriedenheit mit Geschmack und Geschicklichkeit einige Bauten ausgeführt hatte.

Die einzige Schattenseite dieser äußerst angenehmen Art zu reisen war — ihre Kostbarkeit. Genug, Reise, Bau, innere Einrichtung des Hauses, Gartenanlagen — diese unvermeidlichen Glieder einer Kette, die eins das andre nach sich ziehen um Einheit in das Ganze zu bringen, veranlaßten den Baron, der ohnehin eine heftige Liebhaberei für diese Dinge hatte, zu so außerordentlichen Ausgaben, daß später seine Söhne und Erben Chenonceaux in den tiefsten Grund der Erde zu verwünschen pflegten. Der älteste behielt Embden, die beiden andern zogen mit ihrem kleinen Erbe in kurtriersche und östreichische Dienste und starben — Jener als ein alter Kanzler, Dieser als ein junger Lieutenant,

ehe- und kinderlos. Der Sohn des Aeltesten war der letzte Baron Lidkerken, Josselindens Vater.

Er hatte ein mühseliges Leben gehabt, war sehr jung in den Besitz des sehr verschuldeten Embden gekommen, hatte zwanzigmal in den schweren und drückenden Zeiten der Revolutions- und der Napoleonischen Kriege sich gefragt, ob es denn Pflicht gegen seine Vorväter sei unter solchen Entbehrungen und Sorgen Embden zu behalten, und nie sich überwinden können die Pietät vor diesem Fleckchen Erde aus den Augen zu setzen und es zu verkaufen. Er litt, er darbte, er arbeitete, er verbrachte eine einsame Jugend — Alles in der stillen aber unzerstörbaren Hoffnung auf dereinstige bessere Tage. Was Wunder, daß er sich durch so lange und mannigfache Opfer wie mit Liebesketten an Embden gebunden fühlte! Es hatte mit ihm ausgehalten wie ein treues Weib; er hatte es wiederum beschützt und gepflegt wie ein geliebtes Kind. Seine Bauern und Taglöhner, seine Felder und Wiesen, seine Bäume und Aecker wurden sämmtlich seine Familie, und er lebte mit derselben eine vertrauliche, beschränkte, zufriedene Existenz. Der Wolwollende wird sie patriarchalisch, der Gebildete bäurisch, der Uebelwollende krautjunkerlich nennen — und sie werden alle drei Recht haben. Seine Leute, mogten

sie Bauern, Taglöhner, Diener sein, waren eben die Seinen, seine Angehörigen, und in diesem Sinn ging er mit ihnen um. Er nannte sie, wenn er zu ihnen in Masse sprach, nie anders als „Kinder". Diese Bezeichnung erinnerte ihn daran daß er gütig gegen sie sein müsse. Zu den Individuen männlichen Geschlechts, gleichviel ob sie drei oder achtzig Jahr zählten, sagte er stets „mein Jung'" — denn das ermunterte die Alten, hielt den Mittlen die Stange, und für die Kleinen wars ja das Allernatürlichste. Das weibliche Geschlecht wurde aber nie anders als „Alte" von ihm angeredet und wenns auch ein zwanzigjähriges Mädchen traf! „Alte" in dieser Beziehung drückt freundlichen Respect aus, und den müsse man vor den Weibsen haben — meinte er.

Aber ach! daß er den Ausdruck Weibsen, der so veraltet und so roh klingt, statt dem bleizuckersüßen „schönes Geschlecht" brauchte: das ist freilich sehr bäurisch und dergleichen Sünden in Worten, Gewohnheiten, Geschmack beging er häufig. Er war eben ungebildet in Verstand und Wissenschaft. Er kannte im Grunde nur ein Buch, aber das war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, das bedachte, commentirte und verglich er mit den Aufgaben, Erfahrungen und Resultaten seines Lebens,

das bot ihm unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken, und das waren Justus Mösers „Patriotische Phantasien". Ueberhaupt sämmtliche Schriften Mösers, jedoch besonders die Phantasien. Dieser edle und hohe Geist war seinem schlichten tief befreundet, und gewährte ihm zugleich Erhebung, Belehrung und Erheiterung. Die Zeitungen, und dann und wann eine Reisebeschreibung von möglichst fernen Ländern und fremden Zonen, machten seine Lectüre aus, und so gering diese sein mogte, so war seine Beschäftigung mit der edlen Schreibekunst doch noch weit geringer. Was hätte er schreiben sollen? Er war ein Mann der Praxis; auf einem größeren Schauplatz würde er ein Mann der That gewesen sein. Seine Gedanken und Gefühle verwandelten sich nicht in schwarze Zeilen auf weißem Papier, sondern in Handlungen. War er einmal genöthigt einen Brief, einen Bericht zu schreiben, so geschah es kurz, verständlich, die Sache auf ihrem Grunde erfassend und klar darstellend: so daß die gesunde Vernunft nie — wol aber Grammatik und Orthographie etwas dabei zu kurz kamen. Er hatte eine große Abneigung gegen die Feder, und behauptete, die Menschen seien darauf von der Natur angewiesen mit einander zu sprechen und sprechend ihre Meinungen, Urtheile, Ansichten, Streitigkeiten auszugleichen. Geschriebenes

Gesetz, geschriebene Lehre wären Leichen, vor welchen der natürliche Mensch ein Grauen hätte. Das Wort hingegen sei lebendig, denn es komme stets frisch aus der Brust, in welcher das lebendige Herz klopfe und dem Wort seinen eigentlichen Sinn und Klang gebe. Auf dem Papier könne der Mensch lügen und trügen, heucheln und schmeicheln; sprechend nicht! denn der Zuhörer, wenn er nicht ganz auf den Kopf gefallen sei, merke gleich daß er es mit einem Falschen oder Hinterlistigen zu thun habe, sobald dessen Ton und Herzschlag nicht mit einander Schritt hielten. Die Einwendung brachte er nicht in Anschlag, wie denn der geistige Verkehr zwischen entfernten Individuen und Völkern aufrecht zu halten sei. Er meinte, den Handelsverkehr besorgten die Kaufleute durch ihre Reisen zu Wasser und zu Land; und was die Völker sich außerdem in ihre gegenseitigen Angelegenheiten zu mischen hätten, sähe er nicht ein, und wäre nichts weiter als ein verkapptes Haus in allen Gassen=Treiben. Nur Faullenzer und Taugenichtse drängten sich aus dem von Gott ihnen gegebenen Kreise ins Blaue hinaus. Den Seinen müsse man Gutes thun, unter allen Umständen, zu jeder Zeit; und damit man es könne, müsse man sich begnügen, den Uebrigen aufrichtig Gutes zu wünschen, und damit Holla. Jeder redliche

Mensch habe die Seinen, das zeige sein Beispiel; denn nicht Kind noch Kegel — wol aber zwischen sechs und siebenhundert Kinder habe er.

Natürlich war dies Alles äußerst beschränkt krautjunkerlich — ich sagte es ja vorher! aber der Baron war nun einmal so beschaffen, daß er sprach wie er dachte, und handelte wie er sprach. Seinem Krautjunkerthum setzte er vollends dadurch die Krone auf, daß er sein Maaß Ahnenstolz übervoll hatte. Es war ihm eine Wonne zu erzählen, daß die Lidkerkens schon zur heidnischen Zeit hier, grade hier auf der Embdener Aue gesessen hätten — wie ein gewisser Wiesenlandstrich genannt ward — und daß Carl der Große sie mit großer Anstrengung gebändigt. Je schwieriger die Beweisführung, um so mehr lag sie ihm am Herzen. Er gründete auf dies Alterthum seiner Familie nicht die geringsten Ansprüche weder an Gott noch an die menschliche Gesellschaft; er freute sich nur ganz unbefangen darüber, wie das manchen einfachen und von dem neidischen Conflict mit der Welt verschonten Menschen geht. Denn das ist tief in der menschlichen Natur begründet, daß sie die Tradition liebt, durch welche sie mit der Vergangenheit verknüpft wird und gleichsam ein erbliches Bürgerrecht auf dieser so oft unheimischen und ungastlichen Erde erhält.

Sie fühlt sich selbst und Alles um sich her so vergänglich in der Gegenwart, daß ihr die Gestalten der Vergangenheit wesenhafter erscheinen und ihr den Hintergrund und das Fundament geben, dessen sie bedarf um nicht im grauen Wust zu verschwimmen und sich selbst zu verlieren. Der Baron dankte Gott für die Gnade ein Lidkerken — und auf diesem herrlichsten Fleck der Erde geboren zu sein; nun wisse er doch ganz genau was seine Bestimmung sei. Keinen König noch Fürsten unter der Sonne — keinen Reichen an Gold oder Einfluß — keinen Ordengeschmückten oder sonst wie Ausgezeichneten — keinen Gewaltigen oder Glänzenden beneidete er, und daher fühlte er sich auch nie von ihnen auf irgend eine Weise gedrückt oder verdunkelt. Natürlich fiel es ihm auch nie ein daß er Neid erwecken könne, und sein harmloses Sein und Leben bot allerdings keine Aufreizung dazu.

Die bösen Kriegszeiten hatte er überstanden und die allgemeine Noth mit großer Standhaftigkeit und Entsagung ertragen. Seine ernsteste Fürsorge ging dahin, dem armen Mann die Existenz möglichst zu erleichtern — keineswegs aus philanthropischen Grundsätzen, sondern schlecht und recht weil es ihn erbarmte die Leute mit Weib und Kind elend leben zu sehen. Der Friede sollte ihnen doch auch zu

gut kommen! sie sollten doch auch anders als durch Hörensagen erfahren, daß wieder Ruhe im Lande sei. Er baute ihre Wohnungen neu und besser auf; er verkaufte ihnen Vieh zu dem niedrigsten Preise; er schenkte es ihnen, wenn selbst dieser zu hoch war. Sonntags nach der Kirche, wenn sie alle auf dem Gottesacker versammelt in Gruppen umherstanden, ging er vergnügt, beide Hände in den Rocktaschen und von einem Fuß auf den andern behaglich sich wiegend, vom Einen zum Andern, freute sich über die Wolbeleibtheit des Ersten, den neuen Sonntagsrock des Zweiten, die Hochzeit des Dritten — hielt Straf- und Versöhnungsreden am rechten Ort — gab gute Lehren und mehr als das: gab ein gutes Beispiel durch Wolwollen und Mäßigkeit. Und das Alles ohne einen Funken von Herablassung, aus reiner Leutseligkeit. Da er zugleich streng auf seinem Recht hielt, keine Verletzung desselben litt und nur manchmal aus Güte davon nachließ oder abstand: so kam er nie ihnen gegenüber um sein Ansehen, während die aus Schwäche gütigen Herrn bei ihren Untergebenen um den Respect kommen. Wo es in einer dieser Hütten eine Freude oder ein Leid gab — ihm wurde es zuerst mitgetheilt, denn er war Aller Rathgeber und Seelsorger, und Advokat und Pfarrer waren in Embden zweiter Instanz.

So wurden allmälig die Drangsale des Lebens überwunden; die Noth machte dem Genügen, die Anstrengung dem Behagen Platz. Das Schloß wurde von Innen und Außen geputzt und ausgebessert; der Garten mit erweiterten Anlagen und mit besserer Obstzucht versehen; Bäume gepflanzt wo und wie es sich thun ließ, besonders gern Eichen; die hölzerne Nothbrücke abgetragen und die ursprüngliche steinerne wieder hergestellt. Schloß Embden gewann ein geschmücktes, festliches Ansehen, als sei es in Erwartung fremder Gäste.

Wirklich stellte sich ein solcher ein, unbekannt und ungeladen: Langeweile.

Ja, der Baron langweilte sich! So manches war ausgeführt woran er viele Jahre gedacht — so Manches vollendet was er sich früher kaum geträumt hatte. Alles Fertige gewährt einen Moment der Befriedigung, wenn wir es von uns abgelöst vor uns sehen; aber dafür fehlt es uns in uns, wo wir es unfertig hatten, und mit Bestrebungen, Gedanken und Träumen bearbeiteten. Dies Fehlende erzeugt eine Leere in uns, und deren Unbehagen dauert fast immer länger als die vorüberrauschende Befriedigung. Nach Momenten eines großen Glücks, einer freudigen Schöpfung, einer erschütternden Begebenheit, einer gewaltigen Anstrengung — stellt sie

sich unfehlbar ein. Das Leben fällt aus dem Festreigen in den Werktagschritt zurück und der erscheint nun doppelt schleppend.

Der Baron hatte nie großartige Plane im Auge gehabt oder derartige Zwecke verfolgt; nur war er selbst bisher eine Incarnation praktischer Thätigkeit, durch Wolwollen gerichtet und bestimmt, gewesen. Das Wolwollen blieb, aber die Veranlassung zu jener arbeitsamen Thätigkeit fehlte, welche ihm den Tag so kurz gemacht hatte. Er hatte mehr Leute, wurde mehr bedient, ritt wo er früher gegangen — fuhr wo er geritten war, und -- fand den Tag sehr lang. Er war weder ein leidenschaftlicher Jäger noch Pferdezüchter, obgleich nicht ohne Wolgefallen an beiden. Gärtnerei liebte er am meisten; doch Alles dies nur als Erholung. Sein Leben blieb leer, seine Zeit öde, seine gute Laune machte einer verdrießlichen Platz. Es überfielen ihn Anwandlungen einer Stimmung, in denen er sich sehr unglücklich fühlte.

Da rollte eines Tages ein leichtes Wägelchen in den Hof, und aus demselben sprang ein Vetter des Baron Lidkerken, Graf Wildeshausen, der ihm nach der ersten Begrüßung seine Verlobung anzeigte, auf welche binnen sechs Wochen die Vermälung folgen sollte. Der Baron gratulirte von Herzen.

„Und wann werde ich den Glückwunsch erwiedern können?“ fragte Wildeshausen.

„Daran hab ich nie gedacht!“ entgegnete der Baron in einem Ton als ob er in der That zum ersten Mal den Gedanken klar fasse.

„So denke jetzt daran, Vetter! es wird für uns Beide Zeit für einen Stammhalter zu sorgen.“

„Wenn es nicht schon zu spät ist!.... Wie alt seid Ihr — Du und Deine Braut?“

„Sie dreiundzwanzig — ich achtunddreißig Jahr.“

„Ich aber bin nächstens vierzig; wird mich ein junges Mädchen noch mögen? — und ein altes... mag ich nicht, ein häßliches auch nicht. Ist Deine Braut hübsch?“

„Ob sie Andern gefällt weiß ich nicht! ich finde sie wunderhübsch mit ihren feurigen Augen und Lippen.“

„Das glaub' ich!“ sagte der Baron nachdenklich.

„Frisch gewagt! ermunterte der frohe Bräutigam. Die Welt wimmelt von hübschen Mädchen. Heirathslustig sind sie auch. Du bist der bravste Mann zwanzig Meilen in der Runde, hast Dein gutes Auskommen, Dein schönes Schloß — es wäre Sünde wenn Du nicht heirathen wolltest. Also, Vetter, zugegriffen!“

„Hat sich was zu greifen! sagte der Baron un-

muthig. Ich müßte doch ein Mädchen kennen das mir gefiele."

„Komm zu meiner Hochzeit, da findest Du einen ganzen Schwarm von Schwestern ꝛc."

„Nein! rief der Baron erschreckt; in solchen Schwarm von schnatternden, kichernden Mädchen wage ich mich nicht."

„Hast Unrecht, Vetter! es ist sehr lustig."

„Glaub' es, Vetter! glaub' es," entgegnete der Baron und führte seinen Gast ins Eßzimmer.

Aber so kurz er auch das Gespräch abbrach — so ließ es doch einen langen Wiederhall in ihm. Seine Jugend war ihm entschwunden unter den Sorgen für die materielle Existenz, und so lange jene vorhanden waren, würde er in diese nie ein Weib eingeführt haben. Dazu gehört eine grenzenlose Liebe, die mit der Geliebten um jeden Preis vereint sein will, auch um den des Elends; — oder ein grenzenloser Leichtsinn. Es war ihm nie anders eingefallen, als daß ein Ehrenmann seiner Gattin ein sorgenloses Dasein — versteht sich für bescheidene Ansprüche — bieten müsse. Jetzt konnte er es. Dennoch zagte er. Nicht als hätte er kein Herz zu den Frauen gehabt! Dies gewisse säuerliche Mißtrauen des vierzigjährigen Junggesellen, der überall Hintergehung und Betrug wittert, weil er

selbst so oft betrogen und hintergangen hat, war seinem reinen und redlichen Gemüth durchaus fremd. Er zagte, weil sein unverkünsteltes Urtheil ihm sagte: Jugend und Schönheit lieben ihres Gleichen. Du bist weder jung noch hübsch; eine alte garstige Person magst du nicht: wie soll sich das ausgleichen.

An dem Hochzeittage seines Vetters beschäftigte er sich in Gedanken viel mit dem neuen Ehepaar. Er ist auch ein hübscher Junge, der Wildeshausen — mag sehr gut aussehen in seiner ritterschaftlichen Uniform. Wo ist die Zeitung? — Wetter! wohin hat die Alte die Zeitung gekramt!... Ha, auf den Spiegeltisch. — — Er stand auf vom Schreibtisch, wo die Zeitung sehr friedlich neben andern Papieren lag, und ging zum Spiegeltisch, wo sie natürlich nicht — wo aber über demselben der deckenhohe Spiegel war. Nun da ich vor ihm stehe, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, muß ich doch einmal Spaßeshalber mich ansehen.

Er sah sich an, aufmerksam als betrachte er einen Fremden; und das war keine Ziererei. Vor seinen Rasierspiegel trat er in einer andern Position, und übrigens hatte er nie das Bedürfniß gefühlt, auf seine ganze Person einen prüfenden Blick zu werfen. Das Ergebniß desselben war, wie Alles in der Welt — gemischt! Gesund und redlich, aber häßlich

... beinah! sieht dies Gesicht aus; murmelte er, und hatte ganz Recht, nur daß ein Andrer das Wörtchen „beinah" vielleicht hätte fallen lassen. Er war ein ächter Sohn der alten Sassen, gelbhaarig, blauäugig, starkknochig, breitschultrig, mit derben Gesichtszügen, hervorragenden Backenknochen, mehr Breite als Länge im Antlitz und jener gewissen ziegelrothen Farbe, welche gelbhaarige Männer so leicht bekommen, wenn sie sich jedem Wind und Wetter, dem Sonnenbrand, dem Schneesturm aussetzen. Angenehm war in diesem Gesicht nichts als das große gute volle blaue Auge, und ein großer guter Mund mit weißen Zähnen. Seine derbe Gestalt fing bereits an schwer zn werden, und sein Gang war der eines Menschen, der meistentheils Wasserstiefel getragen hat und damit durch Furchen, Schollen, Stoppeln und Sumpf gegangen ist. In Haltung und Bewegungen war aber eine so cordiale Munterkeit vorherrschend, daß er durchaus nicht abstoßend war. Man konnte ihn bäurisch finden, aber nie gemein. Das ist der Vortheil einer graden redlichen Natur: trotz des Mangels an Erziehung, Bildung und Wissen — ist sie nie pöbelhaft. Einem steinigen Acker könnte man sie vergleichen; keinem Morast.

Nachdem der Baron sich selbst hatte die Revue passiren lassen, sprach er laut und vernehmlich:

„Das sind Dummheiten und abermals Dummheiten! Hat der liebe Gott dir eine Frau zugedacht, so nimmt sie dich trotz — ja vielleicht wegen deines bärbeißigen Gesichts. Merk' dir das, Hans Bonaventura von Lidkerken, und marsch! an die Akten."

Ein Prozeß hatte sich wider ihn erhoben. Während seiner Minorität hatte sein Vormund, wie es schien, die momentane Bedürftigkeit der Gegenpartei benutzt um einen nicht gerechten und sogar nicht ganz legalen Vertrag zu schließen, und die Erben jener Gegenpartei suchten nun zu ihrem Recht zu kommen, und um so dringender als sie es sehr bedurften. Diese Erben waren eine Wittwe und ein Kind.

„Halte dich gegen die Waisen wie ein Vater und gegen ihre Mutter wie ein Hausherr: Jesus Sirach am vierten," sprach der Baron zu sich selbst, nachdem er sehr aufmerksam die Papiere durchgesehen, und beschloß nach Münster zu fahren, um persönlich mit dem Rechtsgelehrten der Gegenpartei sich zu besprechen.

Gesagt, gethan! am nächsten Tage war er in Münster und bei dem Advokaten.

„Von der Leber weggesprochen, sagte der Baron

nach den ersten Begrüßnngen, so kommt mir vor, als sei damals Ihren Clienten großes Unrecht geschehen."

„Herr von Herdegen war immer ein so schlechter Wirth und damals in so bedrängten Vermögensumständen, daß er seelenfroh war den ungewissen Prozeß gegen eine kleine Summe Geldes fallen zu lassen. Später heirathete er eine Frau mit einigem Vermögen, sprach immer von dem großen Unrecht das ihm durch jenen Vergleich zugefügt sei, hatte aber nie die Mittel in Händen um es gerichtlich untersuchen zu lassen, blieb nach wie vor bei seinen unhaushälterischen Gewohnheiten, und starb vor einem halben Jahr, nachdem er seine arme vortreffliche Frau fast um all das Ihrige gebracht hatte. Ich, der ein alter Universitätsfreund von ihrem Vater bin, nahm es über mich, in ihre kummervolle Lage wenigstens Ordnung der Geschäfte zu bringen; stieß auf die Papiere jenes Vergleichs und entnahm aus ihnen die Hoffnung, einen glücklichen Prozeß gegen Sie, Herr Baron, führen zu können. Somit versuchte ich es."

„Und was wäre die größte Summe, die Ihre Clientin zu erwarten hätte... im günstigsten Fall?"

„Eine Summe, Herr Baron, welche dem Besitzer von Schloß Embden äußerst gering erscheinen

dürfte und welche für den, dessen Vermögen dadurch verdoppelt wird, sehr bedeutend ist — zwölfhundert Thaler."

„Nun nun! das ist ein hübsches Sümmchen, auch für den Besitzer von Embden! denn Sie müssen wissen, bei uns Landleuten, vom Taglöhner bis zum Gutsbesitzer, ist baares Geld ein rares Ding. Indessen .... da es für die Frau von Herdegen noch rarer zu sein scheint; — .... und wo und wie lebt sie denn, die arme Frau?"

„Wo? hier in Münster, in dem oberen Stockwerk dieses meines Hauses, Herr Baron. Wie? sehr kümmerlich, bei einem Vermögen von zwölfhundert Thalern, welches Capital ein Verwandter ihr aus Freundschaft zu sechs Procent verzinst, während einige andere Verwandte ihr kleine Jahrgelder zugesagt haben. Gewiß bringt sie ihre Einkünfte nicht über zweihundert Thaler."

„Das muß eine capitale Frau sein, die es möglich zu machen weiß, mit einer Tochter von so beschränkten Einkünften zu leben."

„Und so würdig in solcher Armuth zu leben, Herr Baron! ohne Dienstboten zu leben, und so anständig auszusehen! jede kleine Gefälligkeit mit herzbrechend traurigem Dank anzunehmen und nie gedrückt dadurch zu erscheinen! Mir ist in meiner

langen Praxis selten und vielleicht nie eine würdigere Frau vorgekommen."

„Es ist mir recht lieb daß ich mich kurz und gut entschlossen hab', mich zu Ihnen aufzumachen. Wenn Sie mir dies Alles geschrieben — Gott weiß ob ich es geglaubt hätte. Aber jetzt glaub' ich Ihnen, und wir wollen das Geschäft so abschließen, als habe das Gericht den günstigsten Spruch für Frau von Herdegen gethan."

Der Advokat wollte danken.

„Still still! unterbrach er ihn. Sie müssen ja wissen daß unrecht Gut nicht gedeiht. Ich bin nicht reich, aber ich kann leben, bin ein Mann, und stehe allein in der Welt. Hingegen so eine arme Frau hat die Sorge fürs Kind und muß das Gnadenbrot der Verwandten essen — das ist hart... so hart daß es fast besser wäre, gar nicht zu essen."

„Kein Mensch will sterben, Herr Baron, und am wenigsten die Mutter eines unversorgten Kindes."

Beide Männer brachten das Geschäft in der gehörigen Form zu Ende, und am Schlusse desselben fragte der Advokat:

„Würde es Ihnen nicht lieb sein, die Frau von Herdegen kennen zu lernen? Man hat doch stets ein besonderes Wolwollen für Personen, de-

nen man Gutes thut — und das ist eine süße . . . und seltene Empfindung."

„Mag sein! aber die Frau von Herdegen würde mir vielleicht danken wollen, und das könnt' ich nicht aushalten. Möge sie lieber Gott danken."

„Nun gut! aber schlagen Sie mir nicht die Bitte ab, den heutigen Abend bei mir zuzubringen und mit mir, meiner Tochter und meinem Schwiegersohne, der Stadtgerichtsrath ist, das Nachtessen einzunehmen."

„Ja! doch unter der Bedingung, daß Frau von Herdegen nicht dabei sein wird," sagte der Baron lächelnd.

„Mein Wort darauf!" entgegnete der Advokat.

Am Abend stellte sich der Baron ein, munter und guter Dinge, und bereit, ein paar fröhliche Stunden zu genießen. Der Advokat war noch allein; doch plötzlich ging er ins Nebenzimmer, und trat sogleich wieder heraus mit einem jungen Mädchen an der Hand, indem er freundlich sagte:

„Den Dank der Frau von Herdegen haben Sie, Herr Baron, als Ihnen nicht gebührend, abgelehnt; den einer Tochter, welche Ihnen für die Freudenthränen danken möchte, die ihre Mutter vergossen hat — dürfen Sie nicht ablehnen; das hieße einen

Segen verschmähen. Dies ist Fräulein Linda von Herdegen."

Ein zartes schlankes wunderschönes Mädchen, mit blonden Locken und pfirsichblütnen Wangen, glühend von Rührung und Verlegenheit, stand vor dem Baron in einem dürftigen Traueranzug von dem allerschlechtesten Stoff und kam ihm so majestätisch vor, daß er vor ihr die tiefste Verbeugung seines Lebens machte.

Linda von Herdegen hub Augen und Hände zu ihm auf, allein statt zu sprechen, brach sie in ein heißes Schluchzen aus, und machte Miene, vor ihm auf die Knie zu sinken. Heftig erschüttert hielt der Baron sie aufrecht und stammelte beklommen:

„Das müssen Sie nicht thun, gnädiges Fräulein, es sind ja nur ein paar hundert schlechte Thaler."

Linda fuhr mit ihrer zitternden Hand über ihre feuchten Augen und sagte gefaßter:

„Es ist nicht wegen des Geldes — obwol ich Ihnen auch dafür aufrichtig danke, Herr Baron. Es ist — weil meine Mutter, die so viel tausend Schmerzensthränen geweint hat, heut, zum erstenmal in ihrem Leben, vor Freuden weinte. Bitte, erlauben Sie mir, vor Ihnen niederzuknien und Ihre Hand zu küssen! es würde mir das Herz erleichtern, denn Worte können es nicht."

„Gnädiges Fräulein, sagte der Baron, und hielt sie an beiden Händen fest, das kann ich Ihnen nicht erlauben, ja nicht einmal daß Sie so zu mir reden. Sie müssen mir ja meine Verlegenheit und Beschämung ansehen. Habe ich Ihre Frau Mutter in der That so glücklich gemacht als Sie es sagen, so muß ich Gott dafür danken; denn auf meine Ehre! ich habe nichts gethan als was mein Rechtsgefühl von mir verlangte; und dafür verdient man keinen Dank.“

Durch diese kleine Rede ward Linda aus ihrer momentanen Exaltation wieder in mädchenhafte Schüchternheit versetzt. Sie verneigte sich blöde, wußte nichts zu antworten und machte eine kleine Bewegung als wolle sie das Zimmer verlassen. Das durchzuckte den Baron wie ein ungeheurer Schreck. Wenn sie ging — würde er sie je wiedersehen?

„Wie befindet sich Ihre Frau Mutter, gnädiges Fräulein?“ fragte er, entschlossen, das Gespräch nicht abzubrechen.

„Sie ist wol, Gottlob!“ entgegnete Linda.

„Das freut mich!“ sagte er herzlich.

„Nun muß ich auch wieder gehen, um Sie und den Herrn Baron nicht länger zu stören,“ wandte sich Linda an den alten Rechtsgelehrten.

„Ei bewahre! Sie stören uns nicht, Fräulein Linda, erwiderte der. Die Geschäfte sind abgemacht, meine Tochter wird gleich kommen und wir wollen uns einen recht vergnügten Abend machen — besonders wenn Sie bei uns bleiben.“

Der Baron zitterte heimlich vor Erwartung was Linda sagen werde. Sie sagte das Allereinfachste:

„Ich will meine Mutter fragen, ob sie es erlaubt.“

„Nun, Fräulein Linda, dann wäre es noch viel tausendmal schöner, wenn Sie Ihre Frau Mutter bewegen könnten, gleichfalls zu uns zu kommen.“

Linda sah zweifelnd aus. Der Baron, mit einem Takte, den Oberflächliche ihm nicht zutrauen würden, weil sie selbst ihn vermuthlich nicht hätten — fand sein Schicklichkeitsgefühl durch die Vorstellung verletzt, daß Frau von Herdegen an diesem kleinen Feste theilnehmen solle, das seiner Großmuth zu Ehren gegeben ward. Er sagte daher unumwunden:

„Alter Freund, ich merk' es Ihnen an, daß Sie mir gern die Bekanntschaft von Frau von Herdegen verschaffen mögten, und bin Ihnen sehr dankbar dafür. Vielleicht geht sie aber während des Trauerjahrs nicht gern aus.... da würd' es mich glücklich machen, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir die Erlaubniß Ihrer Frau Mutter erwirken könn-

ten.... daß ich ihr etwa morgen meine Aufwartung machen dürfte."

„Das thue ich sehr gern," entgegnete Linda, verneigte sich und verließ das Zimmer.

„Ein liebes Kind!" sagte der Advokat.

„Ein Kind?.... wiederholte der Baron befremdet. Nun freilich, das Kind ihrer Mutter.... das ist sie; aber in der Beziehung sind wir alle Kinder."

„Das Schutz- und Hülflose, Unschuldige, Aufrichtige, das mich aus ihrer Lage und ihrer Erscheinung anspricht, Herr Baron, lockte mir jene Bezeichnung auf die Zunge, die allerdings für eine junge Dame von achtzehn Jahren nicht ganz passend sein mag."

„Erst achtzehn Jahr ist sie alt!"

„Finden Sie sie älter aussehend, Herr Baron? das nimmt mich Wunder! Die Meisten geben ihr sechszehn, weil sie so zart ist."

„Nicht älter aussehend.... o nein! und sehr zart .... o ja! das ist sie! — Ich meinte nur so!" antwortete der Baron, der nicht ganz genau wußte was er eigentlich meine.

Linda trat wieder ein. Er fuhr mit der Hand über die Augen; ihm schien als werde plötzlich ein Kronleuchter angezündet, und er wunderte sich höchlichst hinterher, daß ein schwarzwollenes Kleid

einen so wundersamen Effect machen könne. Sie sagte zu den Beiden:

„Meine Mutter bittet um Entschuldigung, heut Abend nicht kommen zu können; die Gemüthsbewegung hat ihr Kopfschmerzen gegeben. Sie wird sich aber freuen Sie morgen früh zu sehen, Herr Baron."

„Und bleiben Sie nicht bei uns, Fräulein Linda?" fragte der alte Advokat und nahm mit väterlichem Wolwollen ihre Hand.

„Ich danke Ihnen! sagte sie mit warmer Fülle des Gefühls. Ich kann heute wirklich nicht meine Mutter verlassen; aber ich komme bald wieder."

Abermalige tiefe Verneigung vor dem Baron — und fort war sie.

Wie ihm der Abend verging — er wußte es nicht. Er, von Natur und durch mäßige Gewohnheit der nüchternste Mensch unter der Sonne, glaubte in einem leichten Weinrausch zu sein, denn was er that und sprach, geschah nur mit halben Gedanken. Die andre Hälfte derselben war anderweitig beschäftigt und ließ sich durchaus nicht herbeilocken. Womit beschäftigt? — —

Er kehrte spät in den Gasthof zurück, setzte sich stracks in dem sehr unbequemen Lehnstuhl zurecht, als wolle er darin für die Nacht Wurzel fassen,

schlug die Arme unter- und die Beine übereinander — und starrte ins Licht. Gott weiß wie lange. So lange bis ein Entschluß in seiner Seele reif geworden war. Dann stand er plötzlich kerzengrade auf und sagte nach seiner Gewohnheit in wichtigen Momenten laut mit sich selbst redend:

„Hans Bonaventura von Lidkerken! wenn dies Mädchen deine Frau werden wollte.... dein Herz würdest du unter ihre Füße legen, damit sie weicher ginge. Wo nicht — so lebst und stirbst du als ein trauriger Hagestolz, und dereinst legen sie dein zerbrochenes Wappen zu dir ins Grab.“

Dann ging er zu Bett und schlief vortrefflich.

Mit dem richtigen Instinct des Herzens, daß man, um Vertrauen zu wecken, sich zeigen müsse schlecht und recht wie man eben sei, nicht lispeln wenn man eine laute Stimme — nicht trippeln wenn man einen derben Schritt hat, ging der Baron am nächsten Morgen zu Frau von Herdegen. Sie empfing ihn allein. Sie war eine Frau von kaum achtunddreißig Jahren; aber ihrem Aussehen nach war sie jedem Alter entrückt, das Haar eisgrau, die Gesichtsfarbe blutlos, die unendlich hagere Gestalt fleischlos; allein die Züge und der Umriß des Ganzen schön! die Aehnlichkeit mit der Tochter schlagend! Nur sah sie aus wie deren Ahnfrau,

nicht wie die Mutter. Auch Lindas sanfte vornehme Haltung hatte sie, nur ohne die weiche Schmiegsamkeit der Jugend. Sie sah aus wie eine sehr edle, sehr zergrämte und sehr, sehr hartgeprüfte Frau, die von den Streichen des Schicksals wund und traurig — doch nicht erbittert worden ist.

„Sie wollen keinen Dank, Herr Baron, meine Tochter hat es mir schon gestern geklagt," redete sie ihn an und ihre Stimme, Lippen und Augenwimpern zitterten. „Daraus schließe ich daß Sie in den Herzen lesen können.... und damit bin ich sehr zufrieden."

„Und darum wollen wir nun auch ein für alle Mal nicht mehr davon reden, gnädige Frau. Einem ehrlichen Mann ist schlecht zu Muth wenn er dahinterkommt daß in seinem Namen etwas Unrechtes geschehen ist, und er sucht es so bald als möglich gut zu machen. Ich wünschte sehr daß Sie auch in meinem Herzen lesen könnten."

„Das haben Sie mir leicht gemacht," sagte Frau von Herdegen freundlich.

Indem ging die Thür hinter dem Baron auf, und auf dem Antlitz der Mutter sah er, daß Linda eintreten mußte. Sie hatte ihn eben ganz freundlich angeblickt, aber nun trat eine andre Freundlichkeit

in ihr trübes Auge: wie wenn durch ein Wunder in den todten Kohlen noch ein Silberblick aufflammt.

Linda vergaß nie ihre tiefe Verneigung; dann setzte sie sich dicht neben ihre Mutter, faltete ihre Hände im Schooß und sah den Baron an — etwa wie man einen Schutzpatron ansieht. Er sprach mit Frau von Herdegen über ihre Verwandten, die er gar nicht — über die Stadt Münster, die er wenig kannte, über Landleben im Sommer und Winter, und daß es doch weit angenehmer als so ein städtischer Aufenthalt sei. Er war ungemein beredt; Lindas Blick that ihm wol, obgleich er ihn nur fühlte, nicht sah, denn sie mischte sich nicht in die Unterhaltung und so hatte er keine Veranlassung sich zu ihr zu wenden. Plötzlich kam er aber halb aus seiner Fassung. Sein Auge streifte seitwärts über ihre gefalteten Hände. Sie waren ganz roth, ganz aufgesprungen, diese armen kleinen Hände, wie sie eben werden wenn man friert oder sie nicht schonen darf. Beides mogte bei ihr stattfinden! der Gedanke schnitt ihm das Herz mitten entzwei! Man war Ende Octobers und das Zimmer ungeheizt; er hatte es für seine Person nicht bemerkt, doch nun machten diese frierenden Hände ihn frösteln, und der Mangel am Nothwendigsten, den diese armen

Frauen so gelassen litten, erbarmte ihn unsäglich. Sein Auge wurde feucht, und fast zärtlich fragte er:

„Waren Sie schon im Freien, mein gnädiges Fräulein?“

„Nur in der Küche,“ sagte sie unbefangen.

„Verstehen Sie denn auch wirklich zu kochen?“

„Was wir brauchen — ja, Herr Baron!“

„Eine seltene und schöne Kunst bei einer jungen Dame.“

„Dafür verstehe ich auch manche andre Kunst nicht.“

„Jeder treibt was ihn freut, gnädiges Fräulein.“

„Und was er braucht,“ setzte sie so ruhig hinzu, als finde sie es ganz in der Ordnung ihr Leben in der Küche hinzubringen.

Während dieses Gesprächs blickte er sie zum ersten Mal im hellen Tageslicht und aufmerksam an, und immer schöner und schöner kam sie ihm vor. Diese Feinheit der Züge, dieser Schmelz der Farben, dieser fried- und unschuldvolle Ausdruck von Stirn und Mund, dies reiche blonde Haar, das in dicken Flechten im Nacken zusammengewunden war — gaben ihrer Erscheinung jenen duftigen zarten Character, den man oft bei jungen Mädchen engelhaft zu nennen pflegt. Was man an ihr vermißte, war jugendliche Fülle; sie war beinah mager.

Was eigenthümlich an ihr auffiel, waren ihre Augen. Wie zu hell glänzende Sterne hatten sie jenen flimmernden Blick, den Ovid gemeint haben muß als er von einer schielenden Venus sprach. Weil Linda lieblich war, so stand ihr auch dieser Blick lieblich. Gekleidet war sie wieder in ihren groben Traueranzug; aber sie hatte ein schwarzes Spitzentuch ihrer Mutter, das aus verschollnen Zeiten stammte, um den Kopf und unter dem Kinn zugeknüpft — vermuthlich weil sie fror — und dieser leichte schwarze Schatten über der Goldglorie ihres blonden Haars und um ihr morgenröthliches Antlitz, war zugleich malerisch und rührend — war eine Folie ihrer Frische, und gleichsam ein Symbol der Trauer die um ihr ganzes Jugendleben sich wob.

Als der Baron sie so reden hörte, so sah — in diesem Mangel, der sie nicht zu drücken schien, in diesem Elend, das sie nicht erniedrigte, quollen ihm Thränen, wenn nicht ins Auge, doch ins Herz; und nicht des Mitleids, sondern der Bewunderung.

„Ich kann nicht beschreiben, welch eine Verehrung ich für Fräulein Linda empfinde,“ sagte er zu Frau von Herdegen.

„Das dürfte meine Tochter durch ihr bischen Kochkunst doch nicht verdient haben, Herr Baron,“ entgegnete sie kühl.

„Es ist auch nicht wegen des Kochens, sagte er aufrichtig, sondern überhaupt.“

Sie warf einen befremdeten Blick auf ihn und fragte, ob er noch länger in Münster bleiben werde.

„Wenn Sie es erlauben, gnädige Frau,“ sagte er, und ohne ihre Antwort abzuwarten, stand er auf, verbeugte sich, und verließ das Zimmer.

„Ein wunderlicher Mann!“ sagte Frau von Herdegen etwas erstaunt.

„O ein sehr guter Mann!“ rief Linda aus vollem Herzen.

Der Baron begab sich in das Arbeitszimmer des Advokaten, fand ihn allein und sagte ohne Umstände:

„Alter Herr, ich will mein Testament machen.“

Dem alten Herrn fiel vor Schreck die Brille von der Nase.

„Ja, und geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht von dessen Inhalt zu reden.“

„Das versteht sich von selbst, Herr Baron.“

„Auch nicht zu den Betheiligten, so befremdlich es sein möge.“

„Zu Niemand, Herr Baron.“

„Gut! — Setzen Sie das Testament in der vor Gericht gültigen Form auf. Einige Legate werde ich selbst zuschreiben. Universalerbin ist Fräulein Linda von Herdegen.“

„Haben Sie sich mit ihr verlobt!" rief der Rechtsgelehrte höchlichst überrascht.

„Noch nicht."

„Also .... Sie gedenken es zu thun?"

„Was Wetter geht Sie mein Gedenken an! ich gedenke mein Testament zu machen und damit holla!"

„Und ich gedenke es nicht zu übernehmen, Herr Baron," sagte der alte Mann gelassen.

„Sie werden es thun, alter Freund, nahm der Baron begütigend das Wort. Ich werde Ihnen Alles erklären so gut ich kann, obwol es mir schwer fällt; .... und starren Sie mich nicht so befremdet an, als wären Sie auf einen Ausbruch von Raserei gefaßt. Ich bin bei ganz gesunden Sinnen. Die Sache ist aber die: ich liebe Fräulein Linda von Herdegen. Sobald mein Testament gemacht ist, werbe ich um sie. Dann kommt's drauf an, was aus mir wird. Im ungünstigen Fall werde ich ihr nur mit meiner Seele anvermält" .... —

„Nun, dann lassen Sie uns vom Testament reden," unterbrach ihn der alte Rechtsgelehrte seltsam ergriffen.

„Was Wetter wissen Sie von mir! im ungünstigen Fall fahre ich schnurstracks zum Thor hinaus, und der Name von Fräulein Linda kommt nie mehr über meine Lippen. Aber anvermält in meinem

Herzen bleibe ich ihr, und folglich ist sie im Fall meines Todes, der viel früher als der ihre nach dem Lauf der Natur eintreten muß — meine Wittwe und, da ich keine nähern Erben und Verwandten habe, meine Erbin. Haben Sie mich verstanden, Mann?"

„Ja, geehrter Baron! nur kann ich mit Ihrem gesetzten vernünftigen Character nicht diesen urplötzlichen, durchgreifenden Entschluß reimen, der Ihre ganze Zukunft in die Fessel einer eben erwachten Leidenschaft schlägt. Sie können freilich später das Testament immer noch zurücknehmen" .... — —

„Schnickschnack, Herr! halten Sie mich für einen Wetterhahn? und wie ist das möglich, da Sie meinen „gesetzten vernünftigen Character" doch so eben anerkannt haben! ich liebe Fräulein Linda. Wie sich das gemacht hat, mag Gott wissen, und mir liegt nichts daran es zu wissen. Sie können sich wol vorstellen, daß ich Ihnen dies Alles nicht sagen würde, schaute Ihnen nicht die helle Angst vor einem plötzlichen Raptus aus den Augen. Also muß ich es thun, um Sie zu beruhigen. Sind Sie's?"

„Was den regulären Irrsinn betrifft — nun ja, Herr Baron! entgegnete der Alte lächelnd. Aber diese Hast bei der wichtigsten Angelegenheit des Le-

bens sich zu binden bevor man sich geprüft und besonnen hat.... ist nicht in der Ordnung."

„Macht mir keine Flausen, Mann! rief der Baron gutmüthig. Seht, ihr Leute versteht das nicht! Ihr bringt den Menschen zu Papier und kennt ihn nur papieren, verstaubt, eingeknifft, verborgen, mit Ränken verbrämt, mit Wortklaubereien verunstaltet. Den natürlichen Menschen mit gesundem Gefühl, klarem Urtheil, schlichtem Wort, könnt Ihr nicht kennen, weil Ihr ihn mit Eurem Papier-Apparat bekleiden müßt, damit dem Recht sein Recht geschehe. Euer papierner Wechselbalg verträgt zaudern, deuten, besinnen, prüfen, hin und her wenden; mit einem Wort: er wird durch Eure Floskeln konfus gemacht. Ich aber lasse mich nicht zu Papier bringen und nicht konfus machen. Ich bin mein Lebtage ein vernünftiger, d. h. ein resoluter Mann gewesen, und jetzt obendrein in dem Alter wo sogar der Schwabe zu Verstand kommt; da muß ich, beim Wetter! doch wissen, wen und ob ich heirathen will."

„Sie mißverstehen mich, verehrter Baron! ich wünschte nur daß Sie die Absicht sich zu vermälen nicht einer einzigen Person verbrieften."

„Warum denn nicht? da sie die einzige ist, die ich je heirathen werde."

„Solche Entschiedenheit ist Vermessenheit."

„Nun hab' ich's satt! rief der Baron sehr ungeduldig. Sind Sie ein Türke, Herr? halten Sie sich einen Harem in Gedanken — weil's polizeiwidrig wäre, ihn in der That zu haben? Ich meines Theils bin ein ehrlicher Christenmensch und halt' es mit einem Weibe. Wollen Sie jetzt mein Testament machen oder nicht? Ja oder Nein? Deutlich heraus mit der Sprache!"

„Ich will es machen! erwiderte der Advokat gelassen. Thäte ich es nicht, so würden Sie sich an einen meiner Collegen wenden. Und überdas"....

Um den Baron nicht zu ärgern, verschluckte er den Nachsatz: können Sie ja das Testament zurücknehmen! — und setzte hinzu:

„Also zur Sache!"

Sie füllte den Rest des Morgens aus. Dann verzehrte der Baron sein einsames Mittagsmal im Gasthof. Dann ging er aus, um sich die Stadt Münster anzusehen — oder um ein paar Stunden hinzubringen. Er war innerlich weder überrascht noch beunruhigt. Ihm war zu Muthe als habe sein ganzes Leben diesen Moment vorbereitet und herangereift, folglich könne er nicht ohne Fassung dem entscheidenden Wendepunkt entgegen treten. Nur als er am Abend die Treppe zu Frau von Herdegen hinanstieg, kam sie ihm sehr steil und hoch vor, so be-

klemmt war seine Brust. Oben angelangt, that er einen langen Athemzug, wischte den Schweiß von der Stirn und klopfte kräftig an die Thür.

Frau von Herdegen rief: Herein! und erhob sich befremdet als der Baron zum zweiten Mal an demselben Tag erschien. Das Zimmer war kalt und unbehaglich wie am Morgen, und eine karge Lampe, die auf dem Tisch stand, an welchem Linda ihrer Mutter vorlas, fügte zu dem Eindruck von Unbequemlichkeit noch den des alles verdüsternden Halbdunkels.

„Meine Geschäfte in Münster sind beendet.... so weit; sagte der Baron als Antwort auf ihre fragende Miene. Darum komme ich noch einmal. Guten Abend, gnädiges Fräulein! was lesen Sie da?"

„Schillers dreißigjährigen Krieg, Herr Baron."

„Mein liebes Fräulein, wir haben ja eben erst in Europa so etwas wie einen dreißigjährigen Krieg erlebt; weshalb lesen Sie denn das noch einmal in Büchern nach? Friedensbücher müssen Sie lesen, z. B. Justus Mösers „Patriotische Phantasien." Freilich ein altes Buch.... vielleicht altmodisch, aber kernhaft und hochherzig."

„Wir haben keine Bibliothek zu unserer Verfügung, antwortete Frau von Herdegen. Der Schmuck des Lebens mußte hinter den Bedürfnissen zurückstehen;

da sind wir denn sehr dankbar für jedes gute Buch, enthalte es Kriegs- oder Friedensthaten, das man uns borgt."

„Ich habe auch keine Bibliothek, gnädige Frau, sonst stände sie zu Ihren Diensten. Mir ist es mit dem Schmuck und den Bedürfnissen des Lebens genau so wie Ihnen ergangen: letztere waren bis vor wenig Jahren vorherrschend in meinen Verhältnissen. Jetzt ist es anders und besser. Jetzt verlangt mich nach dem Schmuck des Lebens, und um demselben gleich die Krone aufzusetzen, erlaube ich mir, um die Hand von Fräulein Linda zu bitten."

Dieser urplötzliche Wechsel, der binnen einer halben Minute bei einer Bibliothek begann und mit einer Werbung endete, machte Frau von Herdegen so bestürzt daß sie trotz ihrer Bläſſe dennoch erbleichte und faſſungslos stammelte:

„O Gott .... nein! — nein!"

Der Baron war aufgestanden, um ehrfurchtsvoll sein Urtheil zu empfangen. Er wendete sich nun zu Linda und fragte:

„Bestätigen Sie das Nein Ihrer Frau Mutter?"

Linda hatte ihre flimmernden Augen nicht einen Moment vom Baron Lidkerken abgewendet, und während er sprach, quoll ein unüberwindliches Vertrauen zu seiner Gesinnung in ihrem Herzen auf. Unter

diesem Einfluß antwortete sie mit stiller Freundlichkeit:

„Es war kein Nein, Herr Baron."

Er faltete seine Hände mit einem Ausdruck von grenzenloser Dankbarkeit; doch ehe er etwas sagen konnte, rief Frau von Herdegen:

„Es war ein Nein! der Instinct stieß es aus, aber die Ueberlegung wiederholt es. Was fällt Ihnen ein, Baron Lidkerken? ist dies die Art wie man um ein junges Mädchen wirbt? Berechtigt die Bekanntschaft von einer Viertelstunde zu der Voraussetzung ein willkommener Bewerber zu sein? oder gibt Ihnen unsere Armuth diese Zuversicht? — dann irren Sie sich. Wir sind arm, o ja sehr arm! aber lieber ließe ich meine Tochter in Armuth umkommen als sie für ein Stück Brot dem ersten besten Mann zu überliefern."

„Meine gnädige Frau! entgegnete der Baron sehr sanft auf diese heftige Anrede, wenn dies nicht die rechte Art ist um eine junge Dame zu werben: so haben Sie Nachsicht mit meinem Mangel an Erfahrung in diesen Dingen, und trauen Sie mir keinen Mangel an Zartgefühl und an Hochachtung zu. Ich weiß nicht wie ich diese Hochachtung für Fräulein Linda mehr an den Tag legen könnte, als durch den Schritt den ich so eben gethan habe.

Vielleicht ist er zu plötzlich geschehen und das hat Sie erschreckt. Bedenken Sie aber, daß ich keine Zeit verlieren mögte um glücklich zu sein. Ich bin nicht jung genug um auf die Tage keinen Werth zu legen und sie zu vertrödeln. Ich verstehe nicht die Kunst mich allmälig liebenswürdig zu machen. Ich habe also genau so gehandelt, wie ich nach meiner Natur und meinem Character handeln mußte. Mir däucht, dies sollte Ihnen Vertrauen zu mir einflößen."

Frau von Herdegen hatte sich gesammelt und antwortete nun ganz freundlich:

„Lieber Baron, Ihre Art zu sein, zu denken, zu handeln, ist so ungewöhnlich — Ihre Aufrichtigkeit und Entschiedenheit ist so fremdartig, daß man sich nicht gleich darin zu finden weiß und sie daher falsch auffaßt. Was Ihren ehrenvollen Antrag betrifft ... so bitten wir um einige Bedenkzeit."

„Bedenken Sie sich, meine gnädige Frau!" sagte der Baron und setzte sich wieder.

„Aber lieber Baron, wir mögten auch mit einander reden" .... — —

„Reden Sie, reden Sie mit Ihrer Tochter, meine gnädige Frau! ich werde Sie nicht unterbrechen .... als nur zuweilen, wenn ich etwas über mich selbst zu berichtigen finde."

„Worüber hätten wir noch zu denken und zu reden, hub Linda an, da ich mit größter Dankbarkeit den Antrag des Herrn Baron annehme?"

„O Gott sei gepriesen!" rief der Baron.

„Eben über diese Dankbarkeit!" sagte Frau von Herdegen beklommen zu Linda. „Sehen Sie denn nicht, wandte sie sich an den Baron, daß meine Tochter von Dankbarkeit durchdrungen sich für verpflichtet hält, mit ihrem ganzen Dasein Ihnen zu danken? und trauen Sie diesem etwas exaltirten jugendlichen Gefühl Ausdauer genug zu, um darauf eine Ehe zu basiren?"

„Gnädige Frau, Sie müssen mir keine so spitzfindige Fragen thun! Der Eine tritt in die Ehe aus Ueberlegung, der Zweite weil er verliebt ist, der Dritte um Geld und Gut: Alle hoffen das Beste, und etwas Gutes gibt Gott den Meisten und gewiß Denjenigen, die ehrlich zu Werke gehen. Ich bin grundehrlich, und wie könnte ich zweifeln daß es Fräulein Linda auch ist."

„Ohne im Geringsten diese Grundlage jedes Glücks in Zweifel zu ziehen, muß ich Sie doch erinnern, daß zu einer zufriedenen Ehe nicht blos zwei ehrliche — sondern auch noch zwei übereinstimmende Gemüther .... mit einem Wort, daß Neigung erforderlich ist."

„Was in der Welt könnte mich zur Ehe bewegen, rief der Baron verwundert, wenn's nicht eine tiefe innige Neigung wäre!"

„Ja — Sie!... aber Linda? Linda kennt nichts und Niemand, weiß nichts, ahnt nichts, ist unerfahren sowol im Gefühls- als im wirklichen Leben".... — —

„Desto besser, gnädige Frau! die erfahrnen Frauen sind für unser Einen leicht zu klug."

„Sie sind egoistisch, Herr Baron. Merken Sie denn nicht, daß ich nicht sowol Ihr Glück — als das meiner Tochter bezweifle?"

„Da sind Sie in Ihrem vollen mütterlichen Recht, meine gnädige Frau. Ich kann Ihnen nur erwidern, daß ich auf Glück für mich hoffe und Alles thun würde, damit Ihre Tochter wahrhaft glücklich werden mögte. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Sind Sie nun beruhigt?"

„Glauben Sie denn, rief Frau von Herdegen mit wahrer Seelenangst, daß Linda heute Ihren Antrag annehmen würde, wenn Sie nicht gestern großmüthig gegen ihre Mutter gewesen wären?"

„Wenn Fräulein Linda mich nicht kennte, könnte sie meinen Antrag natürlich nicht annehmen, und ich wäre schwerlich in dies Haus gekommen, hätte

ich nicht jenes Geschäft mit Ihnen abzuthun gehabt. So ist Alles eine himmlische Fügung."

„Ja," sagte Linda und nahm zärtlich die Hand ihrer Mutter; „es ist himmlische Fügung und der muß man nicht aus dem Wege gehen."

Frau von Herdegen umschlang mit stürmischer Zärtlichkeit ihre Tochter und stammelte unter heißen Thränen:

„Gottes Segen für immer mit Dir, Kind!... aber Du weißt nicht was Du thust."

„Ich hoffe und vertraue auf Gott und auf einen guten Mann — das weiß ich!" sagte Linda sanft.

Der Baron nahm die Hände von Mutter und Tochter und küßte sie.

Die Verlobung war geschehen.

Der Baron behielt Lindas Hand in der seinen und sagte mit seliger Zufriedenheit:

„So sind wir denn im Klaren und Gott gebe seinen Segen dazu! — Und nun wollen wir gleich morgen alle samt und sonders nach Embden fahren, das Aufgebot besorgen und in drei Wochen Hochzeit machen."

„Ganz wie Sie wünschen!" sagte Linda.

„Auf keinen Fall!" sagte Frau von Herdegen. Unser Aufenthalt bei Ihnen wäre wider Sitte und

Gebrauch, und diese fürchterliche Hast mit der Hochzeit sieht wie eine Uebereilung aus."

„Ich habe wol schon gehört, daß Schwiegermama und Schwiegersohn selten einer Meinung sind, sagte der Baron und lachte herzlich; und auf der Stelle mache ich diese Erfahrung."

„Wollen wir morgen früh darüber sprechen und streiten," sagte sie erschöpft und der Baron stand auf um sich zurückzuziehen.

Bevor er ging sagte Linda bittend:

„Sie müssen nicht ungeduldig über die Bedenklichkeiten meiner Mutter werden; sie kennt Sie ja nicht viel."

„Kennen Sie mich denn mehr?" fragte er überrascht.

„Freilich! erwiderte sie vertrauensvoll. Ich habe Sie ja schon gestern Abend — und wie unaussprechlich gut! — kennen gelernt."

Wiederum küßte der Baron ihre Hand und ging zum Rechtsgelehrten hinunter.

„Ich bitte um Ihren Glückwunsch, alter Herr!" rief er froh.

„Sie verstehen die Geschäfte schnell zu machen! Wer hätte das gedacht!.... gestern Abend ein Wohlthäter, heut Abend ein Verlobter. Das Testament wäre also umsonst gemacht, samt Kosten".... —

„Wer weiß! ich kann ja vor der Hochzeit sterben. Die Schwiegermama ist nicht von raschem Entschluß.“

„Sie ist zaghaft wie alle Menschen, welche das Vertrauen zum Glück verloren haben.“

„Richtig, alter Herr! wie Sie klug sind! Die Spitzfindigkeiten der Jurisprudenz mögen doch zu einiger Menschenkenntniß verhelfen. Richtig! sie verzagt am Glück die arme Frau! man muß sie und das Kind gleich in dessen Schooß hinein setzen — so weit es möglich ist! — damit sie Vertrauen dazu faßt.“

In dieser Stimmung führte er am nächsten Morgen seine Sache bei Frau von Herdegen, die er allein fand. Sie bat ihn dringend, ein Jahr zu warten: Linda mache ihr Sorge mit ihrer großen schmächtigen Gestalt und der allzu glänzenden Gesichtsfarbe; in dem Alter könne ein Jahr die Gesundheit gründlich befestigen oder verderben. Er war unerbittlich: ihm könne jedes Jahr an Gesundheit und Kraft nur etwas nehmen; ihm komme ohnehin sein ödes Leben wie ein verlornes vor — das möge sie bedenken und ihm die Paar Tage seines Spätsommers nicht schmälern; die Jugend sei immer frisch und kräftig genug um in neue Verhältnisse zu treten, und jedes Mädchen bei achtzehn Jahren reif zur Ehe; aber ein Mann über

vierzig — das sei bedenklich! drum müsse er heirathen vor dem Advent, wo er vierzig Jahr alt werde.

Sie mußte nachgeben, aber traurig und höchst ungern. Die einzige Concession die er machte, war, daß sie bis zur Hochzeit in Münster blieb. Aber die Hochzeit mußte in Embden begangen werden, zwischen seinen Leuten — durchaus. An seinem Ehrentage müßten all die Menschen um ihn sein, die ihm bis dahin das Leben lieb gemacht, wenn auch mühselig. Linda müsse ihre ganze Verwandtschaft und Freundschaft mitbringen, väterlicher und mütterlicher Seite, damit es recht viel theilnehmende und frohe Seelen geben möge. Den Einwurf daß man eine solche Einrichtung nicht passend finde, ließ er nicht gelten.

„Wir wollen es schon passend machen! entgegnete er. Und was ist das überhaupt für eine verdrehte und gezierte Tugendansicht, die nicht gestatten will, daß die Braut die Schwelle des Bräutigams betrete, als ob ihr unter dessen Dach Wunder was für Unheil an Leib und Seele passiren könne. Unter meinem Dach genießt Jeder das Gastrecht, und das ist heilig.“

Dabei blieb es. Frau von Herdegen konnte aber nicht umhin den Baron äußerst tyrannisch und

rechthaberisch zu finden. Linda lächelte nur, als sie später zu der Conferenz gezogen ward, und der Baron kehrte Tags darauf nach Embden zurück, um alle Vorbereitungen in möglichster Geschwindigkeit abzuthun.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Pünktlich wie immer wohnte der Baron dem Gottesdienst bei. Nach demselben trat er unter die große Linde auf dem Gottesacker und sprach mit Stentorstimme:

„Kinder paßt auf! ich will Euch was sagen. Ich habe in Münster eine schöne junge Braut, Fräulein Linda von Herdegen. In drei Wochen giebt's Hochzeit und dazu seid Ihr Alle eingeladen."

Ein jauchzendes Hoch! war der schallende frohe Glückwunsch, der auf diese Eröffnung folgte, und wirklich geschah Alles so, wie der Baron es anordnete. Linda kam mit ihrer Mutter, dem alten Advokaten und einigen Onkeln und Tanten am Tage vor der Hochzeit; Wildeshausen kam mit seiner jungen Frau. Es gab viel Fröhlichkeit und ungewöhnlich viel aufrichtige Theilnahme. Die Freude währte acht Tage. Dann blieb der Baron Lidkerken allein mit seiner Frau und deren Mutter, welche auf Lindas Wunsch bei dem neuen Ehepaar sich niederließ.

Dieses hatte nun die eigentliche Bekanntschaft

mit einander zu machen, und sie machte sich zu gegenseitiger Zufriedenheit. Das leichte rosenrothe Blut welches durch Lindas Adern floß und ihre Wangen so reizend färbte, gab ihr auch jene heitre helle Stimmung, welche in der Ehe so wolthätig von der Frau ausgeht. Ohne das trübe Leben ihrer ersten Jugend wäre sie vielleicht zu lustig, zu leichtsinnig für ihr Alter gewesen; jetzt war es nur lieblich zu sehen, wie heiter und frisch sie sich von dem dunkeln Hintergrund ihrer Vergangenheit trennte und in der Gegenwart lebte, scherzend, fröhlich, spielerisch neckend, zugleich Kind, Weib und Mutter in Hoffnung!

Der Baron liebte sie mit einer ganz abgöttischen Liebe. Er hatte immer etwas Andres mehr geliebt als sich selbst — immer das was Gott ihm grade ans Herz legte. Nun war es dies Weib, dies erste, dies einzige, das er mit der ganzen Fülle von Güte und Wolwollen überschüttete, die er bisher auf Viele vertheilt hatte, und die folglich durch diese Vertheilung nicht den Character von Leidenschaft hatte, welcher stets um ein exclusives Gefühl schwebt. Linda war sein einziger Gedanke. Was er that knüpfte sich an sie, begann oder endete mit ihr. Sie hatte unumschränkte Gewalt über ihn, nicht durch Bitten oder Schmeicheleien, sondern

überhaupt dadurch daß sie bei ihm war, daß sie lächelte, blickte, sprach, sich bewegte. Die Dinge, die Umgebungen bekamen einen andern Gehalt, eine andre Bedeutung für ihn, seitdem Linda sich dazwischen befand. Dies und Jenes kam ihm unbequem, geschmacklos, häßlich vor, was ihm bis dahin eben recht gewesen war; und Anderes gefiel ihm, was er sonst nicht beachtet hatte.

Daß Linda ihm sogleich die süßeste Hoffnung gab, rührte und beseligte ihn.

„Nun Frau Mama, was ist aus Ihren Befürchtungen wegen Lindas Gesundheit, 2c. 2c. geworden? fragte er triumphirend. Kann man sich besser befinden und schöner aussehen als sie? Alle anderen Frauen, sogar meine Bauerweiber, die doch weiß Gott nicht verzärtelt sind, werden in diesem Zustand blaß, mager, hohläugig, trüben Aussehens und übler Laune. Sie ist von allem das Gegentheil. Der Ehestand bekommt ihr! .... Und Sie wollten ihr und mir ein Jahr des Glücks aus dem Leben streichen."

Frau von Herdegen ließ sich gern den freundlichen Vorwurf zu großer Aengstlichkeit gefallen, da sie sah wie kräftig und freudig Linda ihren unbequemen Zustand ertrug, und statt unter ihm zu leiden und körperlich oder geistig herabzukommen —

nur aufblühte und sich zu einer strahlenden Schönheit entfaltete. Sie begriff es nicht, sie hatte so etwas nie gesehen, und unwillkürlich dachte sie, was der Baron jubelnd wiederholte:

„Der Ehestand bekommt ihr! sie ist von der Natur dafür bestimmt wenigstens zehn bis zwölf Kinder zu haben."

Beide ahnten nicht, welch eine krankhafte Ueberreizung des Nervensystems dazu gehört um in der Zeit eines solchen aufzehrenden Doppellebens frisch und schön — statt angegriffen und matt zu werden. Linda selbst ahnte es noch weniger. Sie hatte sich nie so wol gefühlt. Die Nervenaufregung erhielt sie beständig wie in einem linden Rausch von Freude. Sie freute sich über Alles — nicht blos über das Glück ihres Mannes, die Zufriedenheit ihrer Mutter, ihre eigenen Hoffnungen, sondern über hundert Vorkommenheiten in ihrer Existenz: über die Weihnachtsbescheerung; über den starken Schneefall, der tägliche Schlittenfahrten möglich machte; über die Hyazinthen und Tulpen, die in ihrem Zimmer erblühten; über die allmälig länger werdenden Tage; über die erste Lerche — und so in den Frühling hinein! Ihr unschuldiges Sein war im Zusammenhang mit der ganzen Schöpfung, und unbewußt ward sie mitbeseelt durch deren allbelebenden Hauch.

Der Frühling machte sie nun vollends glücklich. Der göttlich schöpferische Lebenstrieb, der gleichsam der Athem des Frühlings ist, der die ganze todte Natur mit Kraft und Glut und Lust durchflutet, und der so mächtig ist, daß sogar der alte Mensch, dieser Abtrünnige der Natur, sich diesem Einfluß nicht entziehen kann und ihn an einer unbestimmten inneren Erregung spürt, umfloß Linda wie ein himmelblaues Meer, auf dem sie sich wiegte und gaukelte und in die Herrlichkeit des Sommers hineinzog.

Dann kamen einzelne Stunden oder Augenblicke voll Ernst, oder Besorgniß, oder banger Ahnung; aber sie stiegen nie hoch genug an Lindas Horizont hinauf um ihren Mann oder ihre Mutter zu beängstigen. Ein Ausruf wie:

„O Gott, wenn ich doch noch einen so wundervollen Sommer erlebte!" — oder

„Möge das Kind nur leben!" — erschienen ihnen wie die sehr natürlichen und gewöhnlichen Todesgedanken der Frauen in gleicher Lage.

Frau von Herdegen versicherte, die Sache sei nicht so entsetzlich, und der Baron — obgleich sich ihm das Haar sträubte bei der Vorstellung von Lindas Qualen — suchte einen harmlosen Scherz zu machen, auf den sie auch bereitwillig einging.

Und so kam denn in den letzten Tagen des Augusts der bange Augenblick heran, wo das furchtbare Geheimniß des Kampfes zwischen Tod und Leben an der Creatur vollzogen wird. Diese beiden Allgewaltigen theilten sich in ihre Beute: Linda gebar eine starke, gesunde Tochter; für sie selbst aber verwandelte sich das Wochenbett in ein Sterbelager. Das heftigste Fieber verließ sie nicht mehr, und gleich am ersten Tage erklärte der Arzt sie in der höchsten Gefahr. Diese grausame Nachricht traf den Baron wahrhaft zerschmetternd. Was Linda so eben körperlich erduldet hatte — das Ringen von Tod und Leben — widerfuhr jetzt geistig ihrem unglücklichen Gatten. Von dem Gipfel der Seligkeit ward er in den Abgrund des Schmerzes gedonnert. Er stand neben dem Kinde und betrachtete es mit Andacht, Bewunderung und Liebe, die in seinem Auge zu einer Thräne zusammenschmolzen — als ihm der Arzt jene Mittheilung machte. Urplötzlich war's als ob ihm das Herz in der Luftröhre schlage. Er fühlte sich ersticken, die Lebensluft ging ihm aus, und er konnte nur schweigend und abwehrend den Kopf schütteln.

„Es ist wie ich es Ihnen sage, Herr Baron, drum lassen Sie noch andre Aerzte holen; denn

meine Wissenschaft vermag hier nichts," wiederholte der Doctor.

„Unke! Rabe! Eule! ächzte der Baron mit heiserer Stimme, warum ängstigen Sie mich? Man stirbt nicht so wie man die Hand umkehrt, wenn man kerngesund ist."

„Kerngesund scheint die Baronin nie gewesen zu sein! den Keim zu der galoppirenden Schwindsucht, der in ihrer Organisation lag, hat ihre Schwangerschaft rasch entwickelt, und nun ist das Unheil da."

Es flimmerte dem Baron vor den Augen, das Zimmer drehte sich mit ihm, der Arzt schwankte vor ihm hin und her, es brauste etwas durch sein Gehirn, in seinem Ohr gellte etwas; er wurde starr, eiskalt und steif, und stürzte mit einem dumpfen Röcheln besinnungslos zu Boden.

Sein Erwachen war gräßlich. Des Arztes Gesicht sagte ihm, daß kein höllischer Traum ihn geweckt habe.

„Also ich soll sie gemordet haben?" fragte er mit so entstelltem Antlitz, daß der Arzt entsetzt rief:

„Lieber Baron, sprechen sie nicht so thöricht. Der Keim dieser Krankheit ist nicht zu tilgen. Aber vielleicht finden Sie bei einem meiner Collegen Hülfe."

Der Baron sprengte Staffetten in alle vier Winde.

Nach einander kamen allmälig die gelehrten Herrn, traten an Lindas Bett und sagten genau dasselbe was der Hausarzt gesagt. Sie waren einverstanden daß sie den Herbst nicht überleben könne, wenn sie nicht vielleicht schon dem Kindbettfieber erliege.

Wirklich überwand sie dies Fieber; ihre Besinnung kehrte nach neun Tagen wieder, sie selbst glaubte sich gerettet und hielt ihre Schwäche nur für die natürliche Folge der Niederkunft. Wie alle Schwindsüchtigen hatte sie nicht die leiseste Ahnung daß sie sterben müsse. Sie blieb hoffnungsvoll bis zum letzten Athemzug.

Der Baron schwankte wie ein Blödsinniger umher. Tag und Nacht saß er neben Linda mit einem stupiden Lächeln auf den Lippen, denn sie fragte so traurig was ihm fehle und ob er sich über ihre Krankheit gräme .... oder darüber daß es nur ein Mädchen sei — daß er ein starres Lächeln festhielt.

Frau von Herdegen wollte nichts wissen, wollte sich gegen ihre quälende Ahnung betäuben. Kein Arzt hatte den Muth gehabt der schwachen hinfälligen bleichen Frau die volle Wahrheit zu sagen. Da sagte sie einst zum Baron:

„Gehen Sie doch einmal zu Bett und versuchen

Sie ein Paar Stunden zu ruhen! ich bin ja da, ... wenn irgend etwas vorfällt."

„Nein! entgegnete er besinnungslos; sobald ich fortgehe stirbt sie."

Frau von Herdegen stürzte ins Nebenzimmer und dort auf die Knie. Er folgte ihr um ihr zu sagen, sie müsse sich sammeln, beherrschen, um Linda nicht zu erschrecken. Mit tödtlichem Haß im Blick erwiderte sie:

„Sein Sie ruhig! ich .... morde sie nicht!"

„Schweigen Sie!" sprach der Baron mit einem so erschütternden Ausdruck, daß sie ihre Bitterkeit gegen ihn bereute. Aber nur momentan. Es trat ihr Alles wieder vor die Seele: wie sie bei seiner Werbung unwillkürlich beängstigt, Nein! gesagt — wie sie gebeten hatte die Hochzeit aufzuschieben — wie Linda gesagt hatte: es ist himmlische Fügung! sich gleichsam als ein Opfer betrachtend; — und nun die Heirath, der Mann, das Kind — und dafür ihr Kind auf dem Sterbebette! sie hatte alle Prüfungen des Schicksals stark und geduldig ertragen, aber jetzt fiel sie in eine große Erbitterung.

Und so spielte sich eine fürchterliche Tragödie in dem stillen Landhause und in den friedlichen Gemächern. Da erlosch ein junges neunzehnjähriges Leben, ahnungslos über seinen Untergang, freudig

hoffend auf die Wiederkehr der Gesundheit mit dem Eintritt der nervenstärkenden Winterfrische. Da ermuthigte ein Mann zu diesen Hoffnungen, während er nicht das Krankenzimmer zu verlassen wagte aus Angst die Kranke nicht wiederzufinden. Da lächelte eine Mutter mit wilder Verzweiflung im Herzen. Und im Nebenzimmer träumte sich ein armes verabsäumtes Kind — das erste Kind einer glücklichen Ehe und dennoch verabsäumt weil der Schmerz der Gegenwart allzu groß war! — in die trüben und räthselhaften Geschicke hinein, welche man Leben nennt.

Nur Linda hatte reine Freude an dem Töchterchen, war aber so erschöpft wenn sie es fünf Minuten im Arm gehalten hatte, daß man es ihr selten brachte.

Die Tage wurden kürzer, die Blätter fielen; Linda wurde immer matter und schwächer. Ihr Auge bekam eine unheimliche Größe und einen erschreckenden Glanz, wie wenn man durch ein Fenster ein Gebäude inwendig brennen sieht. Sie sprach selten, aber stets zärtlich und liebreich. Meistens lag sie in dumpfer Betäubung unterminirt von dem rastlos arbeitenden Fieber. Einmal fuhr sie auf aus dem Halbschlaf und sprach erschrocken:

„Mir träumte eben ich müsse sterben!“

Frau von Herdegen fand vor erstickten Thränen keine Worte. Der Baron sagte:

„Träume, Linda, bedeuten das Gegentheil.“

„O ich glaube es auch gar nicht, erwiderte sie sorglos. Aber wenn es wäre, so hätte ich doch ein schönes Leben gehabt.“

„Nicht schön genug um zu sterben! sagte Frau von Herdegen. Eine so melancholische Jugend, ohne Freuden und Freunde!“

„Aber so voll Liebe. Ach meine Mutter, wie hast Du mich geliebt! und mein armer Vater.... auch er.... in seiner Weise! und zuletzt Du.... Du am meisten!“ sagte sie und sah den Baron mit himmlischer Freundlichkeit an.

„Sage nicht am meisten, Kind!“ rief Frau von Herdegen in einem unbezwinglichen Paroxysmus von Schmerz und kniete am Bette ihrer Tochter nieder.

„Nein nein! entgegnete Linda begütigend. Ich kann's ja nicht wissen, wer mich am meisten liebt! ich meine, es ist immer der von Euch, an den ich zuletzt denke.“

„O denk' an mich.... zuletzt!“ bat die arme Mutter.

Aber Lindas Augen waren schon wieder matt geschlossen und sie konnte vor Erschöpfung nicht sprechen.

Ein andres Mal fragte sie:

„Wie lange sind wir nur verheirathet?“ ich kann mich gar nicht besinnen.“

„Uebermorgen wird es ein Jahr“, erwiderte der Baron.

„Den Jahrestag wollen wir feiern, nicht wahr? er verdient's! es war ein schönes Jahr. Wird die Zukunft wol eben so schön sein?“

„Noch schöner, Linda.“

„Ja, wenn Gott es so fügt! sagte sie fromm; und er fügt ja Alles zum Guten. Er hat Dich zu mir gesendet. Das wußt' ich gleich als ich Dich so gut sah.... so himmlisch gut. Du mußt mich aber auch immer lieben und sehr.“

„Immer und sehr.... Linda.“

„Vielleicht befinde ich mich von übermorgen an wieder besser! — Nur mache Dir keine Sorgen, Du siehst traurig aus! die Krankheit wird ja nun bald zu Ende gehen.“

Sie ging zu Ende und Linda befand sich besser — übermorgen. Sie war schon in der Agonie als sie noch einmal die Augen aufschlug, den Baron ansah, laut sagte:

„Ja!.... eine himmlische Fügung!“.... — — und sie dann auf immer schloß.

„Sieh mich noch einmal an, Linda! flehte die

Mutter; nur ein einziges Mal .... damit ich Deinen letzten Blick in meiner Seele habe."

Aber Linda hörte und sah auf Erden nichts mehr.

„Sie haben mir Alles genommen .... auch den letzten Blick meines Kindes!" sagte die unglückliche Mutter zum Baron, und mußte gleich darauf ohnmächtig nach ihrem Zimmer getragen werden.

Auch der Baron hörte und sah nichts mehr als die geliebte Todte. Ihm war zu Sinn als müsse er neben ihr ins Grab sinken, ohne Kampf, ohne Schmerz, als höre von selbst mit ihr sein Dasein auf. Aber ach! so ist es nicht. Das Leben schlägt Wurzel im Schmerz wie in einem nährenden Erdreich. Im Glück ist es flüchtig.

Die zarte schöne Leiche wurde in der Familiengruft beigesetzt. Es war ein unendlich trauriger Tag. Gottesacker und Kirche waren gefüllt mit all den Leidtragenden, welche vor einem Jahr die Hochzeitsfeier mitbegangen hatten. Ein dumpfer Klagelaut empfing den Baron und wiederholte sich als der Sarg in die Gruft hinabgetragen ward und dem Auge der Menge entschwand.

Dies geschah am Morgen. Der Baron blieb einsam in der Gruft den ganzen Tag. Dann in der Dämmerung verließ er die Kirche. Die Menge hatte sich vom Gottesacker längst verlaufen; aber

einige Leute saßen noch auf der Bank unter der entlaubten Linde.

„Was macht Ihr noch hier, Kinder?“ fragte der Baron, als er näher kam.

Sie standen auf und Einer sagte:

„Wir sind nur so hier geblieben, gnädiger Herr.“

Der Baron schüttelte ihnen schweigend die Hand. Diese tiefe Theilnahme fand den Weg zu seinem Herzen, und seine Augen wurden feucht — zum ersten Mal nach ihrem Tode.

Er ging in das Zimmer seiner Tochter und sprach zu ihr und zu sich selbst: „Jetzt bist Du mein gottgegebenes Kleinod! Das Leben Deiner Mutter ist in Dich übergegangen, vielleicht ihre Seele.... drum gehört jetzt auch meine Liebe Dir.“

Er ging zu Frau von Herdegen und bat sie eine Pathenstelle bei der Kleinen zu übernehmen.

„Was kümmert mich Ihr Kind! rief sie; mein Kind, mein einziges Kind will ich haben.“

Er hatte sich gelobt unerschöpfliche Langmuth mit ihr zu üben, denn er fand es nicht unnatürlich, daß ihr Schmerz die Richtung der Abneigung gegen ihn nahm, weil der Gedanke unwillkürlich war: Linda würde leben wenn dieser Mann sie nicht geheirathet hätte. Er sagte sanft:

„Ich bitte nicht meinet- sondern Lindas wegen!

wie würde sie sich über Ihre Härte betrüben! Und die arme Kleine kann ja eine zweite Linda für Sie werden."

„O nie, niemals! ich begreife nicht die Frauen, denen das Herz für die Enkelkinder wärmer schlägt als für die eigenen. Das ist Altersschwäche oder Unnatur."

„Auch begehre ich es nicht!.... nur ein klein wenig Liebe — um Lindas willen!"

Dieser Beschwörung widerstand sie nicht; allein es kam bald ein neues Zerwürfniß. Der Baron wollte seine Tochter Linda nennen und Frau von Herdegen es durchaus nicht gestatten.

„Was ich am meisten liebe, muß Linda heißen und mich immer und ewig an *sie* erinnern!" sagte er.

„Und ich kann diese Erinnerung und diesen Vergleich nicht ertragen!" sagte sie.

„Für mich giebt es nur eine Linda."

„Auch für mich! aber meine Linda ist todt."

Endlich vereinigten sie sich dahin, daß die Kleine Josselinde getauft — von ihrer Großmutter mit dem vollen Namen und von ihrem Vater mit dem abgekürzten genannt werden sollte. Dies mag einigen Menschen höchst kindisch erscheinen! die wissen eben nicht wie wichtig für das Gefühl solche Kleinig-

keiten sind. Ein einziger Name kann ja der Inbegriff eines ganzen Lebens sein. Und so war es hier. Linda war für Beide die Zauberformel ihres Glücks. Das Glück des Barons war in Wehmuth, das der Frau von Herdegen in Gram untergegangen. Die Wehmuth hat ihre Süßigkeit, der Gram ist bitter; drum konnte er die stete Mahnung an Linda leichter ertragen, ja lieben; während sie ihr das Herz zerriß.

Der Baron blieb ein vollkommner Wittwer wie er ein vollkommner Gatte gewesen war. Er lebte mit Linda fort als sei sie immer neben ihm — nur unsichtbar. Täglich begann er mit ihr seinen Tag indem er in die Gruft ging und eine frische Blume auf ihren Sarg legte. Sie hatte die Gewohnheit gehabt jeden Morgen eine Blume zu pflücken und sie während des Tages in der Hand oder am Busen zu tragen. Jetzt brachte er ihr diese Blume gleichsam zum Guten Morgen-Gruß, und der Gärtner mußte auf die Blumenzucht viel Sorgfalt wenden, damit sie zu jeder Jahrszeit recht schön seien. Dies geschah nicht in den ersten Wochen, Monaten oder Jahren, sondern immer; und nicht aus kühler Gewohnheit oder noch kühlerer Sentimentalität, sondern aus natürlich warmer Empfindung. Was einmal in sein Herz gedrungen war, das blieb darin, und

es war zu schlicht, aufrichtig und einfach dies Herz, um nicht seinem ganzen Thun und Sein dieselbe Richtung mitzutheilen.

Dazu klang Lindas letztes Wort „eine himmlische Fügung!“ stets in seinem Ohr wie eine Gottesstimme, die ihn mahnte dankbar für das Vergangene, treu und liebend für das Gegenwärtige, ergeben in das Zukünftige zu sein. Er war fromm in der ächten Bedeutung des Wortes: fromm ohne daran zu denken daß er es sein müsse, und ohne zu wissen daß er es sei.

Zwischen ihrem Vater und ihrer Großmutter erwuchs Josselinde — der Abgott Beider! denn auch Frau von Herdegen widerstand nicht lange dem Instinct des Herzens, welcher das mutterlose Enkelkind lieben läßt. Gegen ihren Schwiegersohn überwand sie nie eine leise Abneigung, obwol ihre Vernunft ihr sagte der Grund zu jener sei thöricht und unstatthaft, und obwol sie sich mit aller Kraft in ihren Aeußerungen zu beherrschen suchte. Aber unwillkürlich that ihr die Freude des Barons an dem Kinde weh, das nur auf Kosten seiner Mutter lebte, und unwillkürlich fand sie ihn barbarisch und roh, weil er sich nicht begnügt habe Linda brüderlich

oder väterlich zu lieben. Natürlich sagte sie sich bei der geringsten Ueberlegung dies sei Unsinn und Verkehrtheit; aber um so fester, wenn auch heimlicher, hielt sie daran, weil die unwillkürliche Aufwallung ihr doch als die primitiv richtige erschien. All die Barbarei und Rohheit, welche sie nicht offenkundig auf den guten Baron wälzen konnte, wälzte sie auf das ganze männliche Geschlecht, und um so bereitwilliger als ihr verstorbener Gatte sie wahrlich nicht mit demselben versöhnt hatte.

Josselinde war ein sehr glückliches Kind, denn sie wuchs eben nur auf; erzogen wurde sie nicht. Der Baron haßte die Erziehung kleiner Kinder, welche nach seiner Meinung nur in Versagen und Strafen bestehe, folglich dem Kinde sein kleines Leben unerträglich schwer mache. Josselinde durfte essen und trinken was und wie viel sie wollte, durfte ohne Hut und Handschuh im Freien herumlaufen, durfte nicht fürchten ausgezankt zu werden wenn sie ihr Kleid zerriß oder ihr Tuch verlor; brauchte nicht hübsch grade zu sitzen und hübsch steif zu gehen und hübsch leise zu sprechen und hübsch niedlich sich zu benehmen. Sie durfte ihren kleinen wilden freiheitsbedürftigen Instincten folgen, welche die weise Natur dem Kinde so mächtig gegeben hat, damit sie Widerstand leisten gegen das

Joch der Zärtlichkeit, welches die Eltern aus Blindheit, Thorheit, Weisheit, aus Egoismus oder Liebe, kurz aber — immer ihm aufbürden mögten. Weil Josselinde nicht diesen ewigen wolgemeinten aber ganz und gar unerträglichen Widerspruch zu erdulden hatte, war sie gesunder, fröhlicher, folgsamer und viel weniger eigensinnig als die stets gehofmeisterten Kinder.

Frau von Herdegen hätte wol sehr gern zuweilen eine kleine Ermahnung von Stapel laufen lassen — nicht so unbändig umher zu rennen, nicht so bäurisch zu schreien, nicht so knabenhaft über Tische und Stühle zu springen — lauter Dinge die ohne alle Ermahnung von selbst aufhören sobald aus dem kleinen Mädchen ein junges Mädchen wird. Aber sie hatte es sich zum Gesetz gemacht sich in die Prinzipien von Josselindens Erziehung nicht zu mischen, sondern die ihres Schwiegersohnes anzunehmen und sie höchstens in der Praxis ein klein wenig zu modifiziren. Diese große und seltne Resignation von Seiten einer Schwiegermutter rührte bei Frau von Herdegen nicht blos von der Vernunft — sondern auch von einer gewissen Entmuthigung her, daß sie kein Glück im Leben habe und sich folglich vom Handeln wie vom Rath ertheilen fern halten müsse.

Nichts desto weniger rechnete der Baron es ihr hoch an und bezeigte ihr in allen Dingen die treuste und vertrauenvollste Verehrung, und auch Josselinde liebte sie — wenn auch weit weniger als ihren Vater. Sie hing an ihm mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, und jedem Wink gehorchte, jedem Wort folgte sie. So viel wie möglich war sie bei ihm; als kleines Kind in seinem Zimmer mit der Wärterin, später allein, um ihn herum kriechend, laufend, spielend, an ihm herauf kletternd, all die tausend kleinen Dienste, Hülfen und Spiele von ihm begehrend, welche sie von ihrer Mutter gefordert haben würde.

Dann, als sie älter wurde, erstreckte sich der Tummelplatz ihres Lebens über Zimmer und Haus hinaus, in Garten und Hof, in Wald und Feld. Zur Gruft ihrer Mutter hatte er sie schon ganz früh getragen; nun ging sie täglich mit ihm. Für weitere Spaziergänge wurde ein Esel mitgenommen, damit Josselinde sich von ihm tragen lassen könne wenn sie müde oder der Weg schlecht war. So ging es zu den Schnittern aufs Feld, zu den Holzhauern im Walde, zu den Bauern auf ihren Höfen. Wind und Wetter machten keine Störung! Josselinde sollte dagegen abgehärtet werden. Sie tummelte sich mit ihren Spielgefährten, den Bauerkindern,

im Schnee und beim Heumachen auf der Wiese herum, und war sie recht tüchtig blau gefroren oder braun sonnenverbrannt, so sagte der Baron zufrieden:

„Das ist ein tüchtiges gesundes Mädchen!"

Die Epoche des Lernens begann erst mit ihrem siebenten Jahr, als die Wißbegierde sich in ihr zu regen anfing. Da nahm der Baron einen jungen unterrichteten, ganz schlichten Menschen zu ihrem Lehrer an; denn von Gouvernanten wollte er durchaus nichts wissen! sie machten verschrobene Erziehungen, lächerliche Ansprüche und eine unbehagliche Störung in der Häuslichkeit; und er würde schon selbst seine Tochter erziehen. Josselinde lernte fleißig und gern bei ihrem Lehrer. Frau von Herdegen, ein Muster von Geschicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten, nahm zu derselben Zeit mit Freuden wahr, daß Josselinde auch dazu Neigung und Talent habe und durch sie ein wenig in ihrer knabenhaften Wildheit gebändigt wurde. Genug, sie wuchs aus dem Zwitterzustand der ersten Kindheit in das kleine Mädchen hinein.

Es war wenig Nachbarschaft um Schloß Embden, daher wenig Umgang, d. h. wenig Leute mit denen

man auf dem Fuß des gegenseitigen Besuchmachens und Einladens stehen konnte. Aber selbst mit diesen lebte der Baron nicht in ihrer Weise. Er fand es eine schlechte Art von Höflichkeit Jemand nur zum Mittagessen einzuladen und ihn dann im nächtlichen Dunkel auf bösen Wegen wieder abziehen zu lassen. Er lud ein auf drei, auf acht, auf vierzehn Tage, auf so lange man Lust habe; aber auch auf Hausmannskost und ohne Umstände. Das war den Nachbarn zu weitläuftig: sie kamen nicht; und um so weniger als der Baron auch nicht zu ihnen kam. Er trennte sich nicht von seiner Todten und von seinem Kinde, und Frau von Herdegen hatte ganz dieselben einsiedlerischen Neigungen und foderte ihn daher nie zu gesellschaftlichen Zerstreuungen auf. Ihre beiden Brüder pflegten im Sommer auf längere Zeit nach Embden zu kommen; der Eine war Wittwer und kinderlos, der Andre hatte eine Frau und zwei Söhne in Josselindens Alter; sie waren dem Baron stets höchst willkommen. Desgleichen sein Vetter, Graf Wildeshausen. Die Gräfin Wildeshausen interessirte sich lebhaft für Josselinde weil sie an einem und demselben Tage mit ihrem ältesten Sohn Wilderich geboren und ihre Pathe geworden war. Sie pflegte fast immer ihren Mann nach Schloß Embden zu begleiten,

wenn ihre zahlreichen Wochenbetten es erlaubten, und Wilderich mitzubringen, von dem sie zu sagen pflegte, wie junge Mütter häufig scherzen: er müsse Josselinde heirathen. Dieser Scherz war das einzige was dem Baron außerordentlich an der Gräfin mißfiel. Die leiseste Hindeutung auf die dereinstige Verheirathung seiner Tochter verstimmte ihn grenzenlos, weil er sogleich an Lindas frühen Tod dachte. In dieser Beziehung hatte er an Frau von Herdegen den treusten Bundesgenossen. Sie wünschte Josselinde möge ewig Kind bleiben damit von dem unseligen Heirathen nie die Rede sei. Einstweilen war es höchst beruhigend, daß Wilderich und Josselinde einander nicht leiden konnten und in die heftigsten Zänkereien verfielen sobald sie sich sahen.

Josselinde mogte seinen zwei Jahr jüngern Bruder Levin viel lieber, obwol der für ein schwachsinniges Kind galt, es auch wirklich war, blöd und langsam seine Begriffe entwickelte, durchaus nicht lernte, keine Spur von wißbegieriger Aufregung zeigte, und mit Leib und Seele in einem schwerfälligen, träumerischen Zustand vegetirte — weshalb er denn für das Auge der Eltern neben Wilderich ganz in Schatten verschwand, und ihnen großen Kummer machte.

„Verschont ihn doch mit Eurem verwünschten Latein! pflegte der Baron auf ihre Klagen zu antworten. Laßt ihn Landmann werden, Forstmann; das wird ihm besser behagen.“

„Was man auch ergreife, entgegnete Graf Wildeshausen, so muß man doch die gewöhnlichsten Schulkenntnisse haben, muß ein X von einem U unterscheiden können, muß wissen daß zweimal zwei vier macht.“

„Das wird er auch schon lernen; aber Ihr betäubt und ängstigt ihn! er soll lernen wie Wilderich, das kann er nicht: da wird er muthlos und lernt lieber gar nichts. Gebt ihn mir! Ich habe ein Recht an ihm; ich bin sein Pathe! Lindas Lehrer ist ein prächtiger Junge, nicht gelehrt, nicht pedantisch, ganz für den Unterricht von Kindern geschaffen. Er bringt ihm lesen, schreiben, rechnen bei — damit wird man gerade kein lumen mundi, aber recht ein braver und brauchbarer Junge.“

Und wirklich der Vorschlag wurde angenommen: Levin Wildeshausen kam nach Schloß Embden als er eilf und Josselinde dreizehn Jahr alt war.

Binnen zwei Jahren wurde denn auch das stark bezweifelte Mirakel vollführt, daß er lesen und schreiben lernte; mit dem Rechnen wollte es durchaus nicht gehen. Ueberdas war der Knabe so still, so ver-

schlossen, so theilnahmlos, so unbeweglich, daß er den Baron hundert Mal aus der Fassung brachte und hundert Mal von ihm den schmeichelhaften Zuruf: dummer Junge! hörte. Das ist ganz genug um einer zu werden. Die verschüchterte Seele des armen kleinen Levin kroch immer tiefer in ihr verborgenes Schneckenhaus hinein.

Frau von Herdegen bezeigte ihm wenig Theilnahme; sie konnte nicht mehr neue Gestalten in den Kreis ihrer Empfindungen aufnehmen. Josselinde behandelte ihn fast mütterlich versorgend, und ihn gegen Alle und Jeden in Schutz nehmend. Sie erwuchs nach und nach, und fühlte sich auf jede Weise dem kleinen unbeholfenen und unwissenden Knaben unendlich überlegen.

Indessen war es doch nicht zu verkennen daß Levin in fremden Umgebungen mehr Fortschritte gemacht hatte als im Elternhause. Man beschloß also, ihn in noch frembere und auf eine Schule zu bringen, in der Hoffnung, er werde dort noch mehr geweckt werden; und so verließ er Schloß Embden. Aber sehr ungerne. Gegen die Eltern schwieg er, wie gewöhnlich; doch Josselinden fiel er weinend um den Hals und bat sie es möglich zu machen daß er hier bleiben dürfte. Sie streichelte beruhigend sein Haar und sagte tröstend:

„Es wird auf der Schule viel lustiger sein als hier, mein armer kleiner Levin.“

„Ja davor fürchte ich mich eben! hier war es so hübsch still!“ antwortete er schluchzend.

Sie stellte ihm Gehorsam gegen die Eltern, und Lernen, und Etwas in der Welt werden als unumgänglich nothwendig vor, und Levin ergab sich in sein Schicksal — doch mit schwerem Herzen.

Er reiste unter tausend Thränen ab, so daß Alle ganz erstaunt waren über diesen heißen Ausbruch des Gefühls, und dann verlor man ihn ganz aus den Augen und aus dem Sinn.

Josselinde war allmälig aus dem kleinen Mädchen ein junges Mädchen geworden. Der Baron fürchtete heimlich diesen Uebergang, der so viel Unruh in das innere Leben bringt, weil jetzt die Neigung einzutreten pflegt nicht auf der Oberfläche umher zu wirbeln, sondern in der Tiefe zu ruhen. Fast alle junge Mädchen, auch solche die es früher nie waren, werden dann still, verschlossen, träumerisch, indolent. Es regen sich Kräfte in ihnen die sie nicht anzuwenden wissen, und das verstimmt sie und verleitet sie zu Schwärmereien und zu Thorheiten.

Sie sind dann oft außerordentlich unangenehm und eine große Last und Sorge für die Eltern.

Der Baron mit seinem klaren praktischen Blick hatte sich für seine Tochter ein gutes Schutzmittel ausgedacht. Am Tage wo sie sechszehn Jahr alt wurde, übertrug er ihr nicht nur die innere Verwaltung des Hauses — sondern am Sonntag darauf unter der Linde (diesem Thron für den Beherrscher von Embden) erklärte er sie gleichsam zur Mitregentin, indem er zu den Leuten sagte: er werde nun alt und könne sich nicht selbst mehr so viel wie ehedem um sie kümmern; wer etwas begehre, Rath, Hülfe, Trost, Geld, müsse sich jetzt an seine Tochter wenden, die mit Allem Bescheid wisse und ihnen eben so zugethan sei als er selbst. Ein frohes Lebehoch wurde dieser Mündigkeitsprechung gebracht und Fräulein Josselinde ward bald das Orakel im Hause und unter den Leuten.

Diese praktische resolute Erziehung that ihr sehr wol. Sie ward zu einer Thätigkeit und Arbeitsamkeit angehalten, die sie begriff, weil sie ihrem natürlichen Wirkungskreise angehörten, und die ihr zugleich das Gefühl von freudig erfüllter Pflicht und die Genugthuung derselben zu entsprechen gewährten. Daher war sie immer guter Laune, fröhlich, wolwollend, zu allem Guten aufgelegt, harmlos und treuherzig,

die ächte Tochter ihres Vaters. Von der Seelengrazie und Körperschönheit ihrer Mutter hatte sie nichts geerbt, und Frau von Herdegen bemerkte es oft heimlich mit einem traurigen Seufzer. Auch Talente besaß sie nicht, sprach nur ihre Muttersprache, und begleitete nur mit der altmodischen Guitarre ihre natürlich frische, reine Stimme. Aber diese Guitarre und dieser Gesang bezauberten den guten Baron, denn so hatte die erste Linda gespielt und gesungen! und Frau von Herdegen, welche dies kleine Talent in ihrer Tochter entwickelt hatte, that dasselbe für ihre Enkelin. Sie las auch mit ihr. Josselinde liebte die Dichter und kannte einigermaßen die ältere deutsche Literatur. Aber Musik und Lectüre wurden nur gestattet am Feierabend und Sonntags; darauf hielt der Baron streng. Am Tag mußte gearbeitet werden, damit Abends die Erholung desto besser schmecke. Am Tag mußte Josselinde treppauf treppnieder das ganze Haus überwachen, damit jedes Winkelchen in Ordnung sei; Küche und Keller und die Geschäfte der Dienstboten beaufsichtigen; genaue Haushaltungsrechnungen führen; Vorräthe aller Art anschaffen und ordnen; Wäsche nähen und ihre eigenen Kleider machen; die Blumenzucht besorgen, weil der Papa mit dem Gärtner nie und mit ihr immer zufrieden war; mit ihm ausgehen und ausreiten, weil

er immer etwas aufzutragen hatte — oder haben könnte. Ob es heiß, ob es kalt war, darnach wurde nicht gefragt. Verzärtelung kam nicht auf. Man kleidet sich der Jahrszeit gemäß und damit holla! meinte der Baron. Der Tag hatte Mühe und Arbeit.

O, die Freude wenn es sieben Uhr schlug und Feierabend gemacht und die Arbeit bei Seite gelegt wurde!.... aber hübsch ordentlich, hübsch sauber, damit morgen Alles am rechten Platz zu finden und nie etwas zu suchen sei! — Nun band Josselinde ihre kleine Schürze ab, strich ihr Haar recht glatt, als gelte es in Gesellschaft zu gehen, und brachte halb freudig, halb feierlich ihre Bücher herbei, aus denen sie dem Vater und der Großmutter bis zum Nachtessen vorlas. Denn auch ein altmodisches Nachtessen um neun Uhr Abends gab es auf Schloß Embden, und Thee war unbekannt, außer Kamillen- und Lindenblütenthee, mit denen Josselinde bei allen Kranken glücklichere Kuren machte, als man sie mit homöopathischen und allopathischen Arzeneien macht.

Nach dem Nachtessen mußte Josselinde singen und um eilf Uhr lagen sämmtliche Bewohner von Schloß Embden im Bett, und die große Mehrzahl vermuthlich im tiefsten Schlaf.

Mit Altersgenossen verkehrte Josselinde sehr wenig.

Zwei Pfarrerstöchter aus der Nachbarschaft waren ihre Freundinnen; denn in ihrem Alter hat man Freundinnen, so wie man später Blumen, oder Bilder, oder Albums, oder sonst eine Liebhaberei hat: eine gewisse oberflächliche Leere wird ganz niedlich durch sie ausgefüllt. Josselinde liebte ihre Freundinnen sehr und hauptsächlich weil sie zwei Hefte hielt in welche sie sehr sauber diejenigen Stellen aus Büchern schrieb, die ihr besonders gefielen — in das eine Prosa, in das andre Poesie. Zu Neujahr bekam jede Freundin eins derselben zierlich gebunden, gleichsam die Blumenlese ihres innern Lebens.

In Wildeshausen war die älteste Tochter vier Jahr jünger als Josselinde — ein Unterschied der in dem Alter zu bedeutend ist um Freundschaft aufkommen zu lassen. Die Knaben von Wildeshausen waren auf Schulen, und so war Josselindens Verkehr mit jungen Leuten äußerst gering und beschränkte sich eigentlich auf ein Paar Vetter mütterlicher Seite, die Lieutenants und ihr so unerträglich waren, wie sie gar nicht begriff daß Menschen sein konnten. Detlev kannte nur die Rangliste und Kasernenwitze, Hellmuth war ein Fat der auf Eroberungen ausging.

„Welchen Vetter ziehst du vor, Linda?“ fragte einst der Baron.

Immer den mit dem ich nicht spreche oder den ich nicht sehe!" entgegnete sie munter.

„Könntest Du Dir vorstellen, daß Du je Lust hättest Detlev oder Hellmuth zu heirathen?"

„Niemals Papa!" sagte sie lachend.

„Aber man heirathet mit der Zeit, mein Kind, und die jungen Männer sind heutzutage nun einmal so beschaffen."

„Die Lieutenants mögen so beschaffen sein, Papa! .... allein es muß doch noch andre Männer geben."

„Freilich giebts andre .... aber Gecken und Hasenfüße oder rohe Bursche sind sie Alle. Mühe mag sich Keiner geben um redlich durch die Welt zu kommen. Aus Ambition lernen sie grade das was nöthig ist um nicht durchs Examen zu fallen. Liebe zur Sache hat Keiner — Liebe zum Gelde Jeder auf eine erschreckende Weise; drum sind sie auch sämmtlich auf der Jagd nach reichen Frauen .... Jüdinnen, Kaufmannstöchter, Alle sind ihnen recht! nur Geld müssen sie haben .... nur Geld!"

„Warum heirathen denn aber die Mädchen solche unerträgliche Männer?"

„Ich sage Dir, Kind, weil man mit der Zeit heirathet! Das liegt in der Natur: das ist nun einmal so."

„Du wirst mich doch nie zu einer Heirath zwingen wollen, Papa?“

„Kind, sprich nicht solchen Unsinn! sagte der Baron. An diesen Schnickschnack von Eltern die ihre Kinder zwingen zu heirathen — glaube ich nicht. Im Gegentheil! gute Eltern rathen eher ab als zu, weil sie mehr Menschenkenntniß haben, und weil es immer eine sehr gewagte Unternehmung ist, fürs ganze Leben sich zu binden ohne sich durch und durch zu kennen.“

„Das ist recht wahr, Papa!“ sagte Josselinde mit tiefer Ueberzeugung.

„Und nun zieh Dich an, Goldkind! wir wollen nach der Ziegelei reiten und Backsteine für das kleine Gewächshaus bestellen .... wie viel waren's doch noch?“

„Zwischen neun- und zehntausend, Papa.‘,

Josselinde verließ das Zimmer, der Baron klopfte seine Pfeife aus, Frau von Herdegen sagte:

„Bitte, sprechen Sie doch nicht mit Josselinde von Heirathen. Sie können ja nicht wissen, welchen Eindruck es auf sie macht.“

„Ei was, Frau Mama! mit unverdorbenen Menschen muß man herzhaft reden und nicht so zimperlich verblümt. Ueberdies ists nicht das Wort, sondern die Sache, die Eindruck macht, und Linda putzt

ja jeden Herbst unsre Bräute heraus, steckt ihnen den Kranz auf, steht übers Jahr zu Gevatter, kennt also die Sache .... in aller Unschuld! Was also soll es für einen extraordinären Eindruck machen, wenn ich der Möglichkeit erwähne, daß auch sie heirathen könnte!"

„Lassen Sie es doch ruhen! Kommt ein Freier so ist ja Zeit genug darüber zu reden."

„Bin nicht der Meinung, Frau Mama! ich find' es recht zweckmäßig daß ein Mädchen vorher ganz ernsthaft darüber nachdenke, damit sie, wenn es passirt, nicht verblüfft Ja — oder bestürzt Nein sage."

„Ehe sie den Freier kennt, hilft kein Nachdenken! es ist nur ein unbestimmtes Träumen, in das sie verfällt, und das ist.... das halte ich nicht für gut."

„Ich sage Ihnen, Linda ist keine Träumerin, und die Vorstellung, mit einem Detlev oder Hellmuth in die Ehe zu treten, könnte selbst eine Träumerin wieder zur Vernunft bringen. Mir gefallen die jungen Männer so wenig, daß ich unmöglich wünschen kann meinem Kinde Lust zur Ehe zu machen .... um so weniger da wir nicht wissen ob sie nicht dem Schicksal ihrer Mutter entgegenginge."

„Von deren äußerer Erscheinung hat sie so wenig geerbt, daß der Gedanke, ihre ganze Constitution sei eine kräftigere, uns für jenen Mangel trösten muß."

„Mangel, Frau Mama? finden Sie einen Mangel an Lindas Persönlichkeit?" fragte er unendlich beleidigt."

Frau von Herdegen entgegnete freundlich, um sein väterliches Hochgefühl zu schonen:

„Für mein Mutterauge ist es ein Mangel, daß Josselinde keine Spur von Aehnlichkeit mit unsrer Linda hat! Sie begreifen das, nicht wahr?"

Er nickte ihr schweigend, aber versöhnt und liebreich zu.

Josselinde entnahm aus diesem Gespräch die feste Ueberzeugung, daß es ganz andre Männer geben müsse als Detlev und Hellmuth, und daß ihr guter Vater sie nur eben nicht kenne.

Bevor Wilderich zur Universität abging, besuchte er seine Eltern auf längere Zeit und brachte mit ihnen drei Tage in Schloß Embden zu. Er hatte die Aeußerung seiner Mutter aber nicht vergessen: er und Josselinde müßten ein Paar werden; — und mit dem ganzen Widerwillen der Jugend gegen eine solche elterliche Vorausbestimmung der Zukunft, warf er sich in die heftigste Opposition und war fast ungezogen gegen Josselinde, indem er Alles was sie that, sagte, liebte — verwarf oder wenigstens tadelte. Es war unrecht daß sie mit ihrem Vater ausritt und auf die Jagd ging — so unweib-

lich! Unrecht daß sie Guitarre spielte und nicht das Piano — so altmodisch! Unrecht daß sie lieber Schiller las als Göthe — so geschmacklos! Unrecht, daß sie mehr hellroth als hellblau trug und Rosen den Nelken vorzog. Der Geist des Widerspruchs, der in diesem Alter fast alle jungen Leute beherrscht, weil sie um jeden Preis zeigen wollen daß sie grade das haben was Niemand ihnen zutraut: ein eigenes Urtheil, -- kam in diesen drei Tagen zur herrlichsten Entfaltung in Wilderich.

Nachdem er fort war, sagte der Baron:

„Das muß ich gestehen, der Wilderich ist ein netter Bengel geworden! Nun, Goldkind, wer gefällt Dir besser: er, oder Detlev, oder" .... — —

„Lieber Papa! unterbrach sie ihn ein wenig ungeduldig, Einer ist mir genau so gleichgültig als der Andre."

Heimlich begann sie zu denken, es sei doch unangenehm lauter unerträgliche junge Leute zu kennen und gar keine andere.

Um diese Zeit veränderte sich die Richtung all ihrer Gedanken, denn ihr Vater ward von dem Uebel befallen, das ihn allmälig aufrieb und ihm heftige Leiden verursachte. Er litt mit großer

Standhaftigkeit, bemühte sich auch nach Kräften geduldig zu sein, und war hoffnungsvoll sobald die bösen Anfälle vorüber waren; allein das plötzliche Altern seiner ganzen Erscheinung verrieth daß seine Constitution in ihrem Fundament angegriffen sei. —

Nach einem trüben und beängstigenden Winter verordnete der Arzt eine Kur in Carlsbad als ganz nothwendig. Der Baron sträubte sich aus allen Kräften dagegen. Ihm war zu Muth als müsse Embden untergehn ohne ihn, als würde er die geliebte Gruft nicht wiederfinden, die er jetzt ohnehin so selten besuchen konnte. Josselinde mußte ihre ganze Beredtsamkeit und Gewalt über ihn anwenden um seine Abneigung zu überwinden. Natürlich gelang es ihr; aber der Entschluß war schwer. Der Reiseplan wurde gemacht. Ueber Hannover und Dresden wollte der Baron gehen und seiner Tochter ein Stück von der Welt zeigen. Doch er war leidend, unsicher über sein Befinden; sie konnte doch unmöglich allein oder mit den Dienstboten am fremden Ort umhergehen. Die Großmama mußte also mit. Frau von Herdegen sträubte sich noch heftiger als er. Ihr war das abgeschiedene Leben keine Gewohnheit, sondern ein Bedürfniß. Sie fühlte keinen Zusammenhang zwischen sich und den

Menschen. Sie war etwas Vergangenes, das mit den Schatten mehr verkehrte als mit den Lebenden. Ihr eigentliches Herz war bei Linda geblieben. Sie liebte Josselinde nur aus rückwirkender Erinnerung. Doch eine Bemerkung des Barons:

„Es ist nicht unmöglich daß ich einem meiner Anfälle unterliege; — was wird dann in der Fremde aus dem Kinde?“ — bestimmte sie das Opfer zu bringen.

Als ehedem die Völkerwanderung sich in Bewegung setzte mögen solche Vorbereitungen ihr vorhergegangen sein. Der Baron machte sein Testament — das erste war längst zurückgenommen. Frau von Herdegen ordnete ihre kleinen Angelegenheiten für Lebens- und Sterbensfall. Josselinden war zu Muth als müsse sie auch ihren letzten Willen kund geben, und vermachte den beiden Pfarrerstöchtern ihren Freundinnen — der Einen ihre Tauben, der Andern ihre Kanarienvögel.

Unendlich traurig begab man sich auf die Reise — nein! auf den Zug. Und doch geschah es in unsrer wanderlustigen Zeit, vor nicht viel Jahren. Aber die Menschen waren eben aus einer andern Zeit, hatten andre Ideen, andre Bedürfnisse, andre Gewohnheiten, weil sie der Welt von heutzutage fern standen. Der Baron ging nach Carlsbad weil

er, wie alle Menschen, nicht Lust hatte, in Qualen zu leben und im nächsten Winter zu sterben. Josselinde begleitete ihn weil sie nicht um die Welt ihren armen alten kranken Vater verlassen hätte. Frau von Herdegen ging mit weil sie es für Pflicht hielt. Badereise und Badeaufenthalt als ein Vergnügen zu betrachten kam dem Kleeblatt nicht entfernt in den Sinn. Vergnügen, Freude, Zufriedenheit, Stille, blieben in dem geliebten Embden zurück.

Am Morgen der Abreise ging der Baron mit Josselinden in die Gruft und sie bedeckten den Sarg mit einer Fülle von Blumen — zum Ersatz für die tägliche Spende, welche jetzt während langer Wochen ausbleiben mußte. Dann stiegen sie in den Reisewagen und rollten in die weite Welt hinein.

Josselinde hatte das Vorurtheil oder den Vorzug mancher Menschen die nichts kennen als den Ort wo sie gelebt und glücklich gelebt haben: sie war überzeugt Embden sei der schönste Punkt der Erde. Daher hatte sie gar keine Theilnahme für den Wechsel der Gegend, und die Städte mißfielen ihr nun gar über die Maßen. So kamen sie bis Leipzig. Nicht als hätte dieser finstre, unsaubere Ort, ohne schöne Gebäude, ohne glänzende Kaufmannsladen,

ohne irgend etwas von jenem Reichthum des äußern Lebens, der eine Handelsstadt characterisirt — ihr im Geringsten gefallen können! aber.... da war eine Eisenbahn, damals noch etwas ganz Neues in Deutschland. Selten hatte der Baron seiner Tochter einen größeren Beweis von Liebe gegeben als dadurch daß er sich auf ihre heißen Bitten entschloß diese Eisenbahn nach Dresden zu benutzen. Er war der kaltblütigste und daher der muthigste Mann; er ging einem bösen Stier entgegen und einem tollen Hunde und kein Pferd war ihm je zu wild gewesen! aber dies Unternehmen nannte er tollkühn, während Josselinde es unendlich reizend fand, und Frau von Herdegen mit der allen Frauen eigenen Lust am Außerordentlichen zur Partei ihrer Enkelin übertrat.

„Teufelserfindung! murmelte er als er wolbehalten in Dresden im Hotel de Pologne saß. Eine Welt in der eine so unbändige, Zeit und Raum aufhebende Gewalt losgelassen ist, kann unser Herrgott nicht mehr regieren. Die Leute müssen sich nach einem Dampfherrgott umsehen."

Er ahnte nicht, der gute Baron, welch ein Suchen nach dem Dampfherrgott in den Köpfen spukte.

In Dresden gefiel es Josselinden! da war doch endlich etwas fürs Auge und für die Phantasie.

Der Fluß der aus den blauen seltsam geformten Bergen herauskommt und eine solche Heiterkeit in die Ebene hineinbringt — die schöne Brücke und die anmuthige Terrasse — die wundervolle Musik in der katholischen Kirche und in der Oper — die unvergleichliche Gemäldegallerie — das Alles that ihr wol und gab ihr liebliche Eindrücke. Eine unbestimmte Ahnung von der Schönheit des Lebens kam über sie. Die Welt erschien ihr festlich geschmückt durch die beiden erhabenen Genien Kunst und Natur, die einen Triumphbogen über das Dasein werfen.

Sie ging jeden Morgen ein Paar Stunden in der Gemäldegallerie umher. Sie hatte weder Urtheil noch Maßstab, denn sie kannte nichts — doch das beeinträchtigte nicht ihr Entzücken. Von Styl, von Farbe, von Gruppirung, von Zeichnung, von Helldunkel, wußte sie kein Wort! sie fühlte nur, sobald sie in diese Räume trat, gleichsam einen Strom von Licht in ihre Seele dringen. Ebenso war es in der Oper! Ein klingendes Meer umfloß sie und weckte durch seinen Wellenschlag schlafende Echos in ihrer Brust. Ebenso in der Natur! Diese reichen, lieblichen, harmonischen Bilder zogen vor ihrem innern Auge einen Schleier weg, so daß sie in sich selbst hineinschauen und gewahr werden

konnte welche bunte Elemente sich da regten — aber nur zu Nebelbildern.

Es kam eine stille Traurigkeit über sie. Der Mensch ist immer traurig wenn er die Schwelle einer neuen Lebenssphäre betritt, denn er fühlt sich als ein Fremdling in derselben und fragt sich entweder mit beklommener Sehnsucht: Wirst du je hier heimisch werden? oder mit zaghaftem Grauen: Und hier sollst du heimisch werden? — Aber Josselinde wußte nicht daß sie traurig sei. Der Baron bemerkte es jedoch mit Unbehagen und fragte:

„Was fehlt Dir, Goldkind? Du siehst mir so niedergeschlagen aus! bist Du krank?"

„Nein Papa, entgegnete sie befremdet, mir ist ganz wol.... nur etwas nachdenklich zu Muth."

„Und worüber denkst Du denn nach?"

„Ich mögte wissen wie die großen Menschen zu ihren Gaben kamen, und was Alles dazu gehört um eine Madonna zu malen wie Raphael und einen Fidelio zu componiren wie Beethoven?"

„Das ist ja sehr einfach zu erklären, Kind: die Gaben erhielten sie von Gott, und um sie in Anwendung zu bringen brauchen sie ihr Genie — das ist Alles! Man könnte wol von den Malern, Dichtern, Musikern, Bildhauern, wie von den Königen sagen: von Gottes Gnaden."

„Ich wäre lieber ein Dichter als ein König von Gottes Gnaden! dann könnte ich doch auf eine wunderschöne Weise von all den wunderschönen Dingen sprechen die ich sehe.“

„Das würde mir fehlen! sagte der Baron etwas unmuthig. Gottes Gnade erweist sich an Euch dadurch daß er Euch kein Genie giebt.“

„Was giebt er uns denn dafür zum Ersatz? ich finde es sehr hart, Papa, daß er uns grade die göttlichste Gabe entzieht.“

Der Baron wollte doch nicht Gott gegen seine Tochter im Stich lassen. Er entgegnete freundlich:

„Die Weiber haben eine Gabe die viel besser ist als das Genie: sie lieben.... wie Deine Mutter liebte, treu, fromm, schlicht und wahr.“

Immer wurde bei dieser Erinnerung sein Auge feucht, und immer umarmte seine Tochter ihn zärtlich mit der stummen Bitte die Trauer in Wehmuth zu verwandeln. — —

Weiter ging es, über das Erzgebirge und nach Carlsbad, wo sie in einer bereits bestellten Wohnung an der Wiese abstiegen und sich einrichteten. Es war Anfang Julius, Carlsbad überfüllt, und ein Tumult von high life, der seine unterhaltende und seine ertödtende Seite hat. Dieses Menschengewirbel, Getümmel, Geschwirr, Gezwitscher, das

vom Morgen bis zum Abend, Tag für Tag, auf jeden Schritt und Tritt, draußen und drinnen, auf dem Berg und im Thal uns umwogt und umdrängt, erweckt in mir stets ein peinliches Gefühl von Menschenscheu und Widerwillen. Dies fürchterliche Nahe- und Beisammensein von Leuten die nur aus Neugier, oder Langerweile, oder weil sie in demselben Hause wohnen, oder denselben Arzt oder dasselbe Leiden haben, sich aufsuchen um sich nach vier Wochen spurlos zu vergessen — dazu die unerhörte Neugier die aus dem Mangel an Beschäftigung entspringt und sich an jede fremde Nasenspitze, jeden Schleier, jeden Rock, jedes Willkommen-Ständchen, jeden Namen in der Badeliste klammert — dies hat für mich etwas unüberwindlich Abstoßendes. Doch mag es seinen Reiz haben — für Neulinge, und Josselinde war ein solcher.

Sie stand im Fenster und schaute geblendet auf diesen wallenden, glitzernden Menschenstrom, in den auch sie sich mischen sollte. Wagen, Reiter, Fußgänger strömten vorüber! welche herrliche Pferde, welche glänzende Livreen, welche reizende Frauen, welche geschmackvolle Anzüge! Ein wahres Blumenbeet in rascher Bewegung! Und wie die Frauen ihren Sonnenschirm trugen, ihr Taschentuch hielten, ihre Füße setzten — so zierlich, so reizend Alles!

— Nun, und die Männer? Ja, die Männer werden auch schon an die Reihe kommen! zuerst aber betrachtet ein junges Mädchen und vielleicht auch jede Frau — die Frauen.

Josselinde fand sich förmlich geschmeichelt, daß ihr Geschlecht ihr so außerordentlich anmuthig erschien. Sie hatte nie elegante Frauen aus der großen Welt gesehen. Jetzt war ihr zu Sinn als schlüge ein Pfau zum ersten Mal sein prächtiges Rad vor ihr auf, das in allen Farben der Iris funkelt.

Dies war nun die Zeit der Nachmittagspromenade, die alle Welt ins Freie lockte. Dann ward es stiller, und Josselinde warf einen Blick des Unbehagens auf die bestaubten Bäume, das ausgetrocknete Flüßchen, die hohen Berge rings umher. Die Dresdner Terrasse ist doch weit schöner! dachte sie.

Der Baron hatte sogleich den Arzt rufen lassen um sich über seine Kur mit ihm zu besprechen. Sie begann am andern Morgen. Josselinde begleitete in der Frühe um sechs Uhr ihren Vater zum Sprudel. Der tobende mächtige Quell gefiel ihr sehr; es liegt eine wilde Grazie und eine unbändige Kraft in der rastlosen Bewegung dieses Wassers. Sie versank in den Anblick. Ihr Vater leerte seinen

Becher. Plötzlich gingen zwei junge Männer Arm in Arm vor ihr vorüber, sahen ihr mit einem Gemisch von insolenter Neugier und insolenter Gleichgültigkeit starr ins Gesicht und der Eine sprach zum Andern äußerst vernehmlich:

„Diable!"

Josselinde fuhr erschrocken aus ihrer Versunkenheit auf und nahm geschwind wieder den Arm ihres Vaters. Sie traf noch einmal am Brunnen mit den beiden jungen Männern zusammen, die jetzt einige Damen begleiteten und dieselben auf Josselinde aufmerksam zu machen schienen, denn sie blickten starr sie an und flüsterten dann zusammen. Josselinde fühlte sich in Verlegenheit. Weshalb musterte man sie? Was war denn so auffallend in ihrer Erscheinung? Der Vater hatte ihr ja in Dresden Kleider machen und für jeden Toilettenbedarf sorgen lassen! Sie fand sich wunderhübsch angezogen mit ihrem Kleide von rosenfarbenem Jacconet, dem Zweig von Kastanienblüte auf ihrem Strohhut, und der leichten Mantille von perlgrauem Tafft. Jede Elegante wäre mit diesem Morgenanzug zufrieden gewesen! Also warum sah man sie so seltsam an? — —

Müde, gelangweilt, beunruhigt, kehrte Josselinde mit dem Baron heim, und langweilte sich noch mehr

bei der Vorstellung daß sie nun den lieben langen Tag vor sich — und gar keine Beschäftigung habe. In Dresden hat sie ebenfalls keine gehabt, aber sie auch weder entbehrt noch gewünscht; denn dort zogen Bilder, Gedanken und Empfindungen an und in ihr vorüber und sie fühlte sich unendlich beschäftigt. Indessen — Bilder gab es ja auch hier! — Sie setzte sich wieder in das Fenster.

Da waren wieder die bestaubten Bäume, der vertrocknete Fluß, die hohen Berge die jede freie Aussicht und jeden freien Luftzug versperrten, die Sonne deren Stral brennend auf die Straße prallte, — und freilich auch die Menschen — aber anders als gestern. Müde, erschöpft, angegriffen kamen sie von ihren Brunnenpromenaden zurück. Früh aufstehen um stundenlang im Gedränge auf und ab zu laufen, und dabei grüßen, sprechen, nicken, lächeln, winken, abwehren — kurz liebenswürdig sein zu müssen: ist eine Aufgabe der wol nur wenig vom Schicksal Begünstigte gewachsen sind. Wenigstens sahen die Meisten aus als ob sie unter ihrer Ermattung erliegen müßten; und dennoch blieben Viele im Freien und ließen dort ihre Frühstückstische serviren, damit die Vorübergehenden gewahr würden welch reiches Silbergeschirr die Gräfin A. mit sich herumschleppe, welch eine exquisite Gesell-

schaft die Gräfin C. um sich versammle, und mit welcher unglaublichen Anmuth die drei Töchter der Fürstin B. den Kaffee einschenkten.

Das was gestern vorüber rollend und rauschend Josselinde geblendet und bezaubert hatte, stellte heute nah und fest sich ihr gegenüber und mißfiel ihr. Sie wußte nicht weshalb ihr dies Alles so sehr mißfiel. Sie starrte unverwandt die drei Töchter der Fürstin B. an. Haltung, Bewegung, Ausdruck, Mienenspiel, Gruß, Lächeln — nichts war so wie sie selbst es machte. Etwas Fremdes beherrschte diese jungen Mädchen. „Hübsche Wachspuppen!" sagte Josselinde heimlich zu sich selbst um sich Rechenschaft über ihre Betrachtungen abzulegen.

Ein junger Mann trat leicht grüßend an den Tisch, nahm einen Stuhl, warf sich hin, streckte beide Beine vor sich und drehte emsig seinen Knebelbart. Sprechen that er von selbst gar nicht; es schien ihm schwer zu werden. Richteten die Damen das Wort an ihn, so stieß er nachläßig eine Sylbe aus, drehte verdrießlich über die Unterbrechung noch emsiger seinen Bart und suchte seine Beine noch länger auszustrecken.

Josselinde dachte: Wilderich war schon wirklich recht bengelhaft in seinem Benehmen, aber so weit hatte er es doch lange nicht gebracht! ich wundre

mich daß die drei Mädchen immer von Neuem ganz freundlich mit ihm reden! ich that was ich dem Gast schuldig war, und damit Holla! .... wie der Papa sagt.

An einem andern Tisch saßen junge Frauen und Männer rauchend beisammen. Josselinde stürzte als sie dies Schauspiel gewahrte zu ihrem Vater und ihrer Großmutter und zog Beide an das Fenster. Sie wußte nicht, die arme Unwissende, daß dies der moderne Zeitvertreib der elegantesten Damen und nebenbei ein Mittel sei um die Männer in deren Gesellschaft festzuhalten. Sie meinte es müßten Fremde aus andern Welttheilen sein. Frau von Herdegen, mit der manchen Frauen eigenen pedantischen Sauberkeit, fand dies höchst widerwärtig, weil der Rauch in Haar und Kleidern ziehe. Der Baron ließ sich die Sache gefallen und sagte schmunzelnd:

„So darf man denn jetzt neben den geputztesten Damen friedlich sein Pfeifchen schmauchen ohne Gefahr zu laufen für einen groben Bauer zu gelten. Für so einen alten Knaben wie ich bin ist das eine vortreffliche Mode.“

Josselinde starrte befremdet diese verschiedenen Gruppen an, die sie seltsamer fand als schön. Sie fühlte innerlich gleichsam eine Kluft zwischen sich

und diesen Menschen. Sie verstand sie nicht. Sie hatte auch Musik und Malerei in Dresden nicht verstanden und war dennoch von ihnen angezogen, entzückt und bezaubert worden — denn die Kunst ergreift den Menschen in der Tiefe seines eigensten Wesens, indem sie Sympathie für das Große, Schöne und Wahre, für Begeisterung und Leidenschaft in ihm weckt. Aber diese Menschen weckten nur ein staunendes Mißbehagen und eine gewisse Aengstlichkeit in Josselinde, ob man denn wirklich so sich benehmen müsse. In der Wahrheit der Kunst war ihre schlichte unentwickelte Seele zu Hause; nicht in der Verschrobenheit der Manier. Es überfiel sie eine heimliche Angst vor dem Verkehr mit den Menschen; denn ich könnte mich nie so benehmen, dachte sie, nie so freundlich mit einem Grobian sprechen, nie so eifrig Cigarren rauchen, nie so absonderlich in meinen Bewegungen sein.

„Lieber Sohn! sagte im zweiten Stockwerk desselben Hauses die Gräfin Raudnitz, nachdem sie die Badeliste durchgesehen; wir haben eine Hausgenossin bekommen: Fräulein Josselinde von Lidkerken. Dieser Name klingt mir ganz wie der einer reichen Erbin.“

„Ist sie allein hier?" fragte Graf Joseph.

„Nein! mit ihrem Vater und einer Begleiterin."

„Reiche Erbinnen die Väter haben helfen unser einem nicht."

„Väter und Mütter müßten in einem gewissen Alter todtgeschlagen werden .... nicht wahr? damit die Kinder das Vermögen bekämen."

„Nicht todtgeschlagen, Mama! entgegnete Graf Joseph mit philosophischer Gelassenheit, sondern nur transportirt nach einer Insel der Südsee .... einem Botany-Bay — nein! ich meine nach einem Eldorado des Alters, wo sie ein herrliches Clima und wenig Bedürfnisse hätten. Man muß auf eine solche Stiftung bedacht sein, denn bei unsrer steigenden Civilisation werden die bejahrten Leute unendlich lästig. Bei den Wilden hingegen genießen sie den höchsten Respect."

„Vielleicht würde der Baron Lidkerken sich zur Auswanderung ins Eldorado bereit finden lassen, wenn Du seiner Tochter Deine Ansichten beibringen könntest," sagte die Gräfin spitzig.

„Wir wollen sehen was sich thun läßt, Mama; vorausgesetzt daß dieses Fräulein mit dem wunderbaren Namen ein eben so wunderbares Vermögen habe."

„Wir wollen Wunder streichen und baar behal-

ten, mein lieber Joseph! — Ich will Nanny beauftragen mit den Dienstboten Bekanntschaft zu machen, damit wir erfahren was dies eigentlich für Leute sind."

Gesagt gethan! — Abends stattete Nanny ihrer Herrin einen ziemlich genauen Bericht über die Familie Lidkerken ab. Nur war er etwas zu pomphaft, wie das zu gehen pflegt, wenn er aus dem Munde eines so langjährigen und treuen Dieners kommt wie Johann für den Baron war.

Man muß also die Bekanntschaft machen, sprach Gräfin Raudnitz zu sich selbst, und am andern Morgen, als der Baron vom Sprudel zurückkam, begegnete sie ihm am Fuß der Treppe und fragte mit Wolwollen nach dem Fortgang seiner Kur. Nach einigem Hin- und Herreden wollte sie vorübergehen, als er sagte:

„Meine gnädige Frau, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen! da Sie mich aber so freundlich angeredet haben, so erlauben Sie mir gewiß Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen, denn es ist sehr langweilig mutterseelenallein zwischen lauter Unbekannten wochenlang umher zu schlendern."

„Darum nahm ich mir die Freiheit Sie anzureden — entgegnete Gräfin Raudnitz angenehm lächelnd. Ich bin ein Standgast in Carlsbad, fühle

mich heimisch und daher verpflichtet hie und da die Honneurs zu machen."

Höchst befriedigt trennte man sich und der Baron sprach zu seiner Tochter:

„Goldkind, sieh Dir diese Frau recht an! sieh wie sie zugleich verbindlich und gutmüthig ist, und so unbefangen freundlich für Jedermann. Das Leben in der großen Welt hat doch seine Vorzüge! Du wirst hier Manches lernen können hinsichtlich des Benehmens. Du mußt nur recht genau aufpassen."

„Das will ich schon! entgegnete Josselinde mit einem kleinen Seufzer. Das Schwierige ist nur es nachzumachen, Papa, denn ich bin blöde und werde darum linkisch sein."

„Warum blöde, Kind? Bescheiden und anspruchslos mußt Du sein; dann wird die Blödigkeit von selbst aufhören. Frage nur unsere neue Freundin."

Aber Josselinde war keine Person die Andere viel fragte. Durch ihre frühe Selbständigkeit hatte sie sich gewöhnt aus den Dingen selbst die Antwort zu ziehen, und da wo sie keine fand, die Frage aufzubewahren für verständnißvollere Zeit. Sie war nicht verschlossen — wenigstens nicht mit ihrem Vater; doch in dieser neuen Welt war sie still.

Gräfin Raudnitz überhob sie der Mühe des Fragens, indem sie unendlich viel erzählte, alle Menschen der diesjährigen Saison nannte und kannte, und die Lebensgeschicke eines Jeden verbrämt, verblümt, verkehrt, verfälscht — je nachdem! — wiedergab. Der gute Baron konnte nicht umhin zuweilen sehr belustigt zu sein, während Frau von Herdegen über die Schonungslosigkeit im Urtheil und die Leichtfertigkeit der Gesinnung zürnte und Josselinde sich von ihrem Staunen gar nicht erholen konnte. Mein Gott! sprach sie zu sich selbst, wie schön ist die Erde, wie schön die Kunst; wie wunderschön müßte es sein können wenn man unter ihrem Einfluß mit guten Gedanken und guten Handlungen, mit geliebten und gleichgesinnten Menschen das Leben hinbringen könnte! Doch Keiner bringt es dahin — wie es scheint — und die Menschen bekommen häßliche Seelen. Leichtsinnige Frauen, genußsüchtige Männer, eitle Mädchen, unglückliche Ehen, zerstörtes Familienglück, Durst nach Vergnügen und nach Geltung um jeden Preis, und diese innerliche Vermorschung durch nichts zusammen gehalten als durch den Katzengoldfirniß des Scheins — und dieser Schein nur scheinbar respectirt — o Gott! kann es mit dem Menschen dahin kommen? — — —

Graf Joseph Raudnitz war nicht der Mann der sie mit seinem Geschlecht hätte versöhnen und ihr Zuversicht zur Menschheit und zum Glück hätte geben können. Er war die Incarnation des brutalsten Egoismus. Er wollte jetzt eine reiche Frau, gleich viel wer, wie und was sie übrigens war. Um zu ihrem Vermögen zu gelangen mußte er sie heirathen; und da es ja Mädchen auf der Welt gibt, die eben nur geheirathet sein wollen, so hoffte er auf Erfolg. Bemühen konnte er sich aber unmöglich! seine Mutter mußte die Sache in Gang und Ordnung bringen. Er sich bemühen um den Liebenswürdigen zu spielen bei einem unbekannten Landfräulein! Ja, bei einer Eleganten aus der Crême von Wien, oder bei einer Lionne aus Warschau oder Petersburg, oder bei einer exclusiven Lady, oder bei einer berühmten Tänzerin, Sängerin, Kunstreiterin — ja, da hätte Joseph Raudnitz sich aus Eitelkeit in die Schranken begeben. Aber hier! guter Himmel! wollte er nicht das Aeußerste für dies Mädchen thun und es heirathen? Mußte es da nicht ganz zufrieden sein und keine Ansprüche an Liebenswürdigkeit machen? Wußte es nicht daß man nur für die Frauen liebenswürdig ist die man nicht heirathet?

Josselinde fand ihn sehr langweilig, einsylbig und

trocken. Gräfin Raudnitz machte sie mit einigen jungen Mädchen bekannt; aber diese sahen sie schnöde und über die Achsel an, sprachen höchstens mit ihr wenn sie allein waren, verleugneten sie aber gänzlich und grüßten sie kaum an öffentlichen Orten, wo Jeder sich bemüht mit den glänzendsten Bekanntschaften zu prunken und im vornehmsten Kreise zu erscheinen, ohne zu ahnen — es ist fürchterlich zu sagen und doch ganz wahr! — ohne zu ahnen welch einen Beweis von Geringschätzung ihrer selbst sie dadurch geben und welch einen Stempel von Nichtigkeit sie sich selbst aufdrücken. Alles will heutzutag vornehm sein, und thut nichts als den stupiden Hochmuth des Emporkömmlings oder die stupide Angst vor einer gefürchteten Rivalität an den Tag legen. Darum sind die von diesem Streben Besessenen gebrandmarkt von innerer Unruh, die sich bald durch kindisch affectirte Grandezza — bald durch eine belustigende Ueberäugigkeit, die das Bekannte nicht kennen und das Gewußte nicht wissen will — bald durch kriechende Freundlichkeit und servile Huldigung kund giebt. Es ist entsetzlich für das Auge so viel Brandmarken auf so viel Stirnen zu gewahren, die keine Ahnung davon haben wie sie gezeichnet durch das Leben gehen. Wird man es denn nie begreifen? Vornehm sein ist: sich gehen

lassen im instinctiven Bewußtsein einer edlen Natur, aus der edle und gute Gewohnheiten von selbst entspringen. Um vornehm zu sein muß man vor allen Dingen — natürlich sein. Unsre zurechtgeschraubten und gedrechselten Leute haben den Stoff verloren, der vornehm macht.

Die Gräfin wußte den Baron zu bereden ihr Josselinde für einen Ball anzuvertrauen, der im böhmischen Saal einem Erzherzog zu Ehren statt fand. Josselinde, die nie einen Ball und einen Erzherzog gesehen hatte, brannte vor Neugier, trotz ihrer zahlreichen Enttäuschungen. Der Baron willigte freudig ein. Es wurde ein hübsches Ballkleid gekauft und von einer eleganten Schneiderin gemacht. Es wurde angezogen! — Gräfin Raudnitz erhielt eine Botschaft von Josselinden: mit dem Kleid sei ein Unglück geschehen und was sie nun anfangen solle. Gräfin Raudnitz eilte zu ihrem Schützling herab. Da stand Josselinde in ihrem rosenfarbenen Florkleid mit einer Mantille um den Hals und sagte halb weinend:

„Die Schneiderin hat vermuthlich mein Maaß vertauscht, gnädige Gräfin, und es ist doch ganz unmöglich daß ich mich in diesem Aufzug kann sehen lassen.“

Sie nahm ihre Mantille ab. Die Gräfin sah sie an und fragte erwartungsvoll:

„In welchem Aufzug, liebes Kind?"

„Nun, in diesem!" entgegnete sie verwirrt auf den unglaublichen Ausschnitt ihres Kleides deutend.

„Guter Engel, rief die Gräfin lachend, dies ist mit nichten ein Aufzug, sondern ein Anzug nach dem modischen Wiener Schnitt — allerdings etwas stark ausgeführt. Die Schneiderin scheint Sie für eine Lionne gehalten zu haben! .... Allein das thut nichts .... besonders auf einem Ball."

Sie umarmte Josselinde und ging wieder an die Bearbeitung ihres Sohnes, morgen mit Josselinden zu tanzen. Diese aber ließ ein Paar Ellen Flor holen und machte mit Hülfe ihres Kammermädchens das Ballkleid so wie sie es gewohnt war zurecht — eine Veränderung welche Gräfin Raudnitz am nächsten Abend mit stillem Lächeln bemerkte.

Der Ball war übermäßig besucht und heiß. Die Gesellschaft drängte sich in Gruppen zusammen; am meisten um den Erzherzog, der in dem Gewühl verschwand. Von den anwesenden Tänzerinnen kam höchstens ein Viertel zum Tanz, welches aus den Gefeierten der Saison bestand. Diese Damen wurden dermaßen belagert, daß sie jede neue Walzer- oder Galopptour mit einem andern Herrn tanzen

mußten. Außerdem rührten die Herren nicht Hand noch Fuß; nur die Zungen um sich lustig zu machen.

Es versteht sich von selbst daß Joseph Raudnitz nicht mit Josselinden — und überhaupt daß sie nicht tanzte. Am Arm der Gräfin ging sie, stand sie, saß sie, betäubt von Musik, Licht, Hitze, Langerweile, Menschengewirr. Dies ist Der, das ist Jene! sagte die Gräfin zuweilen wenn sie keine bessere Unterhaltung fand. Gott, wie gleichgültig war ihr Der und Jene! ein Name, ein Kleid, ein Diamantenschmuck — weiter nichts. Einmal redete sie ein junges Mädchen an, das neben ihr stand, nur um aus der trüben Schläfrigkeit heraus zu kommen, die sich ihrer bemeisterte. Das junge Mädchen sah Josselinde starr an, maß sie von Kopf zu Fuß, und wendete sich schweigend ab.

„Mit wem sprachst Du eben?" fragte eine Andere.

„Ich sprach nicht mit ihr, lautete die eifrige Antwort, denn sie hat sich mir ja nicht vorstellen lassen."

Bei dem Feuerwerk, zu dem sich später Alles drängte — und Gott weiß mit welchem unbändigen Tumult einer wilden Horde! — wurde Josselindens hübsches Kleid dermaßen zerrissen, daß sie wie Papagena aussah, und die Gräfin ums Himmelswillen bat sie nach Hause zu schaffen. Das ge-

schah; und zum ersten Mal in ihrem Leben schlief Josselinde unter Thränen des Verdrusses ein.

Die Gräfin hatte wol diese Stimmung bemerkt. Um sie nicht aufkommen zu lassen, erschien sie am andern Morgen beim Baron als Freiwerberin für ihren Sohn. Der gute Vater fiel aus den Wolken vor Staunen und Schreck, versprach jedoch mit seiner Tochter baldmöglichst zu reden. Er hielt Wort; doch die Unterredung war von lakonischer Kürze, indem Josselinde mit größter Entschiedenheit ohne einen Augenblick sich zu besinnen „Nein!" sagte und dadurch ihren Vater unsäglich beglückte.

„Ich glaube wirklich daß Du Recht zu behaupten hattest, Papa, die Welt wimmele von lauter Detlevs und Hellmuths! fügte sie hinzu. Graf Raudnitz hat den Vorzug vor meinen Vettern daß er Beide in sich vereint."

Graf Raudnitz begriff nicht daß dies kleine unbekannte, unbeachtete Landfräulein ihm einen Korb habe geben können. Er warf die Schuld auf seine Mutter: sie habe den Antrag übereilt. Die Gräfin zürnte wiederum dem Sohn: er habe eine allzu insolente Gleichgültigkeit an den Tag gelegt.

„Wer eine Partie machen will, sagte Graf Joseph, muß sich mit Gelassenheit benehmen."

„Und wer keine machen will muß sich benehmen

wie .... Du! entgegnete die Gräfin geärgert. Wie soll dies einfache schlichte Mädchen ahnen daß Du eine Neigung für sie haben könntest, wenn ich nicht für Dich geworben hätte? Sie mußte doch auf Dich aufmerksam gemacht werden!"

Ich dächte, Mama, dazu hätte sie zwei Augen," sagte Graf Joseph selbstzufrieden.

„Allerdings, mein Sohn, sie hat zwei Augen, und obenein Augen welche beobachten. Ich stelle es also Deinem Urtheil anheim zu entscheiden welch Resultat ihre unbefangene Beobachtung Deiner Persönlichkeit ergeben würde. Hinsichtlich Deines Benehmens gegen sie könnte es unmöglich günstig sein. Weiß aber ein Mädchen daß man sie zu heirathen wünscht, so ist sie zu Gunsten des Freiers bestochen."

„Diesmal hat Deine Berechnung Dich getäuscht, Mama! Fräulein Josselinde verschmäht mich .... will nicht Gräfin Raudnitz werden."

„Es ist sehr verdrießlich, Joseph."

„Mehr für sie als für mich, Mama! Ihr wird nicht so bald eine ähnliche Partie geboten werden."

Sie dachte bei sich selbst: Unverbesserlicher Geck! —

Josselinde hielt auch ihre Selbstgespräche: Nein! nur nicht einen Mann heirathen, dessen Verhältnisse sie in diese Region der Gesellschaft, in diese

Flitter- und Formenwelt bringen würden, wo jeder Blick, jedes Wort, jede Bewegung, jede Handlung von einem Etwas bestimmt wird, welches nicht aus der Seele kommt. Weshalb dieser Mann mich hat heirathen wollen — weiß Gott! ich weiß nur daß es weder aus Achtung noch aus Neigung ist.

Von diesem Augenblick an ließ Gräfin Raudnitz die Familie Lidkerken fallen. Der Baron hatte inzwischen mit einigen Männern Bekanntschaft gemacht, so daß er Unterhaltung genug fand. Josselinde aber blieb fast immer bei Frau von Herdegen.

Eines Abends waren sie in das Conzert eines berühmten Clavierspielers gegangen. Vor ihnen saß Graf Joseph und der junge Mann der am ersten Morgen beim Anblick Josselindens „Diable!" gesagt hatte. Beide sprachen französisch zusammen. Aus Mangel an Uebung konnte Josselinde es nicht reden, aber sie verstand es ganz gut, und hörte wie der junge Mann den Eindruck schilderte, den ihr erster Anblick auf ihn gemacht.

„Sahen Sie je ein so häßliches Frauenzimmer? fügte er hinzu; — eines, bei dem die Häßlichkeit so ohne alle Milderung durch irgend eine Grazie zum Vorschein kommt? Ich — nie!"

„Ihre Grazie ist ihr großes Vermögen; sie soll steinreich sein," sagte Joseph.

„Glauben Sie wirklich daß irgend Jemand seiner innersten Natur Gewalt genug anthun könnte um an dem goldnen Angelhaken hängen zu bleiben?"

„Et pourquoi pas, mon cher? Gold bleibt Gold. Ferner ist eine solche Häßlichkeit ein sichrer Tugendwächter — was auch nicht übel ist."

„Nicht übel wäre, wenns wahr wäre! aber es ist nicht wahr. Häßliche Weiber sind die ärgsten Koketten. Die schönen verlassen sich doch ein wenig auf ihre Reize um zu gefallen; die häßlichen studieren fortwährend um diesen Mangel zu ersetzen. Ein häßliches Weib hat fast immer einen durch Neid und brutale Gefallsucht verderbten Character."

„Was für tiefe Studien Sie gemacht haben!"

„Hélas, mon cher! auf Kosten des Vertrauens! ich weiß Menschen die beim Anblick einer Häßlichen sofort ausrufen: Ach, das gute Mädchen! die brave Frau! Zu diesen Unschuldigen gehöre ich nicht. Das gute Mädchen, die brave Frau wollen auch" .... — —

Das Gespräch war auf dem Punkt eine Wendung zu nehmen die Josselinde noch mehr erschreckt haben würde; aber zum Glück kamen zwei mit der Vornehmthuerei behaftete Damen, welche ein Zeichen hoher Abkunft und guten Tons darin zu setzen suchten — spät zu erscheinen, und um guter

Plätze sicher zu sein, von dienstbeflissenen Herrn sie einnehmen und aufbewahren ließen. Die beiden jungen Männer standen auf, und Josselinde fiel in eine Art von Betäubung.

Sie hatte sonst nie an ihre Persönlichkeit gedacht. Die einfache Sorglosigkeit über die Erscheinung, die sie von ihrem Vater geerbt — und die sich in ihren friedlichen Verhältnissen bestärkt hatte, in denen sie nicht die geringste Aufforderung zu Koketterie und Eitelkeit fand — ging plötzlich in eine Art von Beängstigung über. So häßlich zu sein daß man vor ihr erschrecken mußte, daß nur ein großer Reichthum diesen unglaublichen Mangel übergolden konnte, daß ihr Character dadurch böse und gemein werden sollte: das war ja entsetzlich! Also deshalb sprach man nicht mit ihr, übersah man sie, machte man ihr einen impertinenten Heirathsantrag. Welch ein Ungeheuer war sie denn? — Sie sehnte sich nach einem Spiegel um gleich den entscheidenden Blick auf sich selbst zu werfen. Das Conzert wollte kein Ende nehmen! — —

Endlich stand sie einsam in ihrem Zimmer, trat mit einem raschen Schritt vor den Spiegel, wie einst ihr Vater, und prüfte die Gestalt, die ihrem Blick begegnete. Aber ihr Vater hatte um seines Mangels an Schönheit nie Demüthigungen erlitten:

drum hielt er muthig die Prüfung aus! Josselinde hingegen fand sich maßlos häßlich. Und sie war es wirklich, die Arme! sie war ganz das Ebenbild ihres Vaters. Von ihrer reizenden Mutter hatte sie nur ein Erbtheil: die Augen. Aber diese Augen mit dem unsicher flimmernden Blick, die man in Lindas lieblichem Antlitz nicht schielend zu nennen wagte, schielten in Josselindens unlieblichem stark genug um ihren offenen treuherzigen Ausdruck zu verschleiern — so daß sie weit häßlicher war als ihr Vater. Dazu die derbe, grobknochige Gestalt, mit großen Händen und Füßen und freien kräftigen Bewegungen; von Gesundheit strotzend, doch ohne Anmuth; Fülle ohne Grazie und Ueppigkeit, daher plump: so erblickte sie sich selbst, und so sah sie ein Jeder, auch Frau von Herdegen. Nur ihr Vater nicht! dem war sie schön.

Fast in jeder Frau wird die Eitelkeit durch eine angenehme und schmeichelhafte Regung wach. In Josselinden war's durch eine Kränkung. „Diable!“ hatte man vor Entsetzen bei ihrem Anblick gerufen! Einen Heirathsantrag hatte ein Wicht ihr gemacht, d. h. ihrem muthmaßlichen Vermögen, ohne im Mindesten nach ihrer Neigung zu fragen! War sie denn wirklich von der Natur gezeichnet und als Stiefkind behandelt: so wollte sie sich fern halten

von den bevorzugten Kindern und einsam leben und sterben. Doch neidisch und brutal gefallsüchtig wollte sie nicht werden. Vielleicht unglücklich! dachte sie und faltete ihre Hände mit Ergebung; aber nicht schlecht, mein Gott, und nicht gemein!

Eine andre Trauer als die welche sie in Dresden empfunden, legte sich während der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in Carlsbad auf ihre Seele. Dort war es die Folge süßer Ahnung von ihrem innern Zusammenhang mit allem Schönen gewesen, die ihr eine Welt voll Reiz, Herrlichkeit und Glück zu versprechen schien; hier — die trübe Entdeckung, daß eine äußere Kluft sie von dieser ersehnten Welt trenne.

Der Baron sah mit Betrübniß das geliebte Kind niedergeschlagen.

„Bereust Du es den Grafen Raudnitz abgewiesen zu haben?“ fragte er einst.

„O nein nein! rief sie lebhaft. Ich heirathe nie, Papa.“

„Mich kann dieser Entschluß nur freuen, Goldkind .... aber er muß Dich nicht betrüben.“

„Und weshalb freut er Dich so sehr?“

„Weil die Männer nicht so gut sind als die Frauen und sie nicht immer glücklich machen“ — sagte der Baron etwas verlegen, da er ihr seine

eigentlichen Gründe voll Egoismus und Besorgniß der Vaterliebe nicht mittheilen konnte.

„Ich habe das Heimweh, sagte Josselinde; mir ist in diesem engen heißen Thal beklommen zu Muth .... das ist Alles, Papa! In Embden werde ich wieder ganz lustig sein, und Deine Kur ist ja nun bald glücklich überstanden: dann geht's fort!"

Und es ging bald fort und auf dem nächsten Wege zurück nach Embden, wohin sie sich Alle heftig sehnten.

Die Brunnenkur war von geringer Wirkung auf den Gesundheitszustand des Barons. Anfangs spürte er zwar einige Erleichterung; doch nach der geringsten Erkältung, dem leichtesten Diätfehler brach das Leiden verstärkt los, und bereitete ihm einen unsäglich qualvollen Winter. Als der Arzt im Frühling eine zweite Reise nach Carlsbad verordnete, entgegnete der Baron mit großer Bestimmtheit: sie sei unmöglich in seinem Zustand und ganz unnütz. Er fühle daß er nichts zu thun habe als auszuhalten bis zum Ende. Die sanftverlegene Miene des Arztes stimmte mit dieser Ansicht überein.

Josselindens ganze Existenz drehte sich mit jedem Gedanken und Gefühl wie mit jeder Handlung um

den Vater. Das Bedürfniß für etwas Andres zu leben als für uns selbst — so unabweislich in jedem vollen warmen Herzen — fand hier volle Befriedigung. Sie pflegte ihn nicht blos zärtlich, sorgsam und unermüdlich, wie eine gute Tochter, sondern sie brachte ihre ganze Seele mit einer warmen Liebesfülle, von der sie selbst nichts wußte, zu dieser Pflege mit und fühlte daß sie ihm leiblich und geistig wolthat. Der Baron, ein ziemlich störrischer Kranker, fügte und unterwarf sich nur ihren Bitten und Vorstellungen, und zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht sie mit ärztlichen Verordnungen sich ihm nahen mogte — stets empfing er sie mit Blick oder Wort voll Liebe und Segen, und wetterte nur heimlich gegen die Unwissenheit des Doctors, der ihn umsonst plage.

Daß es nicht umsonst sein möge, war Josselindens heißes Gebet.

An einem wunderschönen Sommerabend hatte sich der Baron in seinem Krankenstuhl in den Garten rollen lassen, und genoß mit seltenem Behagen die wolthuende warme, von der Sonne durchglühte und durchglänzte Luft. Frau von Herdegen und Josselinde saßen neben ihm und freuten sich an seinem heitern Blick.

Plötzlich trat ein junger Mensch in tiefer Trauer

unter das Portal des Hauses und ging ohne weitere Anmeldung auf die Gruppe zu.

„Levin! bist Du's, mein alter Junge?" rief der Baron freudig als er ihn bemerkte.

„Levin! bist Du es?.... sind Sie es!" rief Josselinde ihn allmälig erkennend.

„Freilich bin ich es! sagte Levin Wildeshausen die dargebotenen Hände drückend; — aber als Trauerbote: mein Vater ist todt; ganz plötzlich und ohne Krankenlager ist er gestorben."

„Wildeshausen todt!" sagte der Baron und blickte starr zur Erde.

„Gestern begraben!" flüsterte Levin.

Alle schwiegen. Der Baron nahm zuerst wieder das Wort:

„Er hat gelebt wie ein braver Mann, Dein Vater, Levin! Gott wird ihm gnädig sein.... und uns Allen, Kinder!.... Frau und Freund warten nun im Himmel auf mich."

Dann fragte er Levin nach den Vermögensumständen seiner Familie, worauf dieser entgegnete:

„Sie sind nicht glänzend; Wilderich wird es schwer haben! In drei Wochen ist er einundzwanzig Jahr alt und mündig, aber noch nicht fertig mit seinen Studien. Allodialvermögen ist gar nicht vorhanden — nur das der Mutter; sie ist auch in

des Vaters letztem Willen zur Obervormünderin ernannt."

„Mein Junge, wie hast Du Dich zu Deinem Vortheil verändert! sagte der Baron freundlich Levins Kopf mit der Hand streichelnd. Das hätte ich nimmermehr von Dir erwartet, als Du vor sechs Jahren von hier fortgingst."

„Kein Mensch hat etwas Gutes von mir erwartet," entgegnete Levin resignirt, „und auch jetzt noch wissen sie nicht was aus mir werden soll, weil ich nicht studieren kann und nicht Soldat werden mag."

„Nun sieh, mein Junge, grade dies gefällt mir an Dir. Studieren können — würdest Du; denn die dümmsten Teufel studieren mit Glück Jurisprudenz, Gottesgelehrtheit, Philosophie und andre erhabene Dinge, hinter deren Floskeln sie für Unsereinen ihre Dummheit, d. h. ihren Mangel an gesundem Menschenverstand, zu verbergen suchen. Dir mangelt er nicht, da Du Dich mit diesem unnützen Krimskrams nicht befrachten magst. Und Soldat zu werden, Soldat in Friedenszeiten, auf Wache ziehen, zur Parade gehen, dressirt werden und dressiren, den Bart wirbeln und mit dem Säbel klirren — das ist ein miserables Leben."

„Nicht wahr?" sagte Levin, froh der seltnen Theilnahme.

„Aber, nahm Frau von Herdegen das Wort, die Ihrigen haben doch ganz Recht zu fragen was aus Ihnen werden soll, lieber Levin? Wie und wovon gedenken Sie denn zu leben, jetzt und künftig? Sie haben kein Vermögen und Sie wissen es! hätten Sie es aber, so würde es sich noch weniger passen mit den Händen im Schooß die Jugend zu verträumen."

„Hätte ich Geld, so würde ich reisen," entgegnete er.

„Dazu sind Sie zu jung, erwiderte sie pedantisch. Erst muß man tüchtig lernen und studieren; dann reist man."

„Ich habe auch kein Geld, also unterbleibt es von selbst!" sagte Levin gelassen, wie Jemand der daran gewöhnt ist immer auf Mißbilligung seiner Wünsche und seines Wesens zu stoßen.

„Was thust und treibst Du denn jetzt, mein Junge?" fragte der Baron theilnehmend.

„Ich bin kürzlich von Hohenheim zurückgekommen, lieber Onkel. Ich glaubte mich jetzt für die praktische Landwirthschaft interessiren zu können.... aber es ist unmöglich. Da will ich denn nun zum Oberförster Merker, hier in den großen königlichen Forst."

„Was willst Du denn da, Junge? sagte der

Baron befremdet. Der Oberförster ist ein arbeitsamer und strenger Mann, der Dich wie einen Holzwärter wird brauchen wollen zum Aufpassen auf Holz- und Wilddiebe — während Du Dir vielleicht einbildest tagein tagaus nach Herzenslust auf Hasen und Rehe knallen zu dürfen."

„Ich bin gern im Walde, auch ohne beständig zu jagen, lieber Onkel. Man kann da viel lernen über Bäume, Pflanzen und Thiere — wovon in den Büchern nichts steht."

„Das ist richtig! aber zu welchem Zweck soll Dir dies Alles dienen — muß ich doch nun auch endlich fragen."

„Um die Natur kennen zu lernen."

„Die Natur? hm, ja! man muß die Natur des Bodens, der Bäume, des Wildes, d. h. deren eigenthümliche Beschaffenheit kennen, um sie in die Beziehungen zu einander zu bringen, die sie zu ihrem Gedeihen brauchen — damit man nicht Eichen in sandigen Boden und nicht Nadelholz in schweren setze. Meinst Du das?"

„Ja, lieber Onkel," erwiderte Levin bereitwillig.

„Nun, lieber Junge, dann mußt Du Dich künftig etwas klarer ausdrücken, damit man nicht zu fragen braucht was Du mit Deinen Worten

meinst .... — Und wann gehst Du zum Oberförster Merker?"

„In diesen Tagen."

„Dann bist Du ganz nah bei uns! .... wir sehen von hier die blaue Rauchsäule des Forsthauses an der schwarzen Wand des Kiefernwaldes aufsteigen. Das Haus selbst sieht man nicht, aber man erreicht es in einer halben Stunde höchstens, wenn man durch den Garten, über den Embdener Bach und über die Wiese geht."

Josselinde erinnerte den Vater an die sinkende Sonne, und der Baron sagte zu Levin, während er sich ins Haus rollen ließ:

„Linda ist mein bester Doctor! ich muß ihr gehorchen ohne mich zu ärgern .... und das ist eine große Wolthat .... sobald uns nämlich Gott mit Schickungen heimsucht, welche uns diesen Quacksalbern in die Hände liefern. Nichts für ungut, mein Goldkind, mein Gottesengel!"

Levin warf einen schüchtern zärtlichen Blick auf Josselinde; aber er sagte nichts.

Später ging der Baron zu Bett und Frau von Herdegen zog sich zurück. Josselinde aber blieb immer bis Mitternacht oder noch später im Salon. Neben demselben lag ihres Vaters Zimmer; da konnte sie immer beobachten wie er die Nacht be-

gann, und war sie schlecht, so ging auch sie manches Mal nicht schlafen.

Kaum war Levin mit Josselinden allein, so machte er es genau wie in seiner Kindheit — er wurde ganz anders. Die Vertraulichkeit jener Zeit hörte instinctmäßig auf zwischen einem Jüngling und einem jungen Mädchen, die sich in sechs Jahren nicht gesehen hatten, und sich nun auf einer andern Lebensstufe wiedersahen; aber die Erinnerung an die alte Vertraulichkeit war zu lebhaft und mischte sich bei Levin mit zu viel warmer Dankbarkeit um nicht aus dem Ton verwandtschaftlicher Freundlichkeit in den alter Intimität zu fallen. Levin setzte sich neben Josselinde, nahm ihre Hand und sagte:

„O Gott, Josselinde! .... wie viel, wie oft habe ich an Sie gedacht."

Da ihr dies fast nie, mindestens nie anders als mit sanfter Gleichgültigkeit geschehen war, so fragte sie befremdet:

„Ist es möglich, Levin? Sie waren so jung und unentwickelt als Sie uns verließen, daß ich Ihnen kein so gutes Gedächtniß zugetraut hätte."

„Ich habe auch nur im Herzen ein gutes Gedächtniß — nicht im Kopf! und im Herzen habe ich Sie behalten, Josselinde, weil Sie die Einzige sind, die mich je lieb gehabt haben. Dafür mögte

ich Ihnen nun danken! damals als ich fortging wußte ich es nicht — ich fühlte es nur dumpf."

„Mein armer Levin, wenn Ihre Kindheit trübe war, so wird Ihre Jugend sich vielleicht heiterer und besser gestalten, denn Sie sind ganz anders geworden als Sie waren."

„Nun gut, so wird man mich lieb haben um irgend einer Eigenschaft willen die ich in mir entwickele; aber den armen kleinen unglücklichen Menschen, der ich war — hat Niemand lieb gehabt als Sie! .... Klein bin ich nicht mehr, aber unglücklich, Josselinde."

„Was ist Ihnen widerfahren? Sprechen Sie von dem Tode Ihres Vaters?"

„Das ist nur ein Schmerz! ein Unglück sitzt tiefer .... und das meine am allertiefsten: ich kann mich nicht in Einklang und Verständniß mit demjenigen setzen, wovon man sagt Pflicht und Vernunft begehrten es. Ich kann nicht lernen was ich lernen sollte — nicht werden was ich werden sollte — nicht das wünschen und dahin streben was man mir als Ziel vorhält. Mich langweilen die Handgreiflichkeiten — mich vernichten die Zahlen — mich erkälten die Thatsachen — und man sagt mir, dafür sei der Mensch geboren; im praktischen Thun müsse er sich üben und festsetzen, und

darin etwas leisten; dies sei die Bestimmung des Mannes."

„Und bezweifeln Sie das, Levin?"

„Nein! das ist eben mein Unglück: ich bezweifle es nicht .... und fühle nur daß ich nichts leisten kann."

„Sie sind zu jung um das wirklich zu fühlen; Sie bilden es sich ein weil es Ihrer träumerischen Richtung entspricht, lieber Levin."

„Die Andern sagen's und ich .... lasse sie sagen! sie Alle wissen nichts mit mir zu machen. Für Eltern, Lehrer und Geschwister war ich von je her der einfältige, faule, eigensinnige Levin, um den man sich nur bekümmerte um ihn mit Vorwürfen, Verweisen, Drohungen, Strafen zu überstürzen und — zu verschüchtern. Sie aber, Josselinde, sollten doch wissen daß ich gar nicht in solcher träumerischen Unthätigkeit verharre als man wähnt. Latein und Griechisch verstehe ich nicht, und Mathematik nun gar nicht, und gegen alle Vorträge vom Katheder herab habe ich einen tiefen Widerwillen. Aber mit meinen Büchern kann ich die Nächte durchwachen."

„Und welche sind denn Ihre Bücher?"

„Die Dichter aller Zeiten und Völker! Um deren Sprache zu verstehen, um ihrem Schwung zu folgen, um mich in den Kreis ihrer Gedanken, An-

schauungen und Bilder zu versetzen — dafür ist mir die angestrengteste Aufmerksamkeit nicht zu mühselig. Und jetzt will ich Ihnen etwas anvertrauen, aber nur Ihnen: zum Oberförster Merker gehe ich theils um in der stillen freien Natur zu leben, theils .... um griechisch zu studieren .... jedoch auf meine Weise."

„Sie sind ein Querkopf, Levin, ein Sonderling. Hätten Sie griechisch gelernt zu rechter Zeit, auf der Schule, wie alle jungen Männer, so würden Sie sich jetzt nicht damit zu plagen brauchen."

„Hätte man mich griechisch gelehrt aus dem Homer und Sophocles statt aus der Grammatik — hätte man mir den Leib gezeigt statt des Geripps, so würde ich es gelernt haben. Ohne Neigung für einen Gegenstand zu haben, weiß ich ihn nicht anzugreifen; wie soll ich ihn überwältigen?"

„Kann man denn nichts aus Pflichtgefühl thun?"

„Wenn wir liebreich zur Pflicht sind angehalten worden, und wenn uns nicht grade das Widerstrebende einzig als Pflichterfüllung geboten wird — dann gewiß! aber wenn man sie zu einer ewigen Folter unsrer ganzen Richtung macht: so sträubt sich der Gefolterte instinctmäßig und verfällt in Apathie — genau wie ich, Josselinde."

„Und was erweckte Sie daraus?"

„Eine Schneiderfrau in Osnabrück, in deren Haus wir wohnten, Wilderich und ich, während wir dort auf der Schule waren. — Ich pflegte mich Sonntags fürchterlich zu langweilen; Werktags auch, aber ich dachte darin bestehe eben der Werktag und der Sonntag müsse etwas Besondres bringen, da er doch allen Kameraden etwas Besondres brachte — nämlich die selige Befreiung von schreiben, memoriren, im Wörterbuch nachschlagen u. dgl. Da ich dies Alles gar nicht oder unendlich nachlässig that, so konnt' ich nicht die wenige Freiheit des Sonntags so schätzen wie meine fleißigen Kameraden, und trübselig schlenderte ich umher, wenn's nicht eine Balgerei oder Rauferei gab. Bei einer solchen war ich von wüthender Thätigkeit! da wachte ich auf, ward lebhaft, nahm Antheil, und gerieth in einen wahren Freudentaumel wenn ich mich an meinem Gegner so recht abarbeiten konnte."

„Gott bewahre! sagte Josselinde mit Widerwillen; das ist ja eine abscheuliche Beschreibung."

„Ja, entgegnete Levin sehr ruhig, dies war die einzige Aeußerung meiner Lebensthätigkeit die mir Vergnügen machte. War ich und hatte ich dann recht zerprügelt und zerbläut, so ging ich ins Gärtchen hinter dem Hause und legte mich auf die Bank unter dem Apfelbaum, starrte in die Blätter und

durch sie in den Himmel, und befand mich Anfangs recht wol, doch nach und nach unsäglich betrübt. — Auf dieser Bank fand ich eines Sonntag Nachmittags ein Buch, welches unsre Wirthin dort vergessen hatte.... ein verschollner Räuber-Roman, „Rinaldo Rinaldini". Der wurde mein Erlöser! Jetzt begann ich zu leben und mit Freuden zu leben, und von diesem Augenblick an langweilte ich mich nie mehr sobald ich mir selbst überlassen war. Unsre Hauswirthin hatte für Ritter- und Räuber-Romane, und für Spuk- und Schauergeschichten eine entschiedene Vorliebe. In einer äußerst billigen und kümmerlichen Leihbibliothek, welche den Abhub der größeren und längst vergessene Bücher an sich brachte, und von einem alten Mütterchen gehalten wurde, strömte dieser Quell sehr reichlich. Ich dahin, und gelesen, gelesen, gelesen! nicht etwa zu Hause — das kostete zu viel Zeit! sondern dort an Ort und Stelle, damit keine Minute zwischen dem beendeten und dem zu beginnenden Buch verloren gehen möge."

„Und wie war denn Ihre Empfindung bei einem solchen unsinnigen Lesen?"

„Seligkeit, innere Seligkeit, denn meine bis dahin unbeschäftigte Phantasie, die so sehr gedarbt hatte und die vielleicht vorherrschend in mir ist —

fand nun Nahrung vollauf. An ihr entzündete sich Neugier, Wißbegier, Wissensdurst, und es versteht sich daß ich sehr bald zu andern Büchern überging, zu unsern Dichtern, zu Shakespeare, zu den Italienern und Spaniern. Daran knüpften sich Geographie, Mythologie, Geschichte, Religionssysteme. Alles Alles war mir willkommen, was sich meiner Welt der Gestalten und Bilder anreihte und ihr Fundament, oder Erklärung, oder Hintergrund gab. Ich las bis zur Besinnungslosigkeit, bis ich betäubt in Schlaf fiel. Es war nicht daran zu denken mich zu Schularbeiten zu bewegen. Ich war und blieb der Letzte und immer der Letzte. Ward ich deswegen von den Kameraden verhöhnt, so prügelte ich sie mit eiserner Faust — von den Lehrern bedroht, so schwieg ich mit starrer Gleichgültigkeit — von den Eltern ermahnt, so versprach ich immer, ihnen Freude machen zu wollen; — aber es ist nie dazu gekommen, auch nicht in Hohenheim, wo ich die letzten Jahre zubrachte, weil meine Weise nun einmal nicht die ihre ist."

„Aber ich glaube Ihre Weise ist die keines vernünftigen Menschen, sagte Josselinde nach einer Pause des Nachdenkens; sie ist zu unbändig, zu regellos; sie verwirft jede Vorschrift außer der ei=

genen. Geht denn das in der Welt? Und was soll denn aus Ihnen werden, Levin?"

„Aber muß man denn immer äußerlich etwas werden, Josselinde? Ist es denn wirklich ein Glück und eine Ehre Lieutnant, Referendar, Kammer- oder Jagdjunker, Gesandtschafts-Attaché zu werden?"

„Lieber Levin, man fängt mit dem Lieutnant an um mit dem General aufzuhören! und so ist's in jeder Laufbahn."

„Nun gut, Josselinde! ich frage weiter: ist es denn ein Glück und eine Ehre General oder Präsident oder Kammerherr zu werden?"

„Ganz gewiß für den, der dahin strebt! haben Sie denn keinen Funken von Ehrgeiz?"

„Es muß wol nicht sein, denn solch ein Ziel macht mich lachen."

„Schlimm genug für Sie! dann bleibt Ihnen nichts übrig — als der Taugenichts!"

„Das fragt sich, Josselinde! ich habe ja ein Ziel .... mein Ziel!"

„Nun?" fragte sie gespannt.

„Groß will ich werden und glücklich."

„Sie sagen das in einem Ton als ob Sie nichts weiter als ein Glas Wasser foderten! ist denn dies so leicht in der Welt, da Sie die Mittel und Wege verschmähen auf denen man dahin gelangt?"

„In einer sogenannten Carriere wird von Tausenden nicht Einer weder groß noch glücklich.“

„Kann sein! — aber außerhalb der Carriere?“

„Was wußten Göthe, Napoleon, Luther von einer Carriere!“

Josselinde starrte Levin befremdet an. „Also Dichter, Eroberer oder Reformator?“ .... — —

Er fuhr krampfhaft heftig mit der Hand über's Gesicht und sagte dann niedergeschlagen:

„Tolle Ideen, nicht wahr? Dergleichen denkt man nicht zu werden, sondern man wird es ohne daran zu denken, nicht wahr? — Daraus ziehe ich den traurigen Schluß, daß ich es nicht werde, denn ich denke zu viel daran.“

Josselinden ward unheimlich: „Levin, sagte sie, es ist recht gut daß Sie grade zum Oberförster Merker gehen. Da werden Sie mehr bei uns sein als im Forsthause, und das wird Sie von Ihren einsam krankhaften Grillen befreien. Mein Vater ist die praktische Tüchtigkeit selbst; ich habe dieselbe Anlage, wenn auch noch unentwickelt; das wird Ihnen wol thun, und um so mehr als wir Sie lieb haben und Sie uns.“

Freudig rief Levin: „Wie ganz sind Sie die Alte geblieben! immer treu, wahr und gut .... und auch

für mich! Ja, Josselinde, das wird mir unaussprechlich wol thun."

„In mir und um mich ist nichts geschehen was mich hätte umwandeln können. Mein Leben und meine Pflichten sind ebenso einfach als meine Anlagen, und mit ihnen in Uebereinstimmung entfaltet sich mein Character. Ich glaube er eignet sich zu einer recht festen und aufrichtigen Freundschaft — drum wollen wir Freunde sein, nach wie vor, Levin."

Es machte sich Alles ganz friedlich und freundlich. Levin blieb ein Paar Tage in Schloß Embden, dann siedelte er sich ins Forsthaus über, kam jedoch täglich und wurde immer mit ermunternder Herzlichkeit empfangen. Für Josselinde, die ausschließlich mit dem kranken Vater und der wenig anregenden Großmutter lebte, war der Umgang mit ihres Gleichen, mit der frischen und ermunternden Jugend, äußerst wolthätig. Sie hatte den Mangel vielleicht früher nie so bemerkt, denn man vermißt nicht das was man nicht kennt; jedoch Andere hätten ihn bemerken können. Eine gewisse innere Ueberreizung ließ nach, welche junge einsame Geschöpfe häufig befällt, deren hauptsächlichste Gesellschaft ihre eigenen Gedanken sind, die ihnen zugleich Exaltation und Schroffheit

geben. Der Horizont ihrer Empfindungen wurde größer, weil sich Jemand Theilnahme verlangend und gebend an sie schloß. Das beklemmende und demüthigende Gefühl der Vereinzelung wich; sie ward plötzlich um zehn Jahr jünger.

Der Baron mit seinem wolwollenden Gemüth freute sich herzlich daß „der arme Junge", wie er Levin noch immer nannte, sich doch endlich zu einem vernünftigen und braven Menschen anschicke, und ermahnte ihn unaufhörlich — aber in freundlichen und aufmunternden Weisen — praktische Kenntnisse des Forstwesens sich anzueignen.

„Nur nicht zu viel Bücher, mein Junge! das kann ein alter Praktikus wie ich Dir gar nicht genug wiederholen. Wenn du auch weißt daß Pinus picea die Fichte und Pinus abies die Tanne heißt: so folgt daraus noch gar nicht daß Du die Bäume draußen im Walde beim ersten Blick unterscheiden kannst; — und darauf kommt es an! In ihrer Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit muß man die Dinge kennen, und hinterdrein möge man lernen wie sie auf lateinisch heißen."

Levin, mit jener äußern Nachgiebigkeit und Unterordnung, welche er sich angewöhnt hatte, versprach immer dem guten Rath zu folgen, den er stets sehr bescheiden anhörte. Aber dabei blieb es. Mit all

dieser äußeren Bescheidenheit hatte er sich auch angewöhnt zu denken: Man versteht mich nicht; nur ich selbst verstehe mich und folglich kann auch nur ich selbst die Art wie ich meine Richtung zum Ziel verfolge, beurtheilen und einrichten.

Die apathische Stumpfsinnigkeit, die seine Organisation in der Kindheit befallen hatte, die aus einem Gemisch von Eigensinn und Schlaffheit seinerseits — und aus Unkenntniß und Mißgriffen seiner Erzieher entsprang, war gewichen, als die Schaale sprang, welche den Kern seiner Eigenthümlichkeit umschloß. Phantasie und Liebe zum Schönen waren in ihm vorherrschend; man hatte ihnen keine Nahrung gegeben: drum hatten sie geschlafen und der ganze Mensch mit ihnen. Jetzt war er aufgewacht, jetzt nährte er sie mit derselben Hartnäckigkeit, womit er sich früher gegen aufgedrungenen Einfluß gewehrt hatte. Jetzt ließ auch die Schlaffheit nach, denn der Reiz war gefunden der sie überwand. In großen und schönen Bildern ging ihm der Begriff des Lebens auf! die wollte er suchen, sehen, genießen, in sie sich versenken, mit ihnen sich sein Dasein ausbauen. Ausdauer, Selbstüberwindung, Strenge — gab es nicht zu üben in diesem himmlischen Reich! Das Gute thaute mit dem Schönen von selbst vom Himmel herab und quoll ebenso von selbst im Her-

zen auf. In diese unvollständige aber traumhaft süße Existenz versenkte sich Levin. Mit ehrgeizig strebenden Jünglingen stand er nicht auf gleicher Stufe, und mogte und konnte er daher nicht auf gleichem Fuß leben. Er fand sie roh, brutal und eingebildet; sie fanden ihn unwissend, kraftlos, einen träumerischen Schwächling. Verletzt und empfindlich hielt er sich fern von ihnen. Aber auch von älteren Leuten hielt er sich fern; er fürchtete Ermahnungen, Rathschläge, gute Lehren, weil er sich selbst genug kannte um zu wissen daß sie entweder gar keinen — oder das Gegentheil von dem beabsichtigten Eindruck auf ihn machen würden. Er war in seiner ersten Jugend allzu sehr mit Ermahnungen überhäuft worden, um nicht eine starke Opposition gegen ihren Einfluß in sich ausgebildet zu haben. So machte er sich einsam um weder verletzt noch eigensinnig zu werden. Allein er hätte grade eines opponirenden Contactes bedurft um sich gegen diese scheue Empfindlichkeit zu stählen und um den Eigensinn im bewußten Willen abzuklären. Dazu gehört freilich Characterstärke, und sie ist nur zu erlangen wenn man ohne Verzagtheit und ohne Empfindlichkeit die widerstrebendsten Berührungen an sich heran treten läßt, ihnen ins Auge sieht, ihnen Spielraum gönnt, ihren Stachel erträgt, und

dann sich sammelt um sich unzersetzt in sich selbst wiederzufinden. Niemand wird solchen Conflict absichtlich suchen, aber die Menschen die zu einem tüchtigen Leben bestimmt sind, finden ihn auf ihrem Wege. Wer ihn geflissentlich meidet verfehlt seine Entwickelung.

Levin lebte äußerst glücklich im Forsthause. Um die Forstbotanik, vor welcher der Baron ihn gewarnt hatte, kümmerte er sich wenig und Pinus picea wie Pinus abies waren ihm mit ihrem ganzen Anhang von Arten, Ordnungen und Classen höchst gleichgültig. Das Leben in der Natur lockte und bezauberte ihn. Er studierte wirklich mit Feuereifer die griechische Sprache, von deren Rudimenten er sich vor einigen Jahren mit hartnäckigem Abscheu weggewendet hatte. Aber er studierte sie jetzt in ihrem lebendigen Ausdruck, und die ganze herrliche griechische Götter- und Heroenwelt, wie sie in Geschichte, Mythologie und Poesie waltet, trat für ihn aus den Büchern heraus und beseelend, athmend, in die Natur hinein. Aber auch um ihrer selbst, um ihrer Schönheit willen, liebte er die Natur. War sie ihm das Symbol einer ewigen Palingenesie alles Seins — stralten übersinnliche Ideen durch den Goldschleier ihrer Erscheinungen ihn an: so rührten ihn auch wieder ihre einfachen stillen Ge-

bilde, ihre unermüdliche Schöpferkraft, die Größe, Grazie und Mannigfaltigkeit ihrer Formen aufs Tiefste, indem sie durch die sinnliche Anschauung in seine Seele drang.

Fast jeden Abend ging er nach Schloß Embden, und verbrachte mit Josselinden in traulichem Geplauder die Stunden bis Mitternacht. Er ließ vor ihr sein inneres Leben unbefangen überwallen und sich ausströmen. Sie fand viel an ihm zu tadeln und verschwieg es nicht; und von ihr nahm er auch den Tadel an ohne den heimlichen Vorbehalt daß derselbe auf ihn nicht passe, weil Josselinde ihn nicht verstehe. Im Gegentheil! die Art wie sie ihn tadelte zeigte ihm nur ihre liebende Theilnahme, denn es klang immer wie gute Wünsche und nie wie Vorwürfe.

„Ich begreife die Einsiedler der alten Tage! sagte einst Levin. Nur in der Einsamkeit hat man Ertasen, indem man das Leben des Ichs dem Leben des Alls hingiebt, und das Leben der Welt unbeachtet vorüber rollen läßt."

„Ich weiß doch nicht ob das den Menschen befriedigen kann, entgegnete Josselinde bedenklich. Die alten Einsiedler, wie ich sie verstehe, brachten in ihre Thebaïden nicht Ideen von Ertasen, sondern von Opfer. Sie brachten sich mit all ihren menschlichen

Wünschen und Hoffnungen Gott zum Opfer dar. Sie verfuhren mit sich selbst wie Abraham auf Morija mit seinem Sohne: es ward ihnen schwer, sie kämpften heiß; aber ihr Glaube lehrte sie überwinden. Das ist etwas ganz Andres, Levin, als sich am Embdener Bach ins Erlengesträuch legen und die Libellen so lange beobachten bis es Ihnen vor den Augen flimmert. Für den Greis ist es ganz recht das Leben der Welt unbeachtet zu lassen, denn er kann doch nicht mehr dessen Triebrad in Bewegung setzen helfen; allein von jungen Männern ist es verkehrt."

„Es zogen doch keineswegs abgestorbene Greise nur in die Zellen der Einsiedler, sondern feurige und kräftige Männer."

„Damals — ja! Jetzt .... würden diese nämlichen Männer es nicht thun. Jetzt würden sie sich mischen in das Leben der Welt, das zu einer andern Theilnahme auffodert als religiöse Beschaulichkeit sie gewähren kann."

„Und lassen Sie die poetische nicht gelten?"

„Lese ich das Leben der großen Dichter, Dantes und Petrarcas, Alfieris und Byrons, so finde ich zwar Epochen der Beschaulichkeit, wo sie abgeschieden mit ihrem Genius lebten; aber es waren nur Ruhepunkte in einer feurig bewegten Existenz. Und

dann, Levin: um mit dem Genius zu verkehren muß man seiner gewiß sein. Regt sich denn Etwas in Ihrer Seele, was Ihnen — ich sage nicht eine Bürgschaft, sondern nur eine Hoffnung giebt?"

Levin schwieg, stand auf und trat ans Fenster. Es war eilf Uhr Abends und ein ungewöhnlich klarer Novemberhimmel, trotz der feuchten und fast schwülen Luft, durchfunkelt von Myriaden Sternen, zwischen denen zahlreiche Sternschnuppen niederschossen. Mit einer Empfindung für welche intensivste Sehnsucht nur eine schwache Bezeichnung ist, sank sein Blick in diese unermeßliche Licht- und Schönheitswelt hinein, und der Wunsch so Etwas zu schaffen, so etwas Stralendes, Ewiges — ging wie ein leuchtender Blitz zuckend, blendend, verklärend durch seine Seele. Indem löste sich eine Sternschnuppe wie von ihrem Stern ab — und Levin gedachte jenes Aberglaubens, der die Erfüllung desjenigen Wunsches verspricht, welcher gedacht wird während des Falls einer Sternschnuppe. Unwillkürlich erfreute ihn die Vorbedeutung. Aber er hätte auch denken können: So eine Sternschnuppe — da droben ein Zwilling der Gestirne, hier unten ein Ding ohne Namen — ist so recht ein Symbol für das was der Mensch sich zutraut und was daraus wird.

Josselinde war auch ans Fenster getreten; sie legte ihre Stirn an die Scheibe und sagte:

„Welch ein Sturz, so aus dem Himmel auf die Erde zu fallen!"

Levin schauderte. Er war mit diesen fliegenden Sternen durch die Unendlichkeit geflogen, nicht zur Erde gefallen. Sie fuhr traurig fort, eingedenk des vorhergehenden abgebrochenen Gesprächs:

„Das ist das Schicksal aller unbegründeten Hoffnungen, Levin."

„Es steht geschrieben: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden."

„Glaubensstarke Seelen nicht, denn die haben ihr Fundament! Aber ins Blaue hinein hoffen, daß goldne Sterne des Glücks uns überrieseln werden, während wir träumerisch und träg dasitzen — lieber Levin! aus solchen Sternen werden Sternschnuppen! sie erlöschen zu einem Nichts."

„Also Sie haben keine Hoffnung für mich?"

„Ich weiß es nicht! ich kann mir nicht vorstellen daß Ihr gegenwärtiges Leben sehr zu Ihrer Entwickelung beiträgt. Hat denn je ein junger Mann so gelebt wie Sie, im Walde und mit Büchern, ohne Anregung von Lehrern, Freunden, anspornendem geistigen Umgang?"

„Warum sollte ich nicht so leben, da in mir der

Wissensdurst größer ist als je ein Lehrer ihn anfachen könnte, weil er aus mir selbst und meiner individuellen Richtung geboren, nur das Homogene zu erfassen sucht und allen Ballast des Heterogenen bei Seite läßt, Zeit und Mühe dadurch ersparend. — Und Freunde? mein Gott, ich hatte ja Freunde so gut wie jeder Andre, wenn ich grade in der Laune war mit ihnen zu verkehren! wissen Sie wohin der Umgang mit Freunden mich geführt hat? — zu Dingen die ich Ihnen wahrhaftig nicht sagen werde .... so nichtswürdig und thöricht sind sie. — Nein, Josselinde! ich habe Sie und das ist besser als hundert Freunde, und habe meine Studien im einsamen Walde, und das ist besser als die Collegia, die Raufereien und die Trinkgelage der Universität. Ich bin glücklich wie die Biene welche durch Wald und Flur schwärmt und sich aus jeder Blume Honig sammelt. Gönnen Sie mir das nicht?"

„Das Beste und Herrlichste gönn' ich Ihnen. Zufriedenheit ist besser als alles Andre. Sind Sie wirklich zufrieden, so sag' ich nichts mehr."

„O! rief Levin mit großer Wärme, Sie haben mich wirklich lieb: Sie freuen sich wenn es mir in meiner Weise wol geht! Die Andern verlangen immer daß es in der ihren sei."

„Mein Vater gewiß nicht!“ sagte Josselinde etwas verlegen.

„Nein! denn Ihr Vater sieht mich mit Ihren Augen an.“

Sie schwieg; aber ihr Blick flog gedankenvoll zu ihm herüber als ob sie sich überzeugen wolle, daß ihr und ihres Vaters Auge dasselbe sei. Dann wünschte sie ihm gute Nacht und sie trennten sich — Levin um unter dem Sternenhimmel zu schwärmen, Josselinde um am Bett ihres Vaters bis gegen Morgen zu wachen.

Der Baron fühlte täglich mehr die Abnahme seiner Kräfte. Er verschwieg es seiner Tochter, aber um so mehr dachte er mit einem Gemisch von Trauer und Selbstvorwurf an die gänzliche Vereinzelung in der sie nach seinem Tode zurückbleiben würde. Als er sich im vollen Besitz kräftiger Gesundheit fühlte, schien es ihm genügend für Josselindens Wol, nach seinem Tode, Besitzerin von Embden zu sein; hatte es ihm doch genügt während so langer Jahre! Aber nun, am Ende seiner Laufbahn, als das Bedürfniß und das Vermögen der Thätigkeit zusammen in den Hintergrund, und die Liebe seines Kindes als glänzender Lichtpunkt in

den Vorgrund traten: da dünkte er sich ein egoistischer Vater zu sein, der nur darauf bedacht seine Tochter bei sich zu haben, sie abgehalten hatte eine Verbindung zu schließen, die ihr Liebes- und Mutterglück bringen und sie vor Vereinzelung schützen würde. Jetzt hätte ihn ihr Entschluß zu heirathen ebenso beseligt, als ehedem betrübt.

Als Levin ins Forsthaus kam, so ganz verändert, ein braver hübscher anstelliger Junge — fand der Baron ihn einen sehr passenden Gatten für seine Tochter. Er hatte freilich kein Vermögen, war fast zwei Jahr jünger als Josselinde, konnte bis jetzt mit keinerlei Aussicht auf Fortkommen in der Welt sich schmeicheln: aber gleichviel! so ein kreuzbraves Gemüth wiegt alle Einwürfe auf — und um so mehr, als beide junge Leute im freundlichsten Einverständniß zusammen lebten. Daß sich dies geschwisterliche Verhältniß über kurz oder lang in ein eheliches umwandeln müsse, verstand sich von selbst nach seiner Meinung.

Wie immer höchst aufrichtig und unbefangen zu Werk gehend, sagte er im Anfang des Winters zu Josselinden:

„Wenn Levin fortgeht wie er jetzt beginnt, so werden wir Freude an ihm erleben. Der Oberförster sagte mir heute man könne sich so viel Ernst

und Aufmerksamkeit gar nicht von einem jungen Mann vorstellen. Mit dem praktischen Blick hapere es ein wenig .... vor der Hand! aber er werde sich gewiß mit der Zeit einstellen."

„Wie mich das freut! rief Josselinde; in Wildeshausen hat man ihn stets verkannt und verschüchtert, den armen Levin! nun wird man gewahr werden wie ungerecht man für ihn gewesen ist."

„Wir Alle sind es gewesen, nur Du nicht."

„Ich hatte immer Mitleid mit ihm, Papa."

„Auch jetzt noch?"

„Jetzt hat er es nicht mehr nöthig."

„Ich muß Dir sagen, Goldkind, hub der Baron nach einer Pause wieder an — er gefällt mir weit besser als Wilderich."

„Mir auch! Wilderich war eingebildet und übermüthig."

„Und als Detlev und Hellmuth."

„O ganz gewiß mir auch!" rief sie lachend.

„Und als Graf Joseph Raudnitz."

Josselinde ward roth und rief fast unwillig:

„Mit einem solchen Menschen solltest Du unsern guten Levin nicht vergleichen, Papa!"

„Also gefällt er Dir wirklich so sehr viel besser als alle übrigen jungen Männer?" fragte der Baron sehr vergnügt.

„Die ich kenne .... ja!“ sagte sie betreten.

„Die Unbekannten, Goldkind, gehen uns nichts an.“

Josselinde antwortete nicht gleich. Nach einer Weile sagte sie:

„Es ist mir sehr lieb, Papa, daß Du eine so gute Meinung von ihm hast, denn ich mögte seinetwegen eine Bitte an Dich richten.“

„Was wird das sein?“ rief er gespannt.

„Es wäre sehr gut für ihn wenn er reisen und sich ein wenig in der Welt umsehen könnte, damit ihm seine poetischen Träume vergingen. Aber Du weißt .... er hat kein Geld, und seine Mutter und Wilderich sind nicht in der Lage es ihm geben zu können; — da bist Du denn der nächste als sein Pathe und entfernter Verwandter, der diesem Mangel abhelfen sollte.“

„Was tausend! rief der Baron unangenehm überrascht, Du schickst ihn fort!“

„Ich schicke ihn nicht fort, Papa, und er würde sich auch von mir gar nicht so fortschicken lassen! — Ich meine nur: hätte er Reisegeld, so würde er gern eine große Reise machen“ .... — —

„Wohin meinst Du denn? nach Wien, Paris, London? um als ein Hasenfuß zurück zu kehren, und nichts im Sinn zu haben als Hunde und

Pferde, gut essen und trinken, Theater und Moden?" sagte der Baron unmuthig.

„Levin würde wol lieber nach der Schweiz, Italien und Spanien .... oder nach Griechenland und in den Orient reisen."

„In den Orient! was Wetter, hältst Du das für einen Katzensprung .... heute hin, morgen her! und meinst Du nicht daß man auf solcher Reise allerlei Gefahren ausgesetzt ist?"

„Wäre es denn so schlimm wenn Levin ein oder zwei Jahr reiste? Gefahren giebts freilich auf dem Meer und unter fremden Himmelsstrichen grade so viel als hier bei uns, denn es sind Frauen im Orient gereist so sicher wie in Europa .... nur nicht so bequem; das hätte also gar nichts zu sagen."

„Nein! das hätte gar nichts zu sagen; allein es stört all meine Hoffnungen und Plane, denn ich wünsche dringend daß Du Levin heirathen möꝛtest" .... — —

Josselinde sprang erblassend auf, ergriff die Hände ihres Vaters und flüsterte ängstlich, als ob Levin im Forsthause sie hören könne:

„Sage nie so etwas, Papa, niemals! .... denn das geht nicht .... das kann ich nicht! ich heirathe nicht! — aber ich betrachte Levin als meinen Bru-

der und darum gönne ich ihm das was ihm Freude macht."

„Unsinn, Kind! Du warst sonst immer so vernünftig! daß Du es jetzt in Beziehung zu Levin nicht bist, zeigt mir deutlich Deine .... nicht schwesterliche Neigung für ihn."

„O Gott, müssen sich denn gleich zwei junge Menschen heirathen, weil sie sich täglich sehen?"

„Nicht deshalb — sondern weil sie sich lieb haben."

„Auch das ist noch kein Grund, Papa."

„Was verlangst Du mehr?"

„Man muß sich lieben."

„Linda, dies gefällt mir nicht! ich sage Dir, es ist Nonsens den Du aus Deinen Büchern schöpfst. Ueberhaupt, Kind, spielen die Bücher eine größere Rolle bei Dir seit Levin hier ist! er muß sie schockweise mitgebracht haben. Nun gönnt Dir gewiß Niemand lieber als ich Erholung und Vergnügen .... aber es muß rechter Art sein, und ich denke nun einmal, das was man aus Büchern schöpft ist es nicht. Gegen Reisebeschreibungen, moralische, religiöse und Naturbetrachtungen, Lebensbeschreibungen berühmter Menschen und dgl. habe ich nichts einzuwenden, sobald das Lesen derselben in den Schranken der Erholung bleibt, nicht in Hauptbeschäftigung ausartet; — aber die Dichter, Kind! die Dichter

stiften Schaden, die geben schwärmerische Gefühle und excentrische Ansichten, und mit denen wird man unglücklich. Ein gesundes Unglück, ein Todesfall, ein Verlust an Hab und Gut — kann dem Menschen recht heilsam sein, ihn prüfen und läutern, ihn üben in seinen Pflichten. Aber so ein kränkliches Unglück, wie man es sich muthwillig aus den Büchern herausklaubt, weil man poetisch leben mögte und tüchtig leben soll — das ist recht miserabel, und erlebte ich es an Dir, so grämte ich mich todt."

Während dieser kleinen Predigt hatte Josselinde sich gesammelt, und mit ruhiger Fassung sagte sie:

„Fürchte nichts, Papa! ich bin viel mehr dazu geschaffen ein tüchtiges Leben zu führen als ein poetisches. Weil ich das erkenne bin ich ziemlich sicher vor dem kränklichen, selbstgeschaffenen Unglück, und vor einem wahren und großen möge Gott mich behüten.... wenn es ihm gefällt! — An die Ehe denke ich nicht. In meinen Verhältnissen voll Freiheit und Frieden, als Dein einziges Kind, habe ich Pflichten, Freuden und Beschäftigungen, die mein Leben vollständig ausfüllen. Die Männer die ich gesehen habe, gefallen mir nicht, gar nicht! heirathen.... nur um einen Mann zu haben, dem es bequem wäre mich für Embden in den Kauf zu

nehmen — mag ich nicht! und daß dies die Richtung der Männer ist, hast Du selbst mir oft gesagt."

„Ja, Goldkind, ja! das ist ganz richtig für Graf Raudnitz, für Detlev und für Hellmuth! Drum haben wir den ersten mit dürren Worten abgewiesen, und den beiden andern zu verstehen gegeben sie mögten die Mühe der Werbung sparen. Aber Levin, der gute anspruchlose Junge, dem es ganz gleichgültig ist ob er unter dem Strohdach des Forsthauses oder im Embdener Schloß wohnt — der so genügsam ist, daß er sich nicht einmal ein Reitpferd von Wildeshausen mit herüber gebracht hat — der ist ganz anders!"

„Ja, Papa, ganz anders, weil er das Leben in der Welt mit seinen Ansprüchen und Bedürfnissen noch nicht kennt. Verschaffe Du ihm die Mittel es kennen zu lernen" .... — —

„Also eine Prüfung soll diese Reise zum Nord- oder Südpol für ihn abgeben?" fragte der Baron, stets seine entschieden praktische Richtung verfolgend.

„Mein Gott, was denkst Du von mir?" rief Josselinde mit einem Anflug von Ungeduld.

„Nun ich denke daß Du dem Levin gut bist, und Dich durch eine Trennung von ein bis zwei Jahren überzeugen oder vergewissern mögtest, daß Ihr

nicht von einander lassen könnt: das denk' ich, und weiter nichts."

Hatte der Baron das Richtige getroffen oder nicht: genug Josselinde erwiderte nichts hierauf und sagte nur:

„Du weißt, lieber Papa, daß Levins Geburtstag am Weihnachtstag ist; da könntest Du ihm am Christabend ein wunderhübsches Festgeschenk bereiten .... ein Reisegeld!"

„Weißt Du wol daß ein solches in die Tausende gehen kann?"

„Natürlich! aber Du bist ja reich."

„Wetter auch! ich bin's nicht .... und wär' ich es, so wär' ichs für Dich — nicht für den Jungen" .... — —

„Der doch der Sohn Deines Jugendfreundes und Vetters, und überdas Dein Pathe ist, für den Du folglich einige Verpflichtung hast. Also, Papa" .... — —

Die Folge war daß am Weihnachtsabend der große stralende Christbaum alle Hausgenossen des Barons, wie immer bis zum letzten Dienstboten um sich versammelte, daß Levin in diesem Kreis der Beschenkten nicht fehlte, und daß er in einem niedlichen Portefeuille von Josselindens Arbeit ein Pa-

pier fand worauf der Baron eigenhändig mit großen Buchstaben geschrieben hatte:

„An meinen lieben Taufsohn, Levin Wildeshau-
„sen, für den Fall daß er sich mal die Welt
„ansehen und auf Reisen begeben mögte.“

Dazu eine bedeutende Summe. Levins Augen wurden naß und stralten im Doppelglanz der Freude und der Rührung. Er konnte nicht sprechen; sein Herz war allzu voll. Er sah nur Josselinde an und umarmte den Baron.

„Schon gut, mein alter Junge! sagte dieser. Ich sehe Dir ins Herz! .... brauchst mir nicht weiter zu danken. Hab ich Jemand lieb, so ists meine größte Freude ihm in aller Stille einen kleinen Spaß zu machen, — und so wollen wir denn still hierüber sein.“

Später sagte Levin zu Josselinden:

„Ich weiß wol daß ich Ihnen mehr noch als Ihrem Vater danken müßte; denn von ihm kommt freilich die Gabe, aber Sie, liebe Josselinde, haben ihn dazu bestimmt.“

„Da Sie eine so große Freude an den Schönheiten der Natur haben, dachte ich mir es müsse Ihnen eine Wonne sein, schönere Länder kennen zu lernen .... die ich vermuthlich nie sehen werde.

Darum eben wünschte ich daß Sie mir davon dermaleinst erzählen könnten."

„Wollen wir zusammen reisen! rief Levin unbefangen. Wer weiß welchen wolthätigen Einfluß ein besseres Clima auf die Gesundheit Ihres Vaters haben würde."

„Er kann nicht mehr reisen! er muß das Leben hier ertragen, wo er wenigstens die volle Bequemlichkeit der Häuslichkeit und Gewohnheit genießt. Ueberdas bin auch ich nicht für das Reisen geschaffen, bin blöde, unbeholfen, ängstlich, schwerfällig".... — —

„Wollen Sie sich verleumden und verkennen! Sie sind von dem Allen das Gegentheil".... — —

„Ja, Levin! in meiner Welt!"

„Wir müssen auch die fremde Welt als unser eigen betrachten lernen; dann gehört sie uns und wird unsre Heimat, unser Vaterhaus."

„Diese Ansicht ist gut für Sie, überhaupt für den Mann. Für mich durchaus nicht. Ich bin eine Schnecke und Embden ist mein Haus. Dafür bin ich von der Natur bestimmt, als einziges Kind meines Vaters, als jeder Gabe ermangelnd durch welche man außer dem Hause sich glücklich fühlen kann. Drum muß mein Leben innerhalb

der Grenze verfließen, die der Embdener Bach darum zieht.“

„Ach welch ein seliges, stilles Leben, Josselinde, tausendmal friedlicher als in den Hirtenthälern der Schweiz, tausendmal süßer als in den Orangenhainen Italiens! denn alle Erinnerungen einer glücklichen Kindheit und die ganze wolthätige Gegenwart mit ihrem Kreise von Verpflichtungen, Genüssen und Freuden, mit ihrem segenvollen Einfluß auf Andere, und mit einer Wirksamkeit die in die Zukunft hinein reicht: Alles das entwickelt sich auf dieser Stätte für Sie — und das ist schöner und befriedigender als auf Gletschern oder unter Palmen zu gehen. Glauben Sie das nicht, Josselinde? glauben Sie nicht daß Ihnen ein liebliches Loos zu Theil geworden ist?“

„Ich glaube es, Levin! sagte sie gerührt. Aber die Loose fallen verschieden nach göttlichen Bestimmungen, und Sie sind dafür geschaffen auf Gletschern und unter Palmen zu wandeln und darin eine süße Befriedigung zu finden. Und darum frag' ich auch gleich: wann werden Sie reisen? ich hoffe Sie zögern nicht lange.“

„Wie? sagte Levin staunend, jetzt sollt' ich reisen .... Sie verlassen in dieser schweren Krankheit

Ihres Vaters? O, diese Herzenskälte haben Sie mir unmöglich zugetraut."

„Meines Vaters Krankheit kann lange Jahre dauern, Levin" .... — —

„Mir gleich! in solcher angstvollen Zeit gehe ich nicht fort."

„Mein Gott, hat meines Vaters Befinden sich so sehr verschlimmert? finden Sie ihn verändert? hat der Doctor etwas gesagt?"....

Der Doctor hatte allerdings vor wenigen Tagen an Levin gesagt, er glaube nicht daß der Baron den Frühling erleben könne; aber Levin entgegnete nur:

„Die Anfälle kommen immer wieder und werden immer heftiger; das reibt die stärkste Natur auf.... den Einen schnell und den Andern langsamer. Darauf kommt's aber bei mir gar nicht an! ich fühle nur daß ich Sie in dieser Zeit nicht verlassen kann, denn möge sie Tage oder Jahre dauern — sie ist eine herbe Prüfung für Sie."

Es blieb so während des Winters, der die Kräfte des Barons vollends aufzehrte. Der lebenspendende Frühling hatte keine Macht mehr über diese erschöpfte Organisation, welche vielleicht durch die rauhen

Mühsale und die strengen Entbehrungen ihrer jungen Jahre um ein längeres Leben gebracht worden war.

Der Baron von Lidkerken starb wie er gelebt hatte: entschlossen, ruhig, würdig, den Tod des Gerechten, mit fester Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit und auf das Wiederfinden der ewig geliebten Linda. Ihr letztes Wort war auch das seine: „Alles ist himmlische Fügung!" In dem langen Todeskampf, der die Seinen einen Tag und eine Nacht an sein Sterbebett fesselte, machten dieser Glaube und diese Hoffnung ihn standhaft und glücklich. — Endlich hörte die Qual auf. Er war erlöst und Josselinde verwaist.

Neben Lindas Sarg ward der seine in die Familiengruft gestellt, und fromme Thränen, Gebete und Segenswünsche geleiteten ihn zu seiner letzten Ruhestatt. Er ward unsäglich von den Seinen bedauert, und man weiß schon daß nicht blos die Mitglieder seiner Familie die Seinen waren. Treue — und die aus ihr entspringende Treuherzigkeit, waren Grundzüge seines Characters. Was er begann führte er zu Ende, was er angriff hielt er fest. Ein Mensch mit dieser Richtung ist natürlich nicht jedem Eindruck offen und nicht für alles Fremdartige empfänglich, sondern abgeschlossen durch die

gleichsam natürlichen Grenzen seiner Stellung im Leben; denn wer wahrhaft pflichtgetreu ist, häuft und mehrt nicht seine Verpflichtungen auf die Gefahr hin nicht eine einzige redlich zu erfüllen. Mühevoll war sein Leben gewesen, aber friedlich; er kannte den Schmerz, aber nicht die Qual des Kampfes und den Orkan der Leidenschaft — denn er war nie in Zwiespalt mit seinem Herzen.

Alles hatte seine Tochter von ihm geerbt: Hab und Gut, seine äußere Gestalt, den Grundzug der Treue im Character; — ob sein friedliches Leben? —

Im April war der Baron gestorben. Jetzt war der letzte August, Josselindens Geburtstag; sie wurde zwei und zwanzig Jahr alt. Sie hatte sich jede Feier, jede Festlichkeit durchaus verbeten. Sie war noch im tiefsten Traueranzug und ihr Herz trauerte dennoch tiefer. Erst jetzt erfuhr sie wie sehr sie ihren Vater geliebt hatte und er — sie! Erst jetzt welch ein unermeßlicher Reichthum in einem einzigen Gefühl liegt! Sie kam sich selbst und die Erde kam ihr erstorben vor — der Raum so leer — die Zeit so unbeweglich todt — und die Zukunft wie eine Wüste. Sie wunderte sich daß sie lebe. Ein Leben setzt einen Zweck voraus; sie hatte keinen!

sie mußte nur ihre Tage hinbringen! Und heute mehr denn je drängte ihre Einsamkeit sich ihr entgegen, denn morgen — ging Levin fort — auf unbestimmte Zeit .... vielleicht auf immer.

Er hatte ein Jahr in seiner Waldeinsamkeit verbracht, glücklich in seiner träumerischen Weise, treu und zärtlich Sorg' und Schmerz mit ihr theilend, stets bedacht während des letzten Sommers sie sanft zu zerstreuen. So lange er da war hatte das Leben einen holden Glanz, der ihr Herz froh und stark genug machte um sie über den eigensüchtigen Wunsch Levin möge bleiben hinwegzuheben. Sie drang darauf er solle und müsse reisen. Jetzt war es entschieden, er selbst hatte den Entschluß gefaßt, und o Gott! wie gern hätte sie ihn nun festgehalten! Ihr Geburtstag kam ihr wie ihr Sterbetag vor. Aber aus dieser aschfarbenen Dunkelheit stieg licht und immer lichter ein dämmernder Punkt, eine zarte Rosenfarbe, eine Aurora, eine Sonne auf — — sie liebte ihn! Fühlte sie sich selig oder unselig in dieser Erkenntniß, welche sie sich nicht ableugnen konnte? Beides! denn lieben macht immer selig — weil es die innerste Seele von zwei Leben leben läßt und weil der Mensch in seinem Unendlichkeitsdurst jede Erhebung über sein enges Ich als den Eintritt in eine höhere Geisterordnung

begrüßt. Unselig — weil dies enge Ich seine Rechte ewig geltend macht, Erwiederung begehrt, und gegen Alles was Entsagung ist, wenn nicht laut sich empört, doch heimlich sich sträubt. Levin ging fort und liebte sie nicht!

Sie hatte immer die grausamen Worte von der gemeinen Gefallsucht die im Gefolge einer vollkommenen Häßlichkeit sein soll, im Gedächtniß behalten. Der Ton und Ausdruck womit jene jungen Männer in Carlsbad von ihr sprachen, gellte noch in ihrem Ohr, so daß sie mit Entsetzen an die Möglichkeit dachte, Levin könne ihr Geheimniß errathen. Wie sie dazu gekommen sei ihn zu lieben, wußte sie nicht. Niemand kann die Fäden verfolgen aus denen sich eine Liebe spinnt. Man kann sagen: es war bei ihr die Nothwendigkeit, die früh oder spät ein unbeschäftigtes Herz ergreift; es war die Einsamkeit, durch welche sie sich an Denjenigen schloß der sie mit ihr theilte; es war die Erinnerung an ihr früheres Mitleid mit dem vernachläßigten Knaben und die freudige Ueberraschung ihn jetzt in allen Dingen verändert und nur treu in seiner Anhänglichkeit für sie zu finden; es war das Bedürfniß der Jugend, die unter dem Frühlingshimmel des Daseins nach dem Rosengarten des Liebesglücks verlangt. Es war das, und noch manches Andere,

und hauptsächlich — es war die Liebe, d. h. das Unerklärliche!

Nun, sprach Josselinde mit melancholischer Entschlossenheit zu sich selbst — wenn dies Liebe ist.... so will ich ihn denn lieben, still, verschwiegen und ernst, vielleicht traurig, vielleicht schmerzenreich.... aber das Alles ist kein Grund um nicht zu lieben, und auf Glück habe ich nie gezählt.

Unwillkürlich flog ihr Blick in den Spiegel, dann zu Boden und dann zum Himmel.

Einen Kranz von Wald- und Wiesenblumen um das indische Gedicht „Nal und Damajanti" geschlungen, brachte Levin ihr zum Angebinde. Ein warmes in Thränen gebrochenes Lächeln, ein warmer und zitternder Händedruck dankten ihm stumm. Auch Levin war traurig. Frau von Herdegen schenkte ihrer Enkelin Bücher, Lithographien nach schönen Gemälden, ein sehr hübsches Schreibzeug von Boule. Josselinde war innigst dankbar; allein Alles was von Frau von Herdegen ausging, auch in der besten Absicht, konnte keine Freude wecken, denn sie selbst war allzu theilnahmlos. Sie vollführte diese kleinen Handlungen des Wolwollens fast mechanisch, weil Gedächtniß und Gewohnheit ihr sagten was sie zu thun habe. Die Federkraft ihres Wesens war, nicht durch das Alter, jedoch durch

frühe Ueberanstrengung im Leiden, dermaßen abgenutzt, daß sie die Elastizität einer lebendigen, d. h. in den Gegenstand eingehenden Theilnahme nicht mehr bewerkstelligen konnte. Und so wirkte ihre Freundlichkeit auch nur wie das Mondlicht, kühl und melancholisch; nicht wärmend und belebend wie das Sonnenlicht.

Der Abend kam und der Abschied mit ihm. Es war ein prachtvoller heißer Augustabend; flammende Rosenglut bedeckte den Sonnenuntergang, und unbeweglich standen die hohen dunkeln Linden da, und nicht einmal die äußersten Spitzen ihrer Zweige zitterten in der stillen schweren Luft. Nur die Mücken tanzten ihren kleinen unbändigen Jubeltanz, der um so wilder ist als ihr kurzes Leben ihnen nur eine kurze Lebenslust gönnt. Außerdem war eine tiefe fast erschöpfte Ruhe in der ganzen Natur.

Levin und Josselinde waren im Garten, und gingen zwischen den Blumenpartien vor dem Hause umher, denn sie liebte es, manche Gärtnerverrichtungen selbst zu vollführen. Nach Sonnenuntergang die Blumen in diesem erstickenden Sommer zu begießen und ihnen persönlich diese Wolthat zu erzeigen, war ihr ein liebes Geschäft. Levin hatte fleißig geholfen. Nun machten Beide Feierabend. So lange Josselinde bei der Arbeit gewesen und min=

destens körperlich durch sie zerstreut worden war, hatte sie ihre Fassung behalten. Jetzt verfiel sie in ein besinnungsloses Schweigen. Jede verrinnende Minute klopfte hörbar an ihr Ohr, an ihre Seele. Sie vernahm wie die Sekunden vorüber rauschten. Wie wenig Augenblicke waren ihr noch mit Levin verstattet! und über sie hinaus.... was gab es da? Nichts! denn sie vermogte nur das Nichts zu fassen.

„Ich bin sehr traurig, Josselinde, sagte Levin nach langem Schweigen. Wenn es uns in irgend einer Lebenslage wol geht, sollten wir uns nicht muthwillig von ihr losreißen nur um einem unbestimmten Drang zu fröhnen, der uns ebenfalls ins Unbestimmte lockt. Daß ich jetzt nicht das Rechte thue, geht aus meiner Niedergeschlagenheit hervor. Ich sollte bleiben! ich habe mich dermaßen daran gewöhnt, mit Ihnen — und sogar für Sie etwas zu sein, daß ich mich draußen in der einsamen geräuschvollen Welt sehr unglücklich fühlen werde, weil ich mein inneres Leben nicht mit Ihnen theilen kann.“

„Sie werden mir recht viel schreiben, lieber Levin, antwortete sie scheinbar gefaßt, und das wird uns Beiden einen großen Ersatz für die Unterbrechung unsers lieben Beisammenseins gewähren. Sie

können ja nicht Ihre Tage im Forsthause verbringen“ .... — —

„Warum denn nicht, wenn ich im Forsthause glücklich und in einer mir zusagenden Thätigkeit bin? wem schade ich? wen beeinträchtige ich? wer darf mein Leben tadeln? .... — —

„Nicht Ihr Leben — nur dessen Richtung.“

„Das ist ein spitzfindiger und sophistischer Unterschied. Ich habe nicht die Richtung nach Außen, folglich kann ich mich auch nicht den Außendingen entgegen drängen, und um so weniger, als ich weiß daß ich nichts auf diesem Wege leisten kann.“

„Wir wollen nicht darüber streiten, denn Sie kennen sich selbst noch zu wenig im Zusammenhang mit der Außenwelt um darüber Gewißheit zu haben.“

„Sie behandeln mich immer wie ein Kind, Josselinde, und sehen stets in mir den blöden Knaben von ehedem!“ sagte er niedergeschlagen.

„Wenn Sie heimkommen soll es anders sein, Levin.“

„Nein, o nein! rief er und nahm ihre Hand, nicht anders, meine liebe Josselinde! Sie wollen doch etwa dann nicht in einen kalten fremden Ton gegen mich fallen? Wenn’s das ist, so .... gehe ich sicher nicht.“

„Lieber Levin, wenn Sie heimkehren, wird Ihnen

sehr wenig daran liegen in welchem Ton ich zu Ihnen spreche! Sie werden dann so viel Schönes gesehen, gehört, gedacht und empfunden haben daß“ .... — —

„Ich mehr als je das Bedürfniß haben werde mich an Sie zu wenden, denn etwas Schöneres als Ihr Herz find' ich nicht in allen fünf Welttheilen! — Dies, hoffe ich, wollten Sie sagen.“

„Es ist nicht schön, nur treu und gut; sagte sie mit gewaltsamer Festigkeit; und so sollen Sie es immer finden, Levin.“

„Ich liebe das Wort: Immer! rief er feurig. Es macht mir den Eindruck als ob ich von einer Bergspitze eine Aussicht über die ganze Erde gewinnen und zugleich Sonne und Mond, Winter und Sommer, Trennung und Wiedersehen, Tod und Leben mit der Gewißheit überschauen könnte, daß nichts von dem Allen, kein Atom und kein Gestirn, mir verloren gehen könne. Immer! ist eins von den Worten, die einen himmlischen Klang für mich haben.“

Josselinde brach in Thränen aus: „O Levin! rief sie, wie werde ich Sie vermissen! Von Niemand werde ich solche warme, lebendige Worte hören, wie Sie eben und so oft sagen! Mit Niemand werde ich die Gedanken austauschen können

die halb errathen und halb verstanden sein wollen! Sie sind so ganz verschieden von meinen Umgebungen, daß ich freilich nicht beurtheilen kann ob Sie höher, ob Sie tiefer stehen; aber das ist gewiß: Sie stehen auf Ihrem eigenen und besondern Platz! Sie sind zwischen uns wie eine schöne fremdländische Blume in einem Küchengarten — eine poetische Erscheinung in der Prosa des Alltagslebens. Darum habe ich Sie lieb, und darum wird es mir so schwer Sie scheiden zu sehen, daß ich weine — — als ob ein Unglück mich befallen habe."

„Ich kann Ihnen nur antworten, Josselinde, daß Sie, und Sie ganz allein, diesen Reiseplan erdacht und zur Möglichkeit der Ausführung gebracht haben. Ich habe hier das glücklichste Jahr erlebt! es würde noch manches ähnliche Jahr sich daran knüpfen, wenn Sie nicht.... — —"

„Wenn ich nicht, wie eine ältere überlegende Schwester für den jüngern Bruder, für Sie sorgte, Levin! unterbrach ihn Josselinde und trocknete ihre Thränen. Das ist meine Pflicht, und so ist es nur schwach und unnütz, darüber zu weinen. Wir bleiben ja doch Freunde, und das ist die Hauptsache! Immer Freunde, nicht wahr, Levin?"

„Immer Freunde!" wiederholte er sanft und ernst, und sie gingen Hand in Hand aber schweigend in

den Salon zurück, durch dessen weitgeöffnete Glasthüren schon längst ein heller Lichtstreif in den Garten floß. — — —

Der Abschied war kurz. In der Frühe des nächsten Morgens verließ Levin das trauliche Forsthaus, nachdem er die Nacht damit hingebracht hatte, seine zurückbleibenden Bücher einzupacken und an Josselinde zu adressiren. Er ging zuerst nach Wildeshausen, um von Mutter und Geschwistern Abschied zu nehmen. Das Geschenk des Barons machte dort kein Aufsehen. Man betrachtete es als ein Legat, welches der Verstorbene als Taufzeuge ihm vermacht hatte, denn man wußte, daß derselbe genug Vermögen hinterlassen hatte um seine Tochter nicht dadurch zu beeinträchtigen.

Wilderich war damals nach vollendeten Studien in Wildeshausen, und beabsichtigte seinerseits eine Reise durch die Schweiz, die auch Levin zuerst sehen wollte. Aber beide Brüder paßten zu wenig für einander, um an einer gemeinschaftlichen Reise Freude zu finden. Levin lebte immer in seinen Träumereien mit der Natur und mit seinen Dichtern. Von den Anfoderungen, Pflichten und Bedürfnissen des praktischen Lebens hatte er keine Ahnung — und hätte er sie gehabt, so würde er sich mit eben dem Widerwillen von ihnen abgewendet und sich gegen

sie verschlossen haben, wie er es in seiner Kindheit gegen den Schulzwang that. Wilderich hingegen war in ihnen aufgewachsen, durch und für sie gebildet. Die Fragen, die Zweifel, die Bestrebungen, die Zerwürfnisse der Zeit gingen ihm durch Kopf und Herz. Seine persönlichen Verhältnisse machten ihn zum Haupt einer Familie. Er kam sich selbst wie ein reifer Mann neben dem unreifen, unwissenden, unbesorgten Knaben Levin vor. Der Eine lebte in den ernsten gedankenvollen Sorgen der Realität, die sich mit tausend ungelösten Räthseln wie ein Chaos um ihn lagerte — der Andere in einem so dünnen Aether, daß all die Räthselfragen nicht in seinem Bereich erklingen konnten. Natürlich brachte das eine große Disharmonie zwischen ihnen hervor, der Levin sich nach seiner Art entzog, d. h. er suchte nicht sie zu lösen so viel an ihm war, sondern er verschloß sich in sich selbst, und reiste ab nach drei Tagen — erst rheinauf, dann durch die Schweiz nach Italien.

Josselinde blieb allein. Was tausend Frauen ersehnen ohne es je zu erreichen, das war ihr Loos. Sie war frei. Mündig, unumschränkte Herrin auf Embden, wolhabend — konnte sie ihr Leben ein-

richten wie sie wollte, thun und lassen was sie wollte — sie war ganz, ganz frei von jeglichem Zwang der ihrer Eigenthümlichkeit widerstrebt hätte. Aber sie wußte nicht, daß dies ein Glück sei von Tausenden geneidet; sie sah darin nichts als eine fürchterliche Vereinsamung. Dasjenige woran der Mensch darbt, erscheint ihm stets als das Wünschenswertheste, als der Inbegriff seiner irdischen Seligkeit. Was kümmerte sie sich um eine Freiheit die sie nicht schätzen konnte, weil sie ihr nie entzogen worden war! was um ein Vermögen das sie nicht zu genießen verstand! was um eine Selbständigkeit die sich nur dadurch äußerte, daß Andre Hülfe, Trost, Schutz, Rath bei ihr suchten und Ansprüche aller Art an sie machten — während sie selbst mit ihrer Bedürftigkeit sich an Niemand wenden konnte! Für das Gefühl der Vereinsamung giebt es keinen Ersatz, denn es ist der echte und rechte Wermuthtropfen der in jedem Trunk aus dem Lebensbecher nachschmeckt.

Josselinde war nicht weichlich genug um sich freiwillig einer melancholischen Stimmung hinzugeben, oder gar um sie aufzusuchen. Sie that was in ihren Kräften stand um sich zu zerstreuen. Sie hatte schon in den letzten Jahren ihres Vaters allen seinen Geschäften vorgestanden; daher war sie mit

der Bewirthschaftung eines Landgutes so vertraut als mit der Führung eines Hauswesens. In beiden Zweigen galt Fräulein Josselinde für ein Muster und eine Autorität. Um eine Gesellschaft ihres Alters zu haben, nahm sie die eine Pfarrerstochter zu sich ins Haus. Dann ließ sie sich viele Bücher kommen. Dann auf ein Jahr eine französische — und auf ein anderes Jahr eine englische Gesellschafterin. Sie fühlte daß gar viel an ihrer geistigen Ausbildung fehlte, und da ernste Studien ihr Genuß gewährten, so gab sie sich ihnen eifrig hin. Aber all Augenblick kam der traurige Rückschluß auf sich: Wozu das Alles? wem kommt es zu gut? wer freut sich mit mir, indem er es theilt?

Die Besuche ihrer Verwandten mütterlicher Seite, welche in den letzten Jahren des Barons seiner Kränklichkeit wegen spärlich gewesen waren, verdoppelten sich: Fräulein Josselinde war ja eine reiche Partie. Aber ach! Detlev war immer noch Lieutenant und an nichts reich als an plumpen Späßen; und Hellmuth, den die seltne Gunst des Schicksals zum Oberlieutenant hatte vorrücken lassen, geberdete sich wie der Kriegsgott Mars selber, und gab sich airs von Unwiderstehlichkeit, indem er seinen glänzend schwarz gefärbten Schnurrbart streichelte und drehte, die wenigstens ein unwiderstehliches Gelächter

zur Folge hatten. Indessen empfing Josselinde schon aus Hochachtung für ihre Großmutter diese Verwandten immer mit freundlicher Höflichkeit. Nur jeden Heirathsantrag, oder die Anspielung darauf, wies sie kühl und entschieden zurück.

„Sie hat nun mal die kuriose Liebhaberei, eine alte Jungfer werden zu wollen, meinte Detlev, und ich würde sie auch gewiß nicht in derselben stören wollen, wenn nicht Moses und die Propheten bei ihr zu finden wären."

„Detlev, ich bitte Dich, laß Deine einfältigen, spaßhaft sein sollenden Redensarten! entgegnete Hellmuth, emsig vor dem Spiegel Haupt- und Barthaar ordnend. Glaube mir, diese burlesken Plattheiten sind ganz altmodisch, und man läßt sie nur noch den alten Offizieren mit Achselzucken hingehen."

„Mode hin, Mode her! Schnickschnack! Bin ich nicht etwa ein alter Offizier und seit zwölf Jahren Unterlieutenant? Mir kommt folglich von Gott und Rechtswegen die Erlaubniß zu, sprechen zu dürfen wie mir der Schnabel gewachsen ist. Sage ich spaßhafte Plattheiten, so sagst Du ernsthafte, mein Junge! und lacht man nicht über die meinen, so geschieht's desto mehr über die Deinigen; — also das geht mit einander auf. Was nun Dein Wort „burlesk" bedeutet, weiß ich nicht! es kann

aber unmöglich ein Touche für mich darin liegen, da ich kein Student bin und es sich doch wol auf Burschenschaft oder dergl. bezieht."

„Detlev! sagte Hellmuth erhaben, Du dauerst mich. Aus dem Italienischen, von burla kommt das Wort.... — —"

„Zum Henker, es komme aus dem Chaldäischen! Glaubst Du aber mit dieser Sorte von Gelehrsamkeit die Cousine zu kapern, so irrst Du! dazu ist sie nicht dumm genug."

„Detlev! keine Grobheit, wenn ich bitten darf! Es ist mir schon schwer genug, Deine Rohheit zu ertragen, die Deine zweite Natur geworden ist."

„Hoho! nur nicht zimperlich gethan, Herr Bruder! damit wirst Du auch nicht weit kommen bei der Cousine. Die Frauen müssen von Kindesbeinen an so entsetzlich zimperlich thun, daß sie bei den Männern eine Abwechselung haben wollen. Drum habe ich immer noch eine bessere Chance als Du."

„Meinst Du, Detlev? sagte Hellmuth mitleidig. Bei Lebzeiten des Onkel Isegrimm vielleicht! doch bei Fräulein Josselinde schwerlich. Schon Eure Namen klingen nicht zusammen. Hingegen die unsern vortrefflich. Wie das gut klingt: Hellmuth und Josselinde!"

„Genau wie „Eduard und Kunigunde" sagte Detlev mit einem donnernden Gelächter.

„Du dauerst mich, Detlev!" sagte Hellmuth mit einer abermaligen Anwandlung von Erhabenheit; that noch einen ordnenden Griff in die aufgestreiften Locken und verließ das Zimmer.

Detlev lachte auf seine eigene Hand, bis er müde war. Dann räusperte er sich und sang laut, aber tonlos und falsch das interessante Lied:

„Eduard und Kunigunde!
Kunigunde und Eduard!"

Als er dessen müde war, begab er sich seinerseits zum allgemeinen Frühstück.

Es ist begreiflich daß diese beiden Bewerber keinen sonderlich günstigen Eindruck auf Josselinde machen konnten, ja, daß sie sich zuweilen Gewalt anthun mußte um ihre tiefe Langeweile vor ihnen zu verbergen.

Josselindens höchstes Lebensinteresse waren Levins Briefe. Mindestens Einmal in der Woche erhielt sie ein großes Paquet von ihm, das ihr in regellosen Rhapsodien den Gang des innern und äußern Lebens mittheilte, wie es gleich einem übervollen Strom auf rauschenden Wellen ihn forttrug. Diese

Blätter zu lesen, dann sie zu beantworten, dann Auszüge zu machen, die sie an Levins Mutter schickte, darin lebte und webte ihr Herz. Alles Andre that und erfüllte sie pünktlich — aus Pflichtgefühl oder aus Vernunft. Alles Andre machte ihr stets eine passende oder nützliche Beschäftigung, zuweilen eine Freude, zuweilen sogar ein unbestimmtes Vergnügen, — denn von jeder guten Lebensthätigkeit fallen unbewußt wolthuende Reflexe auf den, der sie übt. Aber stille Seligkeit, süßes Genügen am Augenblick, tiefes Schweigen aller Wünsche, traumhaftes Versinken in nebelhafte Zauberbilder — diese ganze Fata Morgagna der Seele, ward nur durch die kleinen krausen schwarzen Zeichen heraufbeschworen, die von Levin zu ihr über Berg und Thal, Land und Meer flogen.

Das Herz, so lange es von unbestimmten Hoffnungen getragen mehr im Aether als auf der Erde heimisch ist, gleicht dem Paradiesvogel, der keiner Nahrung bedarf — so genügsam ist es. Sollten sich aber je die Hoffnungen in Wirklichkeiten verwandeln, so wird aus diesem genügsamen Herzen ein unersättliches, weil es den Schwung, der es in die Höhe hob, jetzt in die Tiefe und auf die Dauer auszudehnen versucht, aber fast nie in den wirklichen Verhältnissen Befriedigung findet.

Es waren übrigens nur Träume, nicht einmal unbestimmte Hoffnungen von einer erwiderten Liebe, welche Josselindens Herz bewegten. Sie hatte es sich zu fest eingeprägt, daß sie zu häßlich sei um gefallen zu können, um je dem Gedanken Raum zu geben, Levin könne sie anders als brüderlich lieben. Daß neben einer solchen brüderlichen Liebe noch eine andre Platz finden, ja sogar jene nichtig und unbedeutend erscheinen lassen könne — das wußte sie, denn sie fühlte es. Aber bei der Vorstellung, es könne der Moment eintreten wo sie für Levin nichts mehr sei, senkte sich gleichsam ein Schleier von ihrem Gehirn über ihr innerstes Wesen herab. Das muß der Tod sein! dachte sie. Es denkt aber Niemand dies langsame Herankriechen des Sterbens gern und klar sich aus. Drum wendeten sich auch Josselindens Gedanken unwillkürlich von diesem letzten Punkt ab, und versenkten sich um so tiefer in den Genuß ihres einzigen Glücks.

Aus Levins Briefen.

Solothurn, Septbr. 13, 184....

— — Ich sah die Sonne auf dem Weissenstein auf- und untergehen. Ich verbrachte den Tag da oben, einsam auf dem Bergkamm, und betrachtete

mir eins der schönsten und reichsten Länder der Erde zu meinen Füßen ausgebreitet und an das mächtige Gebirg gelehnt, das vom Mont Blanc bis zum Glarnisch wie ein Riesenarm sich streckt. Viele tausend Fuß hoch sollen die Gipfelpunkte der Alpen sein. Ich blickte zum Himmel auf, da kamen sie mir ganz niedrig vor. Wir sollten immer neben einer unendlichen Höhe die irdischen Hoheiten betrachten; — nicht wahr, Josselinde? — Ich dachte an Christus, dem der Versucher von einem Berge herab die Herrlichkeit und Herrschaft der Welt zeigte und anbot, und der sie verschmähete. Besitzen ist noch nicht beherrschen! Bei der Macht ist die Herrschaft, bei der Macht über die Seelen, und das ist die einzige die ich mir wünsche. — —

Meyringen, Septbr. 27, 184....

— — — In Parteien zerfällt, in Aufruhr verwüstet sich die schöne Schweiz. Religion und Politik machen sich unendlich breit, und jene ist doch nicht von dieser Welt und sollte eigentlich nie aus dem Herzen des Menschen heraustreten auf den Markt des Lebens mit allerlei Fragen und Vorschlägen, wo sie sich muß gefallen lassen wie ein Pfund Butter geprüft und gewogen zu werden. Nur das was der Mensch in seinem Herzen hat,

hat er gewiß. Der Glaube ist ein scheuer stiller Waldvogel, der sich nicht verträgt mit dem künstlichen Singsang, welchen man den gelehrigen Vögeln beibringt. Die zwitschern und zirpen und trillern so lange bis er betäubt wird und entflieht. Wer ihn besitzt halte ihn fein still für sich, und lasse keine Vögel zu ihm, die in seiner Manier singen mögten. Ich könnte mich nie um des Glaubens willen streiten! um keinen Glauben, weder um einen himmlischen noch irdischen. Nur lachen muß ich wenn man mir mit Beweisen für oder gegen ihn kommt; denn Beweise — beweisen mir die Meinung und Ansicht eines Individuums von der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst. Hier giebt es Leute welche Ihnen sagen Wilhelm Tell und Arnold Winkelried hätten nie gelebt. Kunstvoll aus fernen Gegenden habe sich die Sage von ihnen herüber gesponnen, und sei vom Volk in die Ereignisse der Schweizer Geschichte verwebt worden. Scheint Ihnen dies nicht eine gesuchte und geschraubte Erklärung zu sein, Josselinde? — Ich las auf dem Vierwaldstetter-See den „Wilhelm Tell" und bedurfte keiner Erklärung. Er hat nicht nur gelebt, sondern er hat sogar ein ewiges Leben, das keine Forschung ihm nehmen kann: er lebt im Gedicht! O Josselinde, die Poesie ist wie Gott! sie

schafft, und giebt ihren Schöpfungen die Unsterblichkeit.

Grimsel-Spital, Oktbr. 1, 184....

Eingeschneit bin ich hier oben! der Sturm tobt, die Aar braust, zu Mauern werden die Wolken zusammen getrieben, so daß man nicht drei Schritt um sich herum sehen kann; — darauf stürzen sie zusammen und verwandeln sich in Schnee. Ich bin hier wie in eine andre Welt gezaubert wo man von unsrer wolbekannten Erde nichts weiß. Ich habe das gern und wünschte nur daß diese Natur Bewohner hätte die ihr entsprächen — Riesen, Dämonen, Berggeister; — für Menschen ist sie zu gewaltig. Ueberhaupt kann ich mir gar nicht vorstellen, daß nur Menschen, nur dies nüchterne, schwächliche, altkluge, verkünstelte, verkümmerte Geschlecht! auf der Erde die Alleinherrscher sein sollten. Es war mehr Tiefsinn in den Geisterbeschwörungen der alten Zauberer als der Dünkel der Wissenschaft zugestehen mögte. Jene suchten den Zusammenhang der Dinge mit höheren Mächten, das Wort des Lebens welches den Kern der Erscheinung bildet; diese zergliedert ihre physische Beschaffenheit. Jene machten die Natur zum Tempel einer gewaltigen Geisterversammlung, mit welcher der Mensch sowol

in segen- als in unheilvolle Verbindung treten konnte; diese macht die Natur zu einer wolgeregelten Eisenbahn-Anstalt, in der Alles dürr und langweilig nach festbestimmten Stunden und Minuten für alle Ewigkeit abgemacht ist, und in welcher der Mensch nichts thun — als sich fortschaffen lassen kann. Ist diese letztere Auffassung wirklich erhabener, wahrer, zu größeren Resultaten führend? Ist das Wissen überhaupt als ein Resultat zu betrachten? sollte es nicht vielmehr das Können sein? Wissen ist greisenhaft, Wollen ist jünglingshaft; in der Mitte zwischen beiden liegt Können, und das ist mannhaft! mit dem Können pflanzt man die Fahne des Sieges auf irgend einer eroberten Zinne auf. Was werde ich einst können, Josselinde? — —

Chur, Oktbr. 7, 184....

Wieder ein Weg, den der große Zug der Reisenden nie macht! Ich hasse nun einmal die flachen breitgetretenen Pfade, welcher Art sie sein und in welcher Region sie sich befinden mögen. Sie tadeln das an mir, Josselinde! Sie meinen man müsse sich nicht isoliren, sondern es machen wie andre Leute, damit man hübsch von deren Lehren, Beispielen, Erfahrungen etwas lerne. Sie meinen, nur der Sonderling habe wunderliche Allüren, nicht

das Genie, und die Originalität sei keinen Pfennig werth, die etwas darin setze anders zu gehen und zu stehen, zu essen und zu trinken als andre ehrliche Leute. Ich weiß das, Josselinde, und da Sie die Vernunft selbst sind, so will ich glauben daß Sie nicht blos für Sich, sondern auch für Andre Recht haben. Vielleicht bekehren Sie mich noch zu Ihrer Ansicht. Einstweilen aber stoßen mich die Allerweltswege zurück, und ich bin hieher auf Pfaden gelangt, welche nur die Landesbewohner einzuschlagen pflegen. Grimsel, Rhonegletscher und Jurka sind eine dreifaltige Größe an der kein Reisender gleichgültig vorübergeht. In dieser titanischen Felsenwiege, die aus zusammengeschobenen Gebirgsknoten, Schneefeldern und Gletschern besteht, entspringen die drei Flüsse, Aar, Rhone und Reuß, und fahren wie unverträgliche Brüder nach Westen, Süden und Osten aus einander. Von der Jurka herabkommend verfolgte ich die Reuß im Canton Uri über die Teufelsbrücke bis Amsteg; aber dort verließ ich die große Straße, brach wieder auf Saumpfaden ins Gebirg hinein, kam bei der Abtei Dissentis ins Rheinthal von Graubündten, und so hieher. Durch die Via mala will ich nach Italien. — —

Mailand, Oktbr. 11, 184....

— — und nun weiß ich auch was das ist: ein Gebäude von schneeweißem Marmor — ein Gletscher von kunstvollen Menschenhänden zum erhabenen Dom aufgebaut! Er kommt mir vor wie ein mystisch riesenhaftes Symbol der ganzen Natur, all ihre Formen und Bildungen organisch in sich vereinigend. In den kolossalen Mauern ist die Steinwelt — in den Säulen und Capitälen, Pfeilern und Bogen ist die unendliche Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt repräsentirt. Zu den freieren Bildungen des Thierreichs heben sich all diese strebenden und schwebenden Spitzen, Pyramiden und Knäufe empor — und halten und tragen noch höher einen ganzen Wald von Statuen, von Heiligenbildern, über denen am allerhöchsten in der vollen Glorie der goldnen Sonne die heilige Jungfrau wie zur Himmelfahrt aufsteigt. So ist das dunkle unorganische Gebilde womit die Schöpfung begonnen hat, in Zusammenhang gebracht mit einem Dasein von idealischer Vollkommenheit, mit der Krone der Schöpfung — und Alles dient zur Verherrlichung des Schöpfers, denn er durchdringt und verklärt das All.

Bellaggio am Comersee, Oktbr. 15, 184....

Warum muß ich denn aber überall fort, und mögte doch überall bleiben! Das Schöne fesselt mich und die Sehnsucht nach dem Schöneren treibt mich. Wär' ich doch ganz zu fesseln, oder gar nicht! jetzt schwanke ich beständig zwischen Verlangen und Bedauern. Bin ich so .... oder sind die Lebensbedingungen so?

Mitternacht.

Ich verbrachte den Tag auf dem Wasser. Hie und dorthin ruderten wir — ich ruderte mit! — machten Halt wo es etwas zu sehen gab, stiegen aus wo der Fiume di latte in Kaskaden in den See hineintanzt, wie die schneeweiß gekleidete, grünbekränzte, freudige Braut an das Herz des Geliebten sich wirft; dann bei der Villa Sommariva, und weiter hinab bei der Pliniana. Weich und lind war die Luft, die Wellen riffelten sich leise um den Kahn, der See selbst war wie ein Spiegel. Die Bewegung des Ruderns gab mir die Empfindung als ob ich Flügel rege, und durch einen Raum schwebe gegen welchen der Comersee wie ein Wassertropfen sich verhalte. Ich fragte mich: ist die Schönheit etwa nur darum so schön weil sie uns immer an etwas unendlich Schönes erinnert, das wir ahnen, aber nie sehen werden? Ist Ahnung eine

Täuschung oder eine Verheißung? — Vielleicht ist sie Beides, je nach dem, was wir in der Anwendung aus ihr machen. Aber allzu oft deutet sie unser befangener Verstand oder unsre blinde Leidenschaft. — — Bei der Rückfahrt kamen wir an einer reich illuminirten Villa vorüber, deren Besitzer ein Familienfest feierte. Haus und Garten stralten von bunten Lampen wie ein Feenschloß. Raketen und Leuchtkugeln flogen aus den Gebüschen auf und hoch in den Himmel hinein, als sollten sie ihm eine Freudenbotschaft von der Erde bringen. Musik erschallte, Gesang, Tanz, heitre Menschenstimmen; kleine Böller krachten dazwischen hinein. Im See drängten sich die Nachen, am Ufer das Landvolk, Neugierige, Theilnehmende, Gaffer, Reisende, Gäste, Nachbarn — Alle durcheinander. Ich habe nie ein so fröhliches Fest bei uns in Deutschland erlebt. Es kommt mir vor als sei unsre Heimat recht dürftig von der Natur ausgestattet! sie hat zu wenig Sonne und kann es daher nicht zu einer großen und nachhaltigen Wärme bringen, und wer es ausnahmsweise dahin bringt, der behält sie für sich. Hier ist sie in Fülle, daher mittheilend, ja überfließend. Ich fühlte mich sehr glücklich so um gar nichts in diesen großen Jubel einstimmen zu können, und weil ich glücklich war dachte ich noch mehr an Sie.

Bellaggio, Oktbr. 16, 184....

Glücklich sein ist gut; groß sein ist besser. In höchster Potenz fällt Beides zusammen. Ob aber in dem Leben eines und desselben Menschen? Mit diesem Gedanken verbrachte ich den Tag auf dem Wasser, sehr unzufrieden mit mir selbst, weil ich weder das Eine noch das Andre bin. Gestern fabelte ich so etwas von Glück, weil ich eine erleuchtete Villa und lustige Menschen gesehen hatte. Meine Empfindung ist immer, wenn sie heftig ist, wie Springflut: sie kommt und geht; sie dauert nicht. Wie könnte sie auch dauern, da dasjenige was sie weckt, nicht dauert! Ich fuhr heut an jener Villa vorüber; sie war wie ausgestorben, ihre Sphäre von Licht erloschen, sie selbst ein ausgebrannter Stern, grau in dem milden aber grauen und trüben Herbsttage schwimmend. Es drückte mir das Herz zusammen daß eine so stralende Färbung in ein so trübes Grau übergehen könne, und das Glück — oder wenigstens diese Art von Glück schien mir keines Wunsches werth. Drum sag' ich: groß sein ist besser!

Verona, Oktbr. 26. 184....

— — Gulliver in Lilliput: so liegt das Amphitheater da, umzingelt von Cafès, Hauptwache,

Theater, von der ganzen bunten Misere unseres Lebens, das mir nie dürftiger erschienen ist als diesem Monument des römischen gegenüber. Sie werden meinen, Josselinde, neben den blutigen Spielen des Circus dürfe man sich nicht vor unsern Comödienspielern schämen. Ach, grade recht da! Diese Bewunderung die man dem Singen und Hüpfen, den Kleidern und Decorationen zollt, ist ein Beweis von unendlicher Nichtigkeit des Characters und Leerheit des Lebens. Um das fiasco einer Prima donna, oder das début einer Tänzerin dreht sich die wärmste Theilnahme. Kein Interesse dieser Art, kein Gedanke, keine Leidenschaft, keine Thatkraft kann sich an diesen Trillern der Stimme und der Füße entzünden. Mit oberflächlicher Virtuosität wirbelt und tänzelt man auf der Bühne; mit oberflächlichem Wolbehagen, mit eitler Genuß- und Intriguensucht sieht und hört man sie an. Müde ohne Anstrengung, erschöpft ohne Kraftaufwand, überreizt ohne Theilnahme, matt ohne Kampf, übersättigt ohne Befriedigung — kommt man aus diesen jämmerlichen Schauspielen, welche heutzutage den Mittelpunkt der Welt bilden. Nein, da lobe ich mir den Circus! Grausam war er, blutdürstig, ungeheuerlich; aber Bilder der Kraft, der Unerschrockenheit, des Muthes entfalteten sich in ihm und Ge-

danken von Sieg und Ueberwindung stiegen aus ihm auf. Unmenschlich war er, ja! aber vielleicht auch übermenschlich! „Ave, Caesar, morituri te salutant!“ klingt es dort. Reimgeklingel auf amore und cuore mit obligaten Triolen ertönt für uns. Finden Sie das menschlich? ich finde es puppenhaft verzerrt, sich davon enthusiasmiren zu lassen. — Sie sehen wol, daß ich übler Laune bin! ich habe mich so eben fünf Stunden in Oper und Ballet gelangweilt .... wie auch in Mailand.

Verona, Oktbr. 27, 184....

Hier lebte sie „die Tochter der Schönheit“, Cunizza, das reizende Weib in dem wilden Geschlecht der Ezzeline, die Rose an einem Dornstrauch. Solche Weiber von wunderbarem Zauber mit wunderbaren Geschicken giebt es gar nicht mehr! es ist eine merkwürdige Nüchternheit über alle Erscheinungen gekommen: recht hübsch, recht klug, recht angenehm, recht geschickt, recht dies, recht das — und basta! Schönheit, Genie, That, Leidenschaft und Schicksal haben sich in Niedlichkeit, Talent, Beschäftigung, Reflexion und Carriere verwässert. Nicht mit Tizians lebenswarmen Pinsel, nicht mit dem beseelenden Meißel der Griechen arbeitet unsre Zeit ihre Gebilde aus; sondern grau in grau malt sie, recht

zierlich und recht nüchtern, auch recht bedachtsam, damit doch Jedem sein graues Strichelchen, das ihn characterisiren soll, zu Theil werde. Was wird daraus? Schattengebilde! bleiche Schatten unbefähigt zu den Wonnen des Olymps, zu den Qualen des Tartarus, ein träumerisches thatloses Geschlecht. Ich liebe die Thatkraft, auch die rohe, auch die wilde, denn sie schafft! — „Und sind doch selbst so unthätig, so versunken in Träumen?“ höre ich Sie fragen. Ganz Recht, Josselinde! ich muß mich erst aus meinem Schattenzustand wie aus einem Raupenhaus herausschälen! ich bin ja auch mit dem großen verwischenden Schwamm unserer Bildung, der keine spezielle Farben dulden will, bearbeitet worden. Glauben Sie nicht, daß davon eine fröstelnde, gereizte Empfindung übrig bleibt, die nur allmälig in Wärme und Ruhe übergehen kann? In diese schöpferische Wärme und fruchttreibende Ruhe springt man nicht aus der Wiege hinein. Auch denkt, lernt, vergleicht und kritisirt man sich nicht in sie hinein; das ist gewiß! Ganz ungewiß hingegen ist es wie man überhaupt dahin kommt. Drum lassen Sie mich immerhin versuchen ob ich mich nicht hineinträumen kann.

Venedig, Novbr. 3, 184....

Wie ich gestern meinen Tag verbrachte, will ich Ihnen heute klagen, liebe Josselinde. Ich schrieb ein Trauerspiel aus der Venezianischen Geschichte. Es waren mir seit ich hier bin — vielleicht auch schon früher — verschiedene innere Bilder so lebendig geworden, daß sie sich aus mir herausdrängten, und gleichsam einen Leib von mir verlangten. Sie wurden mir lästig, gar beklemmend; sie verfolgten mich wie Larven; ich fühlte mich unbequem in meiner eigenen Haut, so als sei sie zu eng für mich und diese ganze Gesellschaft. Ich hoffe Sie lachen, Josselinde; aber es war so. Vorgestern fuhr ich nach den Murazzi; das ist ein langer Weg in der einsamen Gondel. Da traten wieder all die Bilder aus mir heraus und stellten sich vor mich hin, traten zu Gruppen zusammen, einzelne Gestalten lösten sich ab, bestimmter, klarer, herrschender als die übrigen; ein Grundgedanke ging vom Einen zum Andern: der nahm ihn an, jener stieß ihn fort, dieser bezweifelte ihn. Ich hielt all diese Faden in meiner Hand und lenkte die Gedanken und Geschicke jener Larven, und spielte das Verhängniß und die Nemesis für sie. Die Murazzi beschäftigten mich nur mittelmäßig, nur mein äußeres Auge. Ich denke einem Somnambulen muß zu Muth sein wie mir war.

Ich kann nicht sagen daß fremde Leben in mir waren, allein ich sah sie in mir.... und doch nicht deutlich und bestimmt genug, nicht von allen Seiten; so hatte ich kein Genügen an ihnen. In dieser Stimmung kam ich heim, immer darauf sinnend ihnen tiefer in die Augen zu sehen, bis ich auf einmal zu mir selbst sprach: Du mußt sie selbständig vor, und nicht blos in dir haben! Und so setzte ich mich hin und schrieb den ganzen Abend und die halbe Nacht. Dann schlief ich ein vor Erschöpfung, erwachte aber ganz früh und stürzte wieder mit heißhungrigem Eifer über meine Schreiberei her, aß nicht, trank nicht — bis gegen Abend. Da ließ urplötzlich die Spannung nach, und mitten im Satz, ja — werden Sie's glauben? — mitten im Wort lehnte ich mich zurück, die Hand mit der Feder sank herab und ich erwachte aus meinem Somnambulismus. Fort waren die Gestalten, die Bilder, die Gedanken! fort die Worte die zu ihrer Bezeichnung und Ausarbeitung nothwendig waren! fort meine eigene Kraft, diesen tumultuarischen Wust in Ordnung zu halten! fort die innerliche Vibration die aus mir heraus in meinen Gegenstand hinein blitzte oder zitterte! Ich war wieder der alte gewöhnliche Levin. Und hätte man eine Königskrone oder einen Lorbeerkranz auf meinen Schreibtisch gelegt und ge-

sagt: sie sind Dein, aber schreibe weiter! — so hätte ich stupid antworten müssen: ich kann nicht. Wie im Gelenk gebrochen waren meine Hände. Wie ein Canarienvogel verstummt, dem man ein Tuch über den Käfig wirft, damit er schweige, so war mir zu Muth. Ganz bewildert durch den Anblick der vor mir liegenden beschriebenen zahlreichen Blätter, nahm ich sie auf und las sie durch — aber ohne Freude. Alles kam mir matt, klang- und wesenlos vor, nicht von der innern Nothwendigkeit bestimmt, nicht in der Wahrheit gehalten, nicht mit eigenthümlichem Stempel gezeichnet; hier die Carricatur von etwas Großem, dort die Nachahmung von etwas Schönem, überall .... weniger noch als Halbheit, — Der Abend war kühl. Ich machte mit meinen drittehalb Trauerspielaufzügen Feuer im Kamin an und fühlte mich erleichtert als sie Asche waren. Wie kann Derjenige ein Stück intensiven Lebens darstellen wollen, der selbst noch nichts erlebt, ja, nicht einmal gelebt hat! sprach ich zu mir selbst, ging zu Bett und schlief zwölf Stunden. Wie erwachte ich? mit der letzten Hälfte des Satzes, in dessen Mitte ich gestern gestockt war! ich hätte flugs weiter schreiben können; ziemlich klar bis zur letzten Entwickelung lag mein Trauerspiel vor mir. Doch wozu es niederschreiben, da es unfehlbar, gleich der ersten Hälfte, in

die Flammen mußte!.... Ich ging zu den göttlichen Gemälden im Palast Manfrini, setzte mich vor Tizians Grablegung Christi nieder, und versank in Muthmaßungen über die Seelenstimmung in welcher er dies Bild geboren haben mag, bis die Gallerie geschlossen ward. Dann schlich ich heim um Ihnen diese Thaten meiner letzten Tage mitzutheilen. Mir ist aber nicht wol zu Muth. Die drittehalb Akte, die ich nicht geschrieben, stecken mir wie ein zurückgedrängter Schnupfen in den Gliedern.

Triest, Novbr. 7, 184....

Wer heimisch ist im Tempel der Künste, wo die Musen abwechselnd den Altardienst besorgen und im feierlichen Ringen jede ihr Priesterthum vollziehen: Dem ist wol, Josselinde. Er bringt seine Gabe derjenigen Muse die seine Schutzpatronin ist, und sie legt dieselbe auf den Altar, und das heilige Feuer senkt sich auf ihn herab und giebt dem Opfer eine höhere Weihe. Aber was soll ich müßig zusehen, wie Andere würdig zum Tempeldienst, zum Umgang mit den Musen befunden werden? — Ich ging gestern mit dem Dampfschiff herüber um mir den Gegensatz vom Tempeldienst, einen Handelsplatz anzusehen. Das hab' ich gethan. Allein ein solch Getümmel und Gedränge von Menschen und Din-

gen zu keinem andern Zweck als damit der Eine oder Andre eine Zahl mehr zu seinem Vermögen schreibt — freut mich nicht, und ich fahre heut Abend wieder mit dem Dampfboot nach Venedig zurück.

Possagno, Novbr. 9, 184....

Hier bin ich in einem unschönen Dorf, einige Meilen von Treviso, ausdrücklich um den Geburtsort eines großen Künstlers zu sehen, der die Sculptur regenerirt hat. Canova ist hier geboren. Sein Vater war ein Steinmetz und er selbst war es. Welch einen Weg mußte er machen von dem Marmorblock, den er hübsch viereckig hämmerte, bis zu seiner Venus. Wie viel rohen und hemmenden Stoff des äußern und innern Lebens mußte er bewältigen und beseitigen bis er das wurde was er ward: der erste Bildhauer Italiens, vielleicht seiner Zeit. Ob er gedacht hat an die Göttin der Liebe während seine Hand den Steinklotz bearbeitete? ob überhaupt Ahnungen seiner Gaben, seines Ruhms, seiner Größe den armen Handwerkerknaben durch die Seele gingen? ob er von diesen Höhen mit dem Bewußtsein auf Italien hinüber gesehen hat, daß er bestimmt sei, seiner Glorie einen Stral einzuverleiben? — — Oder ist er mühsam, ohne Visionen von Ruhm, von Göttern und Königen, die er

unsterblich machte, arbeitend auf der Bahn der Kunst dahin gewandelt? — Ist er auf Flügeln über jene Kluft, die zwischen Anfang und Ende liegt, hinweggehoben? oder hat er sich durch Ausdauer, Eifer, Studium und Fleiß selbst eine Brücke hinübergebaut? — Und was mag wol in der Erinnerung genußreicher sein, und kann man das Eine größer nennen als das Andere?.... Fragen, nichts als Fragen! Josselinde! kennen Sie einen seltsamen Drang sich zu versetzen in den Anfangspunkt jedes fremden Daseins und es zu durchleben in ihm selbst, nach seinen eingebornen Gesetzen, um zu erfahren wie Welt und Bestimmung vor dem fremden Blick und Urtheile liegen? Schwerlich! Sie suchen mit Ihrem eigenen fertig zu werden. Ich meine immer ich könne das nicht für mich allein bewerkstelligen. Mein Aug' ist eng und klein. Wer weiß ob der Stral der Wahrheit nicht an seiner Kleinheit vorübergleitet und in einen größeren Focus hinein, um sich dort mit tausend andern Stralen zu einem gemeinsamen Licht zu vereinigen, welches einen von den göttlichen Namen trägt, die wir auf den Knien anbeten — Liebe, Genius, Glauben, Poesie!

Arqua, Novbr. 12, 184....

Ich suchte Canovas Wiege und Petrarcas Grab. Das ist so schön in diesem Land Italien, daß es

uns bei jedem Schritte zu Stellen führt wo ein Name erklingt der durch die Jahrhunderte schallt! Ich irre so herum, bald hier, bald da, häufig zu Fuß. Sie kennen meine Liebhaberei für tagelange Streifereien. Ich werde nie müde. Bewegung in freier Luft stärkt und belebt mich; das Fahren schläfert mich ein. Natürlich bin ich ziemlich vagabondenhaft equipirt, und nur zwei Schätze trage ich mit mir herum: mein Portefeuille worin Ihre Briefe liegen, und ein Etui mit Cigarren. Es giebt Frauen die mir diese Zusammenstellung nie verzeihen würden! sie wollen keine Götter dulden neben sich, und wie viel weniger diese kleinen dunkeln, dampfenden glimmenden Dämonen! Sie, Josselinde, werden darüber lächeln, denn Sie wissen wol daß Götter und Dämonen Ihnen nichts anhaben können, und darum gönnen Sie mir meine Cigarren ohne den Geschmack dafür zu theilen. O Sie sind gut, und bei dem Größten wie bei dem Geringsten denke ich an diese Güte die, wie das Licht, Wolken und Nebel in ihren Sphären läßt, und nichts thut als sie still überstralt. Sie sind so recht das Ideal eines Weibes: unendlich gut. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde — heißt es. So verstehe ich das: er gab ihm die zwei Attribute, wodurch er gottähnlich werden kann, dem Manne die unendliche Kraft, dem

Weibe die unendliche Güte. Zur Vollendung kommt diese Gabe in Keinem, aber doch mehr bei dem Einen als bei dem Andern, und wo sie zu einer schönen Entfaltung gelangt, da biegen sich die Spitzen dieser zwei unauslöschlichen Flammen zu einander um, und die Kraft zehrt mit vom Element der Güte, und die Güte von dem der Kraft. Ich kann mir für ein Weib keine höhere Vollkommenheit vorstellen als die Ausstralung der Güte. In diesem einen kleinen Wort liegt ein unerschöpflicher Segensquell, und wie zu einem heiligen Brunnen pilgern zu ihm die Schwachen und Kranken, die Müden und Traurigen, die Elenden und Verlassenen, und stärken sich an dem geweihten Wasser. Ich denke hier in Arqua viel an Laura, aber ohne Sehnsucht und ohne Bewunderung. Sie ist für mich ein Räthsel, dessen Lösungswort nur Petrarca gefunden hat. Vielleicht ist es so und muß es so sein mit jeder Liebe; aber darum läßt mich auch jede kalt. Man will immer etwas Besonderes haben, und das ist natürlich für Andre räthselhaft, weil es nur unser allerinnerlichstes individuelstes Wesen trifft. So eine Laura könnte mich nie begeistern! mir den Kopf verdrehen, ja! das wäre möglich! und zuweilen kommt mir der höchst profane Gedanke als sei dem Petrarca auch weiter nichts geschehen.

Ferrara, Novbr. 17, 184....

— — Wahnsinn! Josselinde, haben Sie je darüber nachgedacht was das ist: Wahnsinn! Nichts als ein Tropfen Blut der auf Ihr Gehirn drückt — und das edle Menschenbild ist zu einem Geschöpf entstellt, das man mit keinem Namen mehr nennen kann, und das Form des Menschen, Regungen des Thieres, Gewalt eines bösen Geistes zu einer höllischen Dreieinheit in sich verschmilzt. Ein Paar gewaltsame Emotionen, die das Blut wie Katarakten über das Herz stürzen und zum Gehirn hinauftreiben machen — eine Fiber die reißt — ein Nerv der erschüttert wird — ein Gedanke den die gesunde Organisation ausstoßen, mildern, verarbeiten, kurz unschädlich machen würde, der sich aber grade da einnistet wo jene Fiber gerissen oder jener Nerv gelockert ist — der sich da festsetzt, einbaut, breit macht, wie ein Raubvogel sich einfrißt und einwühlt, mit scharfem Schnabel und grimmigen Krallen um sich hackt, und nicht eher ruht als bis er wie der Geier auf einer Felsenspitze .... König ist — aber was für ein König des Grauens, des Entsetzens, des Abscheus, der Wüstenei, der Vernichtung, des Todes! — das ist Wahnsinn. Ein Paar Blutkügelchen die wir nicht regieren — ein Gedanke den wir nicht beherrschen können — und verfallen sind

wir einer unheimlichen Macht von der die einzige Erlösung — der Tod ist. Denn der Wahnsinnige, und würd' er hundertmal hergestellt, bleibt gezeichnet zwischen den Menschen, weil das Vertrauen zur Herrschaft der Vernunft über ihn — im Fundament erschüttert ist. Man hat nur Mitleid mit .... und Scheu vor ihm. Nur die gute Schwester nimmt aus frommer Pietät den unseligen Tasso bei sich auf. — — Ich konnte mich gar nicht losreißen von dem Kerker in welchem er geschmachtet hat. Ach, nicht wie ein Kerker — der erinnert an Menschen! — sondern wie die Felsenhöle eines wilden Thiers sieht dies dunkle, dumpfe Kellerloch aus. Gott, welch eine instinctive Liebe zum Leben gehört dazu um sich nicht an diesen Mauern den Schädel zu zerschmettern! — — Das ganze Ferrara ist verkommen und trübselig als brütete ein Fluch darüber für die Missethat die es an dem Genius begangen hat. Können Sie sich das neidische höfische Gesindel vorstellen wie es um diesen Tasso herumschleicht und sich wundert, daß er kein verknöchertes Herz, keine in Gleichgültigkeit gepanzerte Brust, keine in frecher Lüge vererzte Stirn habe; daß Liebe in seinem Auge und Ruhmdurst in seinem Busen flammt; daß eine feine Reizbarkeit wie Naphthaquellen durch sein ganzes Wesen zittert und leuchtet, und daß

verzehrende Flammen daraus werden können. Kein Ende ist der spöttischen Verwunderung, des Neckens, Höhnens und Stichelns! kein Ende des Staunens bis zu einer Prinzessin den Blick zu erheben! Ja, für sie, die von Dirnen Liebe fodern, ist es allerdings unbegreiflich das Herz zu einem Gegenstand zu erheben, der nicht im Koth oder Staube wühlt; — aber für ihn, der mit Göttinnen und Feen verkehrt, kann eine Prinzessin unmöglich etwas allzu Erhabenes sein! Und nun vollends diese Prinzessin, ein Geschöpf das keine andre Reize hatte als die, welche Tassos Phantasie ihr gab. Alle waren ihm untergeordnet, und darum thaten Alle ihm weh, denn er begriff nicht warum sie sich nicht an ihm erfreuten — und das machte ihn irre und zweifelnd an sich selbst. Mich machts irre und zweifelnd an der Menschheit, daß nicht Einer sich seiner erbarmte, nicht Einer ihn schützte. Eingesperrt wurde er! mehr konnte sein hoher Gönner der Herzog nicht für ihn thun. Er macht das Haus Este unsterblich, und das Haus Este dankt ihm durch Ketten im Irrenhaus. Aber was wären denn die Könige wenn die Dichter sie nicht unsterblich machten? Von der unerbittlichen Feder der Historie gezeichnet würden sie sich umsonst nach dem Purpurmantel umsehen, den Er auf ihre Schultern fallen ließ. Es ist aus

der Mode gekommen den Fürsten die Huldigung der Poesie darzubringen. Die Dichter haben jetzt ein vielköpfiges Monstrum zum König erkoren, das Demos heißt, und das nicht einen — sondern ein Paar Millionen Kronen für leere Köpfe, ein Paar Millionen Purpurmäntel für träge Rücken begehrt. Ich bin neugierig ob sie ihm werden genug thun können. Ich kam von Padua im Eilwagen mit einem Deutschen zusammen der drei Bände Gedichte von drei deutschen Bänkelsängern in den Taschen hatte und sich durch dieselben für dieselben zu fanatisiren suchte. Er las mir daraus vor und verachtete mich sehr, als ich ihm endlich sagte: „Dies Alles ist Bänkelsängerei beim Bier- oder Weinkrug politischer Kannegießerei; ist ein Wechselbalg, geboren nicht vom keuschen Kuß der Muse, sondern von den giftigen geifernden Lippen der Partei; sind, wenns hoch kommt! Eisblumen an Fensterscheiben, kalt und kraus, verschwindend wenn die gute, lichte; warme Sonne ihnen entgegen stralt." — „Und wer soll denn die Sonne sein?" fragte er spitzig. — „Wer denn sonst als die Poesie!" rief ich ganz erstaunt. Wir disputirten lange, und natürlich befestigte sich Jeder in seiner Meinung. — Sie mögten nun wol jene Gedichte kennen, Josselinde? Ich hüte mich sie Ihnen zu nennen, denn

vielleicht haben auch Sie einen Anflug von Bewunderung für dieselben, und verachten mich, wie mein Reisegefährte, weil ich sie nicht theile. — — —

Bologna, Nov. 20, 184....

Jetzt bin ich im Kirchenstaat, in dem Ländchen das nach unsern Begriffen eine Anomalie zwischen den übrigen Staaten ist, weil wir nicht wollen daß weltliche Herrschaft mit der geistlichen sich paare. Nur bedenken wir nicht daß in unsern protestantischen Ländern die Fürsten ebenfalls Oberhaupt der Landeskirche sind und folglich in derselben Hand geistliches und weltliches Schwert halten. Es kommt uns nicht so wichtig vor, weil Landeskirchen keine katholische Kirche und hauptsächlich — weil wir daran gewöhnt sind. Bis jetzt habe ich wenig Geistliche, nicht viel Klöster und fast gar keine Mönche in Italien gesehen; hier wird es nun wol anders sein und je tiefer nach Süden desto mehr zunehmen. Sie kennen meinen Widerwillen gegen die Gelehrtheit: drum bekenne ich Ihnen daß ich unter den dunkeln Arkaden der Stadt und in den ehmaligen Collegiengebäuden der verschiedenen Landsmannschaften einen gewissen scholastischen Duft wahrnehme, der mich eben so schnell aus „Bologna la grassa“ als aus „Padua la dotta“ vertreiben wird,

um hin zu eilen nach „Firenze la bella.“ Das mißfällt Ihnen, ich weiß es. Sie meinen die Gelehrtheit sei freilich von Außen abstoßend genug, ein Foliant in Schweinsleder gebunden, vergelbt, dickbestaubt, mit ungeschickten bleiernen Klammern; aber ein suchender ringender Geist möge in den unförmlichen Kerker gebannt sein und man müsse sich bestreben ihn zu erlösen. Diese freisinnige Ansicht kommt daher daß man Ihnen dies Erlösungswerk nicht zumuthet; daß Sie nur von Hörensagen wissen was das ist: Hörsäle, Studien, Bibliotheken, Folianten u. dgl. mehr; daß Sie meinen, wie Ihr ganzes Geschlecht, der Mann sei zum studieren geschaffen, und habe er das brav getrieben, so sei er perfect und glückselig. Ich weiß nicht was für wunderliche Ideen die Welt beherrschen! So denken die Männer wiederum von den Frauen: wenn die das ABC und das Einmaleins inne haben, so sind sie ebenfalls perfect und glückselig, und das Geringste was sie darüber hinaus lernen, bringt sie um ihre weibliche Anmuth. Inwiefern nun die Bücher den Reiz der Weiblichkeit beeinträchtigen, sei dahin gestellt; unmöglich aber können sie denselben mehr knicken, als die frische freudige Kraft des Mannes bei dürren Studien ohne Zweck und ohne wahres Verständniß, geknickt wird. Ich habe mich

für immer von den vier Facultäten abgewendet, die dem Menschengeschlecht mehr geschadet haben als Krieg, Hungersnoth und Pestilenz; denn sie haben ihm, wie's in der Bibel heißt: statt Brot einen Stein gegeben, oder — wie ich das in meine Sprache übersetze — statt Gedanken — Worte. Stellen wo dieser kolossale Unterschleif getrieben worden ist, sind mir unangenehm, und Bologna hat sich grade dadurch einen ungeheuern Ruhm erworben.

Bologna, Nov. 22, 184....

„Und doch noch da, Levin? — Ja Josselinde! denn hier ist ein Haus .... „wo Marmorbilder stehn und sehen mich an," und in diesem Hause wohnen zwei Geisterfürsten: Napoleon und Canova. Die Casa Baciocchi ist es. Aus dem tiefsten Dunkel des dunkeln Privatlebens rief Napoleon dies Geschlecht in den Glanz seiner Herrlichkeit hinein und die Napoleoniden haben, Dank ihm! ihren Platz in der Geschichte, die Namen und Thaten aufbewahrt. Aber siehe, nicht blos der Scepter des großen Kaisers war dieser Familie günstig, sondern auch der Meißel Canovas, und ihre Marmorbilder sind hier versammelt von der Ahnfrau bis zur Enkelin. Welch ein Glück unter dieser zwiefachen Constellation geboren und von zwei Sonnen angestralt zu sein!

Mögten Sie das, Josselinde? oder mögten Sie lieber ein eigener kleiner Firstern mit seinem eigenen kleinen Licht sein? — — Ich bin für den Firstern! — aber zuweilen wird mir bange ich sei nichts als ein Wandelstern, der umsonst sucht sich einzureihen in das friedliche Heer der Gestirne, und der seinen irren Lauf beendet und verschwindet bevor er seine gehörige Consistenz erlangt hat. — —

Bologna, Nov. 25, 184....

Ein Umstand hat mich hier gefesselt: ich habe in diesen Tagen die letzte Hälfte meines Trauerspiels zur Welt gebracht. Dessen Gestalten irrten wie Gespenster um mich herum und foderten einen Leib von mir in welchem sie friedlich sterben könnten. Als Geister umzugehen sei unbehaglich für sie und für mich. Das sah ich ein. Ich gab ihnen den ersehnten Leib — und nun haben sie Ruhe und ich auch.

In dieser Weise schrieb Levin an Josselinden, ungesucht, aufrichtig, ohne sich vor ihr aufzuputzen oder etwas im Rückhalt zu haben. Er hing an ihr wie an der einzigen Liebe seines Lebens. Er war ein zarter scheuer Mensch, der zarte Hoheit des Herzens

in der Liebe nicht sowol begehrte als voraussetzte. Wenn er Josselinde nicht anbetete, so kam es daher weil zur Anbetung jene Glut des Gefühls gehört, welche weder ihr Verhältniß zu ihm noch ihre Persönlichkeit entfachen konnte. Aber er hatte eine Andacht zu ihr, ein Vertrauen in sie, eine Hingebung an sie, die ihn sehr glücklich machten. Der Mutter und den Schwestern war er nun einmal entfremdet. Er fühlte daß es nicht unmöglich sei in einer großen Krisis seines Lebens plötzlich die Richtung zu ihnen zurück zu nehmen. Aber dieser Wendepunkt von dem er träumte, wo er zu ihnen sagen wollte: Jetzt mögt Ihr stolz sein auf den Levin, den Ihr verkannt habt! — der lag vor ihm wie eine Bergspitze in Nebeln. Wie fern, wie hoch, wie weit, — er wußte es nicht. Bei Josselinden hingegen dachte er nicht: sie soll stolz auf mich sein; nur: sie soll sich freuen! denn instinctmäßig empfand er an ihr den Athemzug eines tiefliebenden Herzens, welches nicht fragt ob das Geliebte groß oder klein, stralend oder unscheinbar sei.

Mit großer Betrübniß empfing Josselinde die Nachricht von dem verbrannten Trauerspiel. Sie schrieb an Levin: sie sei überzeugt er habe es nur darum verbrannt, weil er sich vor ihrer Kritik fürchte; und ob sie dieselbe je mit zu großer Schärfe gehandhabt

habe? — Dies war das Mittel um Levin zu vermögen ihr künftig seine Schreibereien mitzutheilen; denn weder wollte er für sich den Vorwurf der Empfindlichkeit hinnehmen, noch ihr den der Schärfe machen.

Aber es blieb bei diesem einen Trauerspiel. Es war die unbewußte Frucht innerlicher Bewegung des einsamen Jahres im Forsthause. Die Einflüsse der Natur, der Freiheit, des Waldlebens, des Umgangs mit Josselinden, hatten ihm Keime in die Seele geworfen, die zu Bildern und Gestalten aufwuchsen ohne daß er es dort gewahr werden konnte. Aber als er aus jener Abgeschiedenheit heraus trat, überschritten auch sie die Grenzen ihrer Wiege, und das Leben was er zu ergreifen strebte, foderten sie von ihm. Natürlich gelang ihm das Eine so unvollkommen als das Andre, und sein gesundes Urtheil sagte ihm ganz richtig: erst kennen und dann schreiben.

Er war jetzt ganz Auge, ganz Ohr, ganz Wißbegier, ganz Empfänglichkeit. Italien weckte ihn auf in höherer Potenz wie einst Rinaldo Rinaldini. Die unerhörte thatkräftige, schöpferische Fruchtbarkeit dieses Wunderlandes, das nur seit den letzten Jahrhunderten sich etwas ausruht von der Anstrengung früherer Jahrtausende, erfüllte ihn mit Bewunderung und Entzücken. Bisher war ihm das Leben immer

in Gestalt eines Mangels oder Widerspruchs entgegengetreten; hier war es zu Fülle und Harmonie aufgegangen. Von den alten Pelasgern an bis zu Lorenzo de Medicis goldnen Tagen — von Numa bis zu Alfieri — von den Kriegszügen der Cimbern, der Gothen, der Normannen zu den Osterprozessionen des Papstes in St. Peter — welch eine unerhört reiche Entwickelung in jeder Richtung. Daneben der Mißbrauch! daneben der Verfall! ja! denn jede Lebensblüte dauert nur ihre Zeit, welkt dann und stirbt; — aber hier ist sie zu einer solchen Entfaltung gelangt, daß man ohne Uebertreibung sagen darf: in jeder Phase der Aus- und Umbildung schlug Italien den Ton an, der maßgebend für die Welt ward, von der Bürger- und Frauentugend der Cincinnate und Lucretien bis zu Machiavells Politik; von der Glaubensglut der christlichen Märtyrer bis zum Kunstrausch des XVI Jahrhunderts; von der Kaiserkrönung Carls des Großen bis zur Epoche Leos X; von der Wiederbelebung des mittelalterlichen Städtewesens bis zur Auferstehung der Wissenschaft — überall welche Namen! welche Thaten! welche neue Bahnen! welch Ringen nach Freiheit, Wahrheit, Schönheit! welche Eroberungen in allen Sphären des Lebens, in der geistlichen, weltlichen, künstlerischen — ja, in der ganz praktischen Richtung

der Entdeckung einer neuen Welt! Und auch welche Missethaten, Entweihungen und Gesetzlosigkeiten! welche unerhörte Ueppigkeit, Genußsucht und Wollust! welche Frevel an dem Heiligen! .... denn die Macht ist da, und nicht Jeder unterwirft sie dem Dienst einer göttlichen Idee, eines erhabenen Zieles, sondern für sein Ich setzt er sie in Bewegung, so stark, so gewaltig, daß er vielleicht ein Geschlecht, ein Volk, eine Epoche mit sich in den Abgrund reißt.

„Hier war die Macht, hier war das Können!" schrieb Levin in der Mitte des Winters aus Rom an Josselinde; — „ein andrer Atlas, hat dies Italien „ein Paarmal die Welt auf den Schultern getragen „und den Erdball in eine neue Bahn geschleudert. „Und wir wagen jetzt mit kühlem Achselzucken des „Mitleids zu sagen: das entartete Italien! — als „ob es nicht vielmehr ein Recht hätte zu uns an„dern Völkern zu sagen: Ihr seid die Entarteten! „ich habe Euch das Beispiel gegeben und Ihr seid „mir nicht gefolgt. Mein Aeon hat durch Jahrtau„sende gewacht und Worte in die träumende Welt „hineingerufen um die sie sich wie um ein Palladium „geschaart hat. Einst war es: Roma! Die Schwer„ter klirrten und die Siegeswagen flogen von Tro„phäen umrauscht die Via sacra hinan, nicht zur „Ehre der Triumphatoren und Cäsaren, hinter denen

„Spottlieder erschallten — sondern zu Ehren der „ewigen Roma. Dann war es: der Erlöser! Eine „schneeweiße Siegesfahne entfaltete sich und in ihrem „Schutz wallten fromme Boten zur Ultima Thule „und zur Libyschen Wüste, den Völkern die Bot„schaft bringend von brüderlicher Einheit im Schooß „der heiligen Kirche, und auf ihren Pfaden die Keime „der Gesittung und Bildung ausstreuend die im Ge„folge der Religion wirksam sich regen. Und zum „dritten Mal erklang ein Wort: die Kunst! und „abermals beugten sich die Knie vor ihr und aber„mals flog von ihm aus ein leuchtender Genius „durch die Welt. Nun seht! diese drei Worte, welche „die drei höchsten Ideen des Menschen: die Ehre, „die Liebe, die Schönheit! — in sich fassen, hat mein „Aeon Euch zugerufen und bis zu dieser Stunde „zehrt Ihr davon. Nun laßt hören! welcher Ruf „ist denn von Euch ausgegangen über alle Lande, „daß Ihr es wagt ihn zu schmähen weil er endlich, „endlich einmal verstummt ist. Laß hören, Du that„sächliches England! — Hörst du nicht meine Ma„schinen schwirren? — Laß hören Du kriegerisches „Frankreich! — Hörst du nicht an der Börse meine „Papiere rauschen? — Laß hören Du sinnendes „Deutschland! — Hörst du nicht meine hunderttau„send Schreibfedern kritzeln? — Ja ich höre! ich

„höre das Alles! Lärm genug um die Menschen be„täubt, verwirrt, trostlos und wahnwitzig zu machen; „aber ein Wort der Erlösung .... ein donnerndes: „Es werde! höre ich nicht. — So dürfte Italien „vorwurfsvoll zu den andern Völkern sprechen. Aber „es wickelt sich stumm in seinen alten Purpurman„tel, der zum Trauermantel entfärbt ist — schweigt „und träumt, und wer weiß mit welchem Schö„pfungswort es dereinst aus seinem Schlaf erwa„chen wird! sein letztes .... hat es noch nicht ge„sagt."

„Wie jener wunderbare Torso des Alterthums er„scheint mir dies wunderbare Italien: es fehlt so „viel, daß man, wenn man es aufzählt, ganz ver„wundert fragt: was bleibt denn übrig? — und „doch gibt dies Uebriggebliebene eine unerschütter„liche Zuversicht zu dem was es gewesen ist und „zu der ewig regenerirenden Kraft des Lebens."

Josselinde vermogte nicht es über sich zu gewinnen Levins Zukunft anders als von einem practischen Standpunkt aus zu betrachten. Daher freute sie sich nur halb an seinen Extasen, denn die Frage drängte sich ihr unabweislich entgegen: Was aber soll hier aus ihm werden? er kann doch nicht sein

Leben verschwärmen! er wird sich unnütz und daher elend fühlen! in der Theorie bewundert er die That, in der Praxis verachtet er sie, weil er sie nicht in den Wolken ausführen kann, sondern im Staub der großen Landstraße. Etwas Großes mögte er vollführen, allein sich Mühe geben und sich überwinden — will er nicht.

Das war auch ganz richtig. Levin hatte das Unglück gehabt immer abseits und nie zwischen Andern zu stehen; und da er dabei, wie er zu sagen pflegte, weder blödsinnig noch boshaft geworden war, so hielt er es für seine Bestimmung auf ganz absonderlichen Pfaden zu gehen, weil er nicht ein Geschöpf der Regel, sondern der Ausnahme sei. Nach seinem innern Drang wollte er sich entwickeln, nicht nach dem äußern Gesetz; nach seinem Ideal, nicht nach Beispiel und Lehre; — er wollte lernen und thun was mit seiner eigenthümlichen Richtung im Einklang war, und Disciplin und Mühe widerstrebten ihr durchaus. Im Lauf wie Atalante goldne Aepfel aufnehmen, aber geschickter als sie sich nicht dabei verspäten: dies war seine Idee vom Leben. Josselindens und seiner ganzen Familie Sorge: was aus ihm werden solle — theilte er nicht im Geringsten; denn wie alle wahrhaft poetische Naturen brauchte er wenig und hatte geringe Bedürfnisse. Diese Ver-

zogenheit, Sammt und Seide, Comfort und Luxus zum Lebensbedürfniß zu machen, wird sich eine wahrhaft poetische Natur nie zu Schulden kommen lassen; denn das Schönheitsbewußsein ist zu mächtig und hat einen zu hohen Flug in ihr um sich bei Sammt und Seide, bei Comfort und Luxus aufhalten zu können. Hingegen bei durchaus prosaischen Naturen und fast immer als ihr Wahrzeichen ist zu bemerken, daß sie ihre dürre Organisation durch Glanz und Aufputz zu erfrischen trachten, und von ihren Stühlen und Tischen, Wänden und Fußböden, Kleidern und Speisen, eine Art von Aufreizung erwarten, welche freilich mit der Inspiration nichts gemein hat.

Levin hatte noch nicht in der Welt gelebt, kannte noch nicht den Einfluß welchen das Geld auf die Stellung des Individuums hat — noch nicht die tausend kleinen Bitterkeiten zu denen sich derjenige verurtheilt sieht, den seine Verhältnisse oder seine Thorheiten vom Gelde abhängig machen. Er ging zu Fuß wenn er kein Pferd — trank Wasser wenn er keinen Wein hatte; schlief vortrefflich auf einem Strohsack wie unter Damastvorhängen; beachtete die Zimmerwände nur dann wenn schöne Gemälde an ihnen hingen; und war der festen Ueberzeugung, daß

ihm zu dieser einfachen Existenz nie die Mittel fehlen könnten.

Einmal hatte Josselinde ihm geschrieben: wenn er wie alle vernünftige Leute darauf bedacht gewesen wäre sich für irgend eine Laufbahn: juridische, militärische, diplomatische, künstlerische oder sonst eine, vorzubereiten, so würde sie ihm mit ganz andrer Freude und Theilnahme den Genuß der Reise gönnen.

„Also Referendar — antwortete Levin, Lieutenant, „Gesandtschaftsattaché oder Farbenverderber muß man „sein um Ihnen das rechte Interesse einzuflößen. „Wenn ich nun eine dieser erhabenen Stellungen „einnähme, würden Sie es dann verbrieft haben, „daß ich kein Idiot und kein Taugenichts wäre? „Sie haben ein wundersames Vertrauen zu der „Würde einer solchen, Josselinde. Kann Ihnen „wirklich ein Referendar imponiren? und ist es nicht „genug daß ich Levin bin um Ihrer Theilnahme eben „so würdig zu sein als ob ich dritter Gesandtschafts„attaché am Hof zu Flachsenfingen wäre? Sie ver„leumden sich selbst, und demüthigen mich. Und „wer weiß ob ich auf Reisen nicht irgend etwas „lerne, das mich befähigt irgend eine nützliche oder „selbständige Stellung einzunehmen, wenn ich einst „nach Deutschland zurückkehre. Das klingt sehr un-

„bestimmt und Sie würden lieber das Versprechen „hören mein Examen für den Staatsdienst machen „zu wollen; — aber es ist nun einmal so, Josse„linde: ich habe meine Bestimmung noch nicht er„kannt und folglich noch nicht ergriffen. Sie wissen „ja wie langsam ich mich entwickele; haben Sie Ge„duld mit mir!"

Josselinde seufzte als sie diese Zeilen las; aber das war richtig: langsamer und ungewöhnlicher als es zu gehen pflegt, war Levins Entwickelung erfolgt, und so durfte man auch noch nicht an seiner Zukunft verzweifeln. Lächelnd las sie was er weiter schrieb:

„Es gewährt mir eine eben so große Unterhal„tung die Charactere der verschiedenen Nationen zu „beobachten, die sich hier zusammenfinden, als die „Ruinen, Monumente und Museen zu studieren. „Ueberall trifft man mit Fremden zusammen, und „ich bilde mir ein, daß ich ihre Nationalität am „Ausdruck ihres Gesichts erkennen kann. Der Eng„länder sieht sich die Dinge an als fragte er: „Was „könnt ihr mir nützen?" — Der Franzose: „Was soll „ich an Euch tadeln?" — Der Russe: „Wie dürfte „ich euch mit Petersburg vergleichen!" — Der „Deutsche: „Wie mache ich es um euch recht genau „zu beschreiben!" — Es gibt Ausnahmen .... jedoch

„seltner als Ihre Gutmüthigkeit es glauben mögte.
„— Wie ich mir die Dinge ansehe — werden Sie „wissen wollen; und ich werd' es Ihnen aufrichtig „sagen: stupid und selig. Das ist der ganze Levin! „höre ich Sie rufen; er ist immer glücklich in seiner „Unwissenheit, und was er nicht weiß das träumt „er. — Ja, er träumt; aber vom Himmel." — —

„Um Sie mit mir zu versöhnen will ich schleu„nigst hinzusetzen daß ich den Tacitus immer mit „mir herumtrage. Ein Classiker in der Tasche ist „das Antidot gegen Stupidität, nicht wahr? Ach „meine arme Josselinde, der Classiker im Kopf ist's „nicht einmal! — genug ich bin unzertrennlich vom „Tacitus, und in den Krautgärten der Villa Farnese „die auf den Schutthügeln von Neros goldenem „Hause angelegt sind — oder in den zerfallenen Ar„kaden des Coliseums, lese und begreife ich die Herr„lichkeit und den Untergang der alten Roma. Die „majestätische Traurigkeit des Tacitus erinnert mich „an die der Propheten Israels; aber diese hatten „eine Hoffnung; er hat keine."

Es traten denn doch, und grade in Rom, Episoden in Levins Leben, die er nicht für gut fand Josselinden mitzutheilen. Sie thaten aber seinem Vertrauen zu ihr

keinen Eintrag. Sprach er nicht von seinen Begegnissen, so erzählte er von dem was er gelesen und gesehen hatte, und beschrieb ihr Gemälde, Statuen, Bücher und Ruinen. Es war ihm ein Seelenbedürfniß mit ihr in Zusammenhang und Verständniß zu bleiben. Ihre Ruhe, ihr klarer Ernst, ihre zärtliche Treue übten magnetischen Einfluß auf sein ganzes Wesen, viel tiefer, viel unveränderlicher als es ihr durch Grazie oder Schönheit möglich gewesen wäre; denn seine Sinne waren gar nicht zu fesseln, und was in dieser Richtung ihn berührte versetzte ihn nur in momentanen Rausch und in dauernde Gleichgültigkeit.

Er lebte in Rom in einem Kreise von jungen Männern, Landsleuten, Fremden, Künstlern, die nicht Wahl, nur der Zufall des Reiselebens zusammengeführt hatte. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich nicht unbehaglich zwischen ihnen, denn sie waren ihm sämtlich unbekannt. In ganz freien fremden Verhältnissen kannte er keine Scheu, weil er sich getraute den Platz zu erobern den er einzunehmen wünschte; allein in gegebenen Verhältnissen, zwischen Schulkameraden, wo er Schüler — zwischen akademischen Genossen, wo er Student sein sollte — überall wo eine bestimmte Anfoderung sich an dieselben knüpfte: da wich er aus, denn

grade dies Bestimmte konnte er nicht leisten, auf dies Begrenzte nicht eingehen.

Hier war er ganz sein eigner Herr — seiner Zeit, seiner Beschäftigung, seines Geschmacks, seines Umgangs, seiner Studien. Er brauchte hier keine Rücksichten aus Rücksicht zu nehmen, sondern nur aus Neigung; keinen Zweck zu verfolgen, der nicht aus Interesse für den Gegenstand entsprang. Er sah diese jungen Leute bald sehr viel, bald gar nicht, war drei Tage hindurch unzertrennlich von ihnen und sah sie dann in einer Woche nicht. Die verschiedensten Bekanntschaften machte er durch sie. Bilder des hohen und niedrigen Lebens gingen an ihm vorüber, und er ließ sich die einen wie die andern als Unterhaltung gefallen, die er später zuweilen zum Gegenstand seines Studiums machte. Er war nicht frivol und nicht pedantisch; aber er hatte Anwandlungen davon, indem er sich zuweilen geneigt fühlte nur den Champagner-Schaum des Lebens von dessen Oberfläche zu schöpfen und sich im Genuß zu berauschen — und zuweilen wieder aus dem Leben nichts zu machen, als eine Betrachtung über dasselbe. Gewöhnlich war die letztere Richtung eine Folge des Ueberdrusses an der ersten. Sie wechselten in ihm ab, und oft sehr schnell. Er war eben jung! Diesen Prozeß muß Jeder in sich durchmachen, denn

Jeder mögte aus dem Leben — Gold gewinnen. In diesem Streben entzünden sich all seine Kräfte um die spröden Metalle seines Wesens in Bewegung und Verschmelzung zu bringen. Solcher Zustand ist immer ein Ringen bald hoher Leidenschaften bald niedriger Begier; und erst nach dieser Entzündung, nach diesem Brande des innern Wesens, der seine Male und Wunden zurückläßt — findet sich auch das reine Gold .... wenn es sich findet! Vorher hoffte man vielleicht auf mehr edles Metall, aber gewiß durfte man auch des Wenigsten nicht sein.

Zwischen all seinen guten Freunden machte Levin es übrigens genau so wie er es von jeher gemacht: mit der größten äußern Bescheidenheit, ja Nachgiebigkeit in unwichtigen Dingen, blieb er felsenfest in seiner Ansicht, bei seiner Meinung, auf seinem Pfade. Er wollte nie bekehren, aber er war auch nicht zu bekehren. Er sagte mit der Wärme der Liebe oder des Hasses was er über einen Gegenstand urtheilte; stimmten die Andern nicht mit ihm zusammen, so vertheidigte er seinen Punkt und gab immer zuerst den Streit auf mit den Worten:

„Nun gut! Ihr denkt für Euch und ich denke für mich! — so muß es ja sein.“

Er schrieb an Josselinde:

„Zwei Menschen muß ich Ihnen nennen, weil ich „sie öfter und auch mit größerem Vergnügen sehe „als den großen Schwarm. Der Eine ist ein Deut„scher, der zur Propaganda für liberale Ideen auf „einer Mission durch Italien begriffen ist — was er „nicht zugeben und nicht widersprechen will — wovon „ich aber überzeugt bin. Der Andre ist ein Englän„der, von dem ich die Ueberzeugung habe daß er sich „der religiösen Mission unter den Heiden widmen „wird. Wie nun grade ich dazu komme das Juste „milieu zwischen dieser äußersten Linken und Rech„ten einzunehmen, kann ich nur dadurch erklären, „daß sowol Werner als Morley sich mit der Hoff„nung schmeicheln mich von meinem indifferenten „Standpunkt, wie sie ihn nennen, Jeder auf ihr Ge„biet hinüber zu ziehen. Ich habe keine Neigung we„der für die Kritik der gegenwärtigen Weltzustände, „noch für die Polemik gegen sie. Es kommt dabei „so sehr viel auf mißverstandene, falsch gedeutete und „übel angewendete Worte an, daß ich dabei eiskalt „werde. Denn für Worte enthusiasmiren sich nur „Fanatiker. Der Eine ruft Freiheit! der Andre „ruft Glauben! und Jeder scheint der Ueberzeugung „zu sein, habe er nur brav gerufen, so sei das ein „Aequivalent für das Tüchtige was er — wenn „nicht unterlassen, doch ganz gewiß nicht mehr gethan

„als unsereins. Ich habe nun die Ansicht: wer frei „ist und wer glaubt macht kein Geschrei davon. „Das thun nur die welche daraus ein Geschäft ma= „chen die Lehre von der Autorität oder die Lehre „von der Anarchie zu verbreiten. — Ich lerne von „diesen beiden Freunden auf indirecte Weise mancher= „lei; aber direct sehr wenig. Das sagt mir zu, denn „es ist unterhaltender und nicht so positiv schul= „knabenhaft. Sie hoffen die Keime ihrer Ansichten „wie zündende Funken in meine Brust zu werfen. „Dies ist das Band welches uns zusammenhält.

„Wir waren im Coliseum. Ein altes Mütterchen „mit zwei hübschen Kindern ging hindurch und hieß „die Kleinen das Kreuz in dessen Mitte küssen — „was sie auch mit Bereitwilligkeit thaten.

„Empörende Stupidität!" rief Werner.

„Heilige Einfalt!" rief Morley.

„Ich konnte mich weder erzürnen noch erbauen. „Ich fand es nur unsäglich poetisch die freudige Be= „reitwilligkeit zu sehen mit der die lieblichen Kin= „der das Symbol der Schmerzen küßten, welche auf „ihrem späteren Lebenswege sie erwarten und zu „denen sie ahnungslos hintanzen. Ich sagte es.

„Mit Deiner poetischen Anschauungsweise bist Du „ein wahrer Heide!" sagte Morley.

„Nein! ein verkappter Katholik!" sagte Werner.

„Sie können sich vorstellen wie sehr mich dies „unterhält! Mein eigentliches Wesen tritt mir nie „als reines Spiegelbild aus dem Wesen meiner „Freunde entgegen, sondern immer nur der Schatten „oder das Licht, welches, indem ich an ihnen vorüber„gehe, auf ihren innern Spiegel fällt. Je nach dem „Standpunkt auf dem man steht beurtheilt man „einen Menschen; nie nach dessen Individualität. „Und doch will man so gern verstanden sein!"

Ein andres Fragment:

„Ich habe einige Italienerinnen kennen gelernt, „die mir viel interessanter sind als die weiblichen „Wandervögel aus der Fremde, die nur des Vergnü„gens oder der Neugier wegen herkommen, und die „man also nur im Reise- nie im häuslichen Kleide „sieht. Die Eine ist die Liebste eines Bildhauers, ein „Landmädchen aus dem Albanergebirg. Er will sie „heirathen, ist aber ein Ketzer und den Eltern ver„haßt. Einstweilen ist das Mädchen zu ihm gekom„men, sehr entschlossen sich ohne den elterlichen Se„gen zu behelfen, aber doch unwillkürlich darauf „ausgehend aus dem Liebsten einen Proselyten zu „machen. Wenn sie mit ihren großen schwarzen „Augen voll Andacht aus der Messe kommt, denke „ich unwillkürlich, und wie Freund Morley sagen „würde, wahrhaft heidnisch: eine Religion die solche

„verklärende Schönheit giebt, muß die wahre sein.
„Man hat hier eben ganz andre innere Bedürfnisse
„als bei uns. Bei uns verlangt man von der
„Religion, daß sie eine Art von Zucht und Regel
„für das sittliche Leben abgebe — und hier daß sie
„eine Versöhnung ausübe wenn das Leben nicht so
„ist wie es sein sollte. Man ist bei uns kühl und
„dürr, drum kann man sich leichter an Vorschriften
„halten. Hier ist man heißblütig, üppig und voll=
„herzig: wird das Gebot öfter übertreten, so fühlt
„man auch dringender die Sehnsucht nach dem
„himmlischen Trost von der Vergebung der Sünden.
„Für uns Nordländer ist es ganz unbegreiflich daß
„diese kleine Livia, die ihren Eltern davon gelaufen
„ist und sich einem Mann in die Arme geworfen
„hat, mit der Frömmigkeit und Sammlung einer
„kleinen Heiligen betet und in die Messe geht.
„Kommt etwas Aehnlichs bei uns vor, so nennen
„wir es scheinheilig, und oft mit Recht, weil es
„aus der Reflexion entspringt die den Schein wah=
„ren mögte um der Welt willen. Hier kommt es
„ganz natürlich und von selbst: der nämliche un=
„raisonnirte Drang des Herzens ist es, der die kleine
„Livia vor der heiligen Jungfrau auf die Knie und
„in die Arme des Geliebten wirft. Tritt bei uns
„die Religion in irgend einer bestimmten kirchlichen

„Form uns entgegen, so kommt leicht das Gefühl „zu kurz dabei; — hier, die Vernunft. Drum be„trachten wir vernünftigen Nordländer auch immer „wenn wir herkommen die Wirkungen der Religion „auf die Menschen mit unaussprechlicher Verachtung, „weil wir nur für unsre einseitige Entwickelung ein „Ideal haben.

„Die Zweite ist eine römische Principessa, die „alle Vorzüge und Fehler der kleinen Livia in er„höhter Potenz besitzt .... weshalb es etwas schwie„rig ist von ihr zu erzählen — so schwierig daß „ich es lieber gar nicht thue und zur Dritten über„gehen werde.

„Die Dritte ist ein Bild und ein Gedicht und „heißt — Beatrice Cenci. Ihr Gemälde von Guido „Reni sah ich zuerst, eine geknickte weiße Rose, ganz „Holdseligkeit, ganz unschuldige herzbrechende Trauer. „Dann besuchte ich den Palast der Cenci und las „ein italienisches Manuscript das die Schicksale der „Familie mit historischer Gewissenhaftigkeit erzählen „soll. Endlich las ich die Tragödie von Percy „Shelley. Das Gemälde hatte mich für Beatrice, „das Manuscript gegen sie eingenommen. Wahr„haft und tief ergriffen hat mich nur die Tragödie! „sie bewegt sich in einer solchen Sphäre der Erha„benheit daß, ohne im Geringsten gegen die Wahr-

„heit zu verstoßen, das Empörende und Graſſe des „Gegenſtandes buchſtäblich nicht zur Sprache kommt; „denn wie Niobe, im Schmerz verſteinert, iſt Bea„trice. An dieſem Trauerſpiel ſah ich ſo recht die „Macht des großen Dichters, von der Unthat die „Gemeinheit fern halten zu können und die ganze „ſchauerliche Begebenheit in den Schranken der „Würde ſich entfalten zu laſſen. — Ich hatte kein „Trauerſpiel geleſen ſeit jenem, das in Bologna „ſeine letzte Stunde fand. Ich fühlte mich erröthen „bei dem unwillkürlichen Vergleich.“

Nach dem Oſterfeſte verließ Levin Rom und ging nach Neapel, in den himmliſchen Frühling der Campagna felice. Morley und Werner machten die Reiſe mit ihm, auch ſeine Streifzüge durch die Abbruzzen. Sie waren freilich nie mit ſeiner Geſinnung zufrieden, aber ſie liebten ihn ſo weit ſie dieſes Gefühls fähig waren, und da ſich Beide unabhängig bewegen durften wohin ſie wollten, ſo blieben ſie bei Demjenigen, der über ihre orthodoxen oder rationaliſtiſchen Weltanſchauungen einen warmen Schimmer von Poeſie warf. Sie hielten ſich für viel klüger, viel entwickelter, der Eine für viel menſchenfreundlicher und der Andre für viel gottes-

fürchtiger; aber in Levin war eine solche Wärme, daß sie sich bei ihm erquickten und ausruhten von der Erhitzung der Partei.

In Sicilien brachten sie den Sommer zu.

„Hier ist der Süden! schrieb Levin an Josselinde aus Palermo. In Italien weiß man daß er sein „soll; hier ist er! hier sieht, fühlt, schmeckt, athmet „man ihn! hier dringt er durch alle Poren in Seel' „und Sinne, in Geist und Blut hinein! hier macht „er das Auge hell, das Herz warm, die Hand „rasch — denn Wolken hemmen und Nebel verfin„stern nichts. Das materielle Leben ist so wun„derbar leicht, daß das geistige dadurch gleichsam „erlöst wird. Speis und Trank, Obdach, Schlaf, „Kleidung — von Allem braucht man wenig! — „Wie die Lilien auf dem Felde, verglichen mit dem „mühevollen Norden wo die Existenz ein ewiger „Kampf ist, spinnt sie sich hier sorglos fort. Aber nicht „genußlos und gedankenleer. Nur gestellet sich hier „Alles so lieblich daß wir, die wir gewohnt sind „einen Genuß zu erkaufen und uns durch Gedan„ken zu verdüstern, uns gar nicht auf der alten „Erde zurechtfinden und uns wie auf einem neuen „Planeten selig befremdet umschauen. Morley mögte „zuweilen eine Diatribe gegen die verfallnen reli„giösen Zustände des Volks wie ein Schiff mit

„vollen Segeln ins Meer der Welt hinausschicken; „aber siehe da! nur ein leichter Zephir spielt in den „Wimpeln und das Schiff legt in einer Bucht vor „Anker. Auch Werner macht es nicht anders, ob„gleich er immer droht sich aus diesem Paradiese „der einzelnen Bevorzugten loszumachen und die „ganze Erde in ein Paradies für Alle verwandeln „zu helfen. Ich beruhige Beide mit dem Beispiel „des Hannibal in Capua. Den Vergleich mit ei„nem großen Mann läßt Jeder sich gefallen, ohne „sonderlich zu beachten daß der Vergleich gewöhn„lich nur mit dessen Schattenseiten gemacht werden „kann.

„Wir lesen viel miteinander. Die alte Geschichte „Siciliens, die dorischen Colonien, die arabischen „und normannischen Niederlassungen, die saraceni„schen Ueberfälle bieten den reichsten Stoff um die „vielleicht historisch-geistesarme Gegenwart mit dem „gewaltigen Geist der Vergangenheit zu beseelen. „Welch eine verschiedene Weltanschauung lag vor „den Menschen welche die Tempel von Selinunt „und Girgenti — und welche die Rogers-Kapelle „bauten! und wie fremd sind uns diese wie jene! „Warum? .... weil sie originel waren. Wir sind „dermaßen Nachahmer, Nachbeter und Nachtreter, „daß mich ein wahres Mitleid mit unsrer impoten-

„ten Zeit anwandelt. Was ist da aber zu machen! „sie ist eben alt! sie kann nicht mehr; sie mögte „wol — und in Einzelnen, in Vielen sogar, ringt „sich dies Verlangen empor als eine Klage, ein „Schrei, eine Drohung, und dann — sinkt sie zurück „in die Wollüste von Capua, die ihr nur noch ein „Bedürfniß .... keine Befriedigung sind.

„Gestern wurden wir heftig ergriffen von dem „Gedanken es den Normannen nachzumachen und „irgendwo in der Welt ein Reich zu gründen. „Da wir Afrika so nah sind, und da wir uns sehr „für diese numidischen Löwen Jugurtha, Hannibal „und Abdel Kadr begeistert haben, so wollten wir „ein Stück Afrika erobern. Bis zu dieser Erobe- „rung blieben wir Bundesgenossen: aber als es an „die Organisirung des neuen Staats ging, zerfielen „wir. Morley wollte ihn nach den Principien der „Jesuiten in Paraguay, auf die Anglikanische Kirche „angewendet, bilden; Werner nach Fouriers Sy- „stem der Attractions passionnelles; ich nach gar „keinem! ich wollte mich mit Abdel Kadr verbün- „den um die Franzosen aus Afrika zu verjagen, „und durch das schöne Bewußtsein einer frischen „freudigen gemeinsamen That die Grundlage eines „Verbands bilden, der normännische Kriegslust und „arabisches Patriarchenthum vereinigte.

„Und Du wolltest der kriegerische Prophetenfürst „dieses Staates sein? fragte Morley empört.

„Gewiß! entgegnete ich. Wer einen Staat gründet wird dessen Oberhaupt, gleichviel unter welchem „Namen.“

„Keineswegs — sobald man eine Theokratie bezweckt.“

„Wo an Gottes Stelle der Priester herrscht?“ „fragte ich.

„Und die Sünde der Lüge zu der Sünde der „Knechtung der freien Menschheit fügt! sagte Werner. Ihr habt den alten Adam noch nicht ausgezogen, Ihr Beide! fuhr er fort. Ihr hängt noch „an Euren verschollenen Traditionen von Gottesfurcht, von Fürstenmacht, und mit Euren kümmerlich geworbenen kirchlichen oder kriegerischen Schaaren versucht Ihr umsonst das zu gründen, wozu „nur das Volk berufen ist: einen Normalstaat, basirt „auf das Urrecht jedes Menschen.“

„Und was nennst Du das Urrecht des Menschen?“ „fragte ich.

„Das Recht einer gleichmäßig gesicherten Existenz!“ rief er.

„Das ist das Urrecht des Baums, entgegnete „ich. Dem gebührt daß die Natur für ihn sorge. „Aber das Urrecht des Menschen ist, daß er sich

„seine Existenz erringe, und zwar ein Jeder nicht „nach Durchschnitts-Maßstab, sondern nach indivi„duellem."

„Damit ist jeder Tyrannei Thür und Thor ge„öffnet," sagte Werner.

„Und jeder Entwickelung auch," sagte ich.

„Aber sie tritt die Gleichheit mit Füßen!"

„Und Deine Gleichheit tritt die Menschheit mit „Füßen!"

„Indem sie die Befreiung von der Willkür und „Bevorzugung Einzelner und die materielle Gleich„stellung Aller bringt?" fragte Werner heftig em„pört.

„Tritt die Menschheit mit Füßen, indem sie dem „Menschen seine wahre Freiheit, die freiwillige Be„schränkung raubt, und ihm die Möglichkeit neh„men will sie auszuüben," entgegnete ich.

„Unser Streit spann sich bis tief in die Nacht „fort, und vor der Hand ist an ihm die afrikanische „Expedition gescheitert.

„Lesen und disputiren füllt nicht meine Zeit gänz„lich aus. Ich muß Ihnen bekennen, liebe Josse„linde, daß ich auch sehr viel schreibe; aber formlos. „Freuen Sie sich also nicht darauf nächstens über „ein neues Trauerspiel, halb kritisirend halb theil„nehmend, herfallen zu können.

„Geschwärmt wird auch — bald idyllisch, bald „romantisch, bald — bacchantisch, würde ich sagen, „wenn ich nicht fürchtete Sie durch dies Wort zu „erschrecken. Bitte, dämpfen Sie es mit holder „Güte bis zu dem Ton ab, der Ihnen melodisch „klingt."

Diese freudigen Mittheilungen aus einem vielfach angeregten Leben, warfen einen Kranz von erotischen Blumen über Josselindens stille Tage. Sie lebte mehr einen sicilianischen Sommer mit Levin durch, als einen norddeutschen mit ihrer Großmutter. Sie vermißte nichts, sie bedurfte nichts. Ihre Phantasie war so erfüllt, so gespannt, so beseligt, daß die Wirklichkeit ihr nichts anhaben, nichts nehmen noch geben konnte. Sie lebte mit Levin wie die alten Mystiker mit Gott, in seliger Gemeinschaft, in unirdischer Einigkeit, und mit einer solchen Intensität, daß sie nichts brauchte, weder Hoffnung, noch Zukunft, sondern nur die Gegenwart, um glückselig zu sein.

Eines Tages erschien Wilderich im Schloß Embden. Er war aus der Schweiz zurückgekehrt und lebte in Wildeshausen ernst und ruhig, wie seine Verhältnisse und seine innere Stimmung es mit

sich brachten. Er übernahm alle Geschäfte und widmete sich ihnen mit Beharrlichkeit. Von dem was ihm in der Schweiz begegnet war, sprach er mit Niemand. Von Levin hatte er fast nichts gehört. Jetzt schickte Josselinde seiner Mutter eine Abschrift von einem Brief Levins aus Catanea, nachdem er den Etna bestiegen.

Wilderich wollte seinen Augen nicht trauen! für ihn war Levin noch immer der Knabe, der bei dreizehn Jahren nicht die lateinischen Deklinationen und Conjugationen lernen konnte! noch immer stellte er ihn auf dieselbe Stufe mit dem armen Henning, einem andern Bruder, der in der Entwickelung seines Geisteslebens durch anhaltende Krankheit in früher Jugend gestört worden war, und zu nichts Geschick zeigte, als zur Gärtnerei.

Wilderich ritt nach Embden um Josselinde nach dem Mirakel zu fragen, welches Levins Geist vom langen bösen Bann befreit habe.

Er hatte sie lange, lange nicht gesehen. Aus knabenhafter trotziger Scheu hatte er früher jede Begegnung mit ihr gemieden. Jetzt war er gereift, und folglich jene Gemüthsstimmung in der Wurzel ausgerottet.

Josselinde empfing ihn mit der guten Innigkeit, die sie für alle Menschen aus ihrem Kreise an den

Tag legte. Gewöhnlich stehen ein junger Mann und ein junges Mädchen sich nicht ganz unbefangen gegenüber, weil die Möglichkeit eines andern Verhältnisses genügt um eine Scheidewand, aus Erziehung und Instinct gemischt, zwischen ihnen zu ziehen. Aber Josselinde war Herrin und Hausfrau, unabhängig und selbständig, und daher so sicher und unbefangen, daß sie einen ganz frauenhaften Eindruck machte. Sie erinnerte sich mit Wilderich der Kinderspiele, der ersten Jugend, der heimgegangenen Väter — und bald waren sie auf dem Fuß alter Vertraulichkeit.

„Für das was Sie an Levin gethan haben, müssen wir Alle Ihnen tausendfach dankbar sein," sagte Wilderich.

„Glauben Sie mir, ich habe nichts für ihn gethan! sagte sie lebhaft. Als er ein armes vernachläßigtes Kind war, fing ich an ihn lieb zu haben .... so um nichts! Dies ist mir geblieben, als er vor zwei Jahren ins Forsthaus kam — doch wie verändert! Habt Ihr Alle ihn nicht lieb gehabt, so macht es gut an ihm, denn er verdient es; — aber dankt mir nicht."

„Glauben Sie daß Levin eine bestimmte Richtung verfolgt, die ihn später befähigen könnte in irgend eine Laufbahn einzutreten?"

„Nein!“

„Haben Sie in dieser Beziehung keinen Einfluß auf ihn?“

„Nicht den geringsten.“

„Aber welche Idee, oder welch Prinzip — oder wenn das zu hoch klingt — welche Absicht leitet ihn? Sie wissen, liebe Josselinde, Keiner von uns darf sitzen Hände im Schooß! Wollen wir leben, so müssen wir uns zusammen nehmen und arbeiten. Die Erziehung meiner jüngern Geschwister ist noch ganz und gar zu machen und ich muß dafür sorgen; also können Sie sich vorstellen daß ich für Levin nicht viel mehr thun als ihm vorschlagen kann bei mir auf Wildeshausen zu leben. Henning kann das annehmen und sich ganz behaglich als Gärtner fühlen“ ....

„Vergleichen Sie doch nicht Levin mit dem armen Henning! unterbrach ihn Josselinde, heimlich gekränkt. Und sorgen Sie auch nicht zu ängstlich um Levins Zukunft, guter Wilderich! er ist ein Mensch der vermuthlich nie anders als nach Lust und Laune oder — wie er es nennt — nach innerer Berufung und eigener Bestimmung leben wird. Ob ihn das beglücken kann, wenn es auf gar kein festes Ziel gerichtet — ist fraglich; aber sein äußeres Dasein soll ihm nie Sorge machen. Er ist mein

Pflegebruder, ein Vermächtniß meines geliebten Vaters, der in seinen letzten Tagen stets von Levin zu mir sprach. Was mein ist, ist sein. Und dies sage ich nicht etwa jetzt so oberflächlich hin um Sie zu beruhigen, sondern aus langer Ueberlegung. Ich werde nie heirathen. Ich habe nur entfernte Vettern mütterlicher Seite, die an mein vom Vater stammendes Vermögen nicht den mindesten Anspruch haben. Sterbe ich, so ist Levin mein Erbe. Lebe ich, so soll er deshalb nichts entbehren. Ich bin allein auf der Welt, ganz und sehr allein .... und darum sehr arm. Es macht mich reich mit einem lieben Menschen das zu theilen was ich besitze. Ueberdas sind die Wildeshausen und Lidkerken entfernt verwandt; es gebührt mir also dies Recht, und Sie dürfen nichts dagegen einwenden, lieber Wilderich."

„Nichts, entgegnete dieser mit der äußersten Befremdung, gar nichts als daß Ihr Plan mir etwas chimärisch vorkommt. Sie haben ihn in der Einsamkeit erdacht und ausgesponnen, mit wunderbarer Güte und eben so wunderbarer Welt- und Menschen-Unkenntniß. Aber solche Plane die man für die Zukunft sich aufdenkt, dauern nicht und sind unbrauchbar .... eben weil erdacht. Die Gestaltung unsers Lebens wird geboren aus dem Zusammen-

stoß unsrer Wesenheit mit einflußreichen Geschicken; sie ist ganz unberechenbar! Am aller unberechenbarsten ist aber die — eines jungen Mädchens."

„Weil es stets die Furcht vor der alten Jungfer im Hinterhalt hat und sich doch endlich von derselben überrumpeln läßt, nicht wahr? — Halten Sie es denn für unmöglich aus freiem Entschluß und daher mit einiger Grazie alte Jungfer zu werden?"

„Nicht ganz unmöglich, aber beinah! und eben so unmöglich ist es mir zu begreifen, weshalb Sie Ihr ganzes Leben nicht sowol Levin widmen als vielmehr es an die Idee von Levin aufopfern wollen — da das Erste doch unendlich viel natürlicher als das Letzte ist, und ich etwas Unnatürliches, Ueberspanntes und Geschraubtes gar nicht in Uebereinstimmung mit Ihrem einfachen und wahren Character bringen kann."

„Was bei einer Andern unnatürlich wäre, guter Wilderich, ist bei mir ganz natürlich, eben weil ich wahr, und ganz besonders wahr gegen mich selbst bin. Wie Sie selbst sagten: unser Leben entwickelt sich organisch aus innerem Keim und äußerer Befruchtung. Das habe ich früh empfunden, und daher ist die Bestimmung meiner Zukunft nicht willkürlich von mir ausgedacht, sondern in mir geboren.

Lassen Sie mich in meiner Weise mit Levin fortleben. Mich macht es glücklich und ihm thut es wol."

„Und was für eine Sorte von Mensch ist denn eigentlich Levin? fragte Wilderich nach einer Pause. Sie müssen ihn doch gut kennen."

„Wenn er sich selbst kennte würde auch ich ihn kennen — gewiß. Aber es arbeitet noch das Chaos in ihm."

„Trauen Sie ihm zu daß er für eine übernommene Pflicht leben und darin Befriedigung finden könne."

„Wenn diese Pflicht ihn unablässig zu That und Handlung begeisternd anregt und ihm Selbstvergessenheit giebt — Ja! Wenn sie von ihm ausdauernde Selbstüberwindung verlangt — Nein. Spräche ich zu ihm: Levin, gehen Sie in einer Januarnacht nach Wildeshausen und holen Sie mir dies oder das Buch! — er thät' es mit Freuden. Bäte ich ihn aber während drei Wochen täglich zur nämlichen Stunde zu mir zu kommen — er thät' es nicht. Er würd' es drei Tage hindurch versuchen, dann acht Tage lang später — und endlich gar nicht mehr kommen. Er widerstrebt dem Zwang."

„Also mit andern Worten — der Bedingung des Lebens?"

„Ja.“

„Und wodurch macht er diese eigensinnige Selbstüberschätzung gut?“

„Durch die Hoffnung die er giebt daß er, dem Impuls seiner Natur folgend, etwas Höheres leisten wird als das, wozu ihn der Zwang veranlassen könnte.“

„Das ist vielleicht genug um einen liebenswürdigen Menschen — doch gewiß nicht um einen zuverlässigen aus ihm zu machen.“

„Vielleicht lernt er auf seinen Reisen, daß man zuweilen seine Neigung brechen und seinen Willen opfern muß, um tüchtig zu werden.“ — —

Aber der Mensch lernt nur das, wofür er die Fähigkeit in sich hat. Anlernen kann er sich mancherlei, wenn der Geist eine gewisse Fertigkeit in dieser Gymnastik der Schwierigkeits-Ueberwindung sich angeeignet hat; aber zu innerem Reichthum, zu einem Nahrungstoff der in Mark, Blut und Hirn übergeht, wird das Angelernte nie. Levin sah in der Weltgeschichte, welche sich in Volks-, Natur- und Kunstbildern vor ihm gruppirte, immer nur den in Begeisterung handelnden oder schaffenden Geist — nie den ringenden, kämpfenden, gequälten Menschen, der lange, lange für seine Idee leidet, bevor der glückselige Moment eintritt, wo er sie ins

Leben ruft. Er sah nur Moses auf dem Sinai — nicht den Wüstenzug! nur Solon als Gesetzgeber — nicht seine Auswanderung! nur den himmelfahrenden Christus — nicht den gekreuzigten. Er versank in das Licht der Schönheit und Größe, ohne zu bedenken daß sie die Gipfelpunkte einer langen, mühseligen, standhaft fortgesetzten innern Anstrengung und Ueberwindung sind. Das Leid und die Qual der Menschlichkeit erschien ihm bei seinen Heroen nur als der nächtliche Himmel den sie brauchten um ihre Sternenwelt auszubreiten; oder als schwarze Folie für den Diamant ihrer Herrlichkeit. Das ist auch ganz richtig — für uns, die wir es betrachten. Allein: wer zum Licht gedrungen ist, hat sich zuvor durch eigene Kraft aus der Finsterniß heraus arbeiten müssen; und mit welchen Qualen — das ist freilich ein Geheimniß zwischen ihm und Gott geblieben.

Wilderich und Josselinde aber wurden Freunde. Nach den fürchterlichen Erschütterungen die er ausgehalten hatte und die sein Herz in wunder Erregung zittern machten, war es ihm ein Labsal eine Frau zu finden, die durch ihren guten, reinen und edlen Character wolthuend zu seinem Gemüth sprach und sein Herz nicht im Entferntesten berührte.

Seine Mutter freilich verband ganz andre Hoff-

nungen mit dieser Zuneigung Wilderichs und Josselindens, und ihr alter Wunsch einer Heirath ward lebhaft angeregt. Sie sprach ihm auch ihre Ansicht und Erwartung aus, aber Wilderich entgegnete ruhig:

„Ich kann an keine Heirath denken, so lange meine sämmtlichen Geschwister unversorgt, ja unerzogen sind.“

„Das ist eine Ausflucht, Wilderich, und könnte nur gelten wenn die Rede von einem ganz mittellosen Mädchen wäre. Josselinde aber hat Vermögen und überdas jene Umsicht und Entschlossenheit, welche Dir mit Rath und That beistehen und Dir Deine Verpflichtungen erleichtern würde.“

„Sie sind nicht schwer, meine gute Mutter“ — sagte Wilderich und küßte ihre Hand.

„Aber es giebt süßere“.... — —

„Alles zu seiner Zeit! unterbrach er sie lebhaft. In Betreff Josselindens muß ich Dir aber sagen, daß es sie mehr als befremden müßte, wenn ich auf Deine Vorschläge eingehen wollte. Sie ist gegen die Ehe gestimmt und hat es mir unbefangen erklärt.“

„Das ist kein gültiger Grund, mein Sohn! rief Gräfin Wildeshausen. Eine solche Erklärung könnte

wol bedeuten, daß man erwartet umgestimmt zu werden."

„Vielleicht im Allgemeinen! bei Josselinden nicht. Was sie denkt — sagt sie, und wie sie spricht — handelt sie. Sie ist zuverläßig wie ein Mann."

„Sein sollte! ergänzte Gräfin Wildeshausen den Satz, der ihr nicht erschöpfend vorkam. Schade, daß ihr zu der Zuverläßigkeit des Mannes nicht etwas von der Schönheit des Weibes zu Theil ward; dann würdest Du anders denken, mein Sohn."

„Niemals, gute Mutter! die äußere Schönheit eines Weibes könnte mich nicht fesseln wenn sie nicht mit der der Seele verbunden wäre; und wie groß muß letztere nicht bei Josselinden sein, da man den gänzlichen Mangel der erstern vollkommen vergißt! Ein solcher Zauber ist ein mächtiger Magnet für den Empfänglichen."

„Allein Du bist gepanzert?"

„Nur gleichgültig, liebe Mutter."

„Das Schlimmste was man sein kann, weil es auf Erschöpfung deutet, und diese — auf Mißbrauch."

„Erschöpfung geb' ich zu — Mißbrauch nicht! Einem übermächtigen Impuls gehorchen, der uns nach andern Gesetzen als nach denen der Gewohn-

heit leben läßt — schließt noch keinen Mißbrauch ein. Die anregende Kraft kann ja so edler Art sein, daß sie in dem Alltagsgebrauch kaum eine Anwendung fände."

Gräfin Wildeshausen betrachtete schweigend ihren Sohn. Nach einer Weile sagte sie traurig:

„Wilderich! die Ueberreizung auch der edelsten Gefühle macht untüchtig."

„Nicht untüchtig zum Guten .... höchstens zum Glück."

„Ein unglückliches Leben ist kein gutes Leben, weil es kein segenvolles, kein warmes und reiches ist — darauf verlaß Dich!"

„Ich weiß es, meine Mutter. Unglücklich werde ich nie ganz sein können, so lange mir eine Pflicht zu erfüllen bleibt! allein das Glück gehört einer Sphäre des Lebens an in der ich nicht Herr und Meister bin; und darum kann ich auch weder wissen noch versprechen daß ich es erringen werde."

Gräfin Wildeshausen wollte ihren Sohn nicht durch zudringliches Zureden in die Opposition treiben; sie schwieg und hoffte auf Macht der Zeit und der Gewohnheit. Sie lud Josselinde dringend ein nach Wildeshausen zu kommen, länger zu bleiben, sie öfter zu besuchen. Aber Frau von Herdegen liebte durchaus nicht Embden zu verlassen und

Josselinde hatte sowol von ihr als auch von ihrem Vater dieselbe Neigung geerbt — hatte sich überdas einen so festen Kreis der Beschäftigungen gebildet, daß es ihr unmöglich schien ihn um einer bloßen Einladung willen auf Tage zu durchbrechen, und setzte also ihr zurückgezogenes Leben fort. Sie müßte in demselben wenn nicht verknöchert, doch vor der Zeit gealtert sein, hätte nicht die Frühlingsluft aus dem Süden ihr die anregende Wärme gebracht, deren der Mensch so dringend bedarf um nicht zu verkümmern.

Aus Levins Briefen.

An Bord des Etna, Sept. 19, 184....

Auf dem Meer! auf dem Meer! In Messina fanden wir diesen Kauffahrer der nach Malaga geht und uns mitgenommen hat. Aus dem Paradiese der Erde sind wir in die Zauberwelt des Meeres gerathen! Nichts um uns als die lichte blaue bewegliche unendliche Flut — golddurchfunkelt am Tag, silberumschleiert des Nachts — unermeßlich groß wie eine Gottheit, unberechenbar schön wie ein Weib — eine Mischung von ewiger Ruhe und

von ewiger Leidenschaft — Symbol des Durstes nach Befriedigung und der himmelstürmerischen Sehnsucht, die das Prinzip unsers Lebens, unsrer Entfaltung, unsrer Bestimmung sind, und die uns — gleichviel wo und in wem wir ihnen begegnen! — mit jener Allmacht ans Herz und ins Herz sinken, daß wir unser kleines Schattendasein mit Wonne in die tiefe Flut und in den feurigen Brand schleudern mögten um intensiver das Leben des Alls zu genießen. O Josselinde! auf dem Meer mögt' ich leben und sterben, und erst jetzt, auf einem Segelschiff, weiß ich was das ist: eine Meerfahrt. Auf dem Dampfschiff ist sie ein Rechenexempel, auf dem Segelschiff ist sie ein Poem. Jenes kommt pünktlich zu Stande; dieses braucht die Gunst guter Götter und freundlicher Gestirne. Mit jenem fühlt man sich in brutale Sicherheit eingelullt; mit diesem schwankt man zwischen Heil und Unheil, zwischen Vertrauen und Besorgniß, Zuversicht schwellt stolz die Segel, die Hoffnung senkt ihren Anker beruhigend in die Tiefe — aber immer und immer säuselt ein Lüftchen selbst in den schlaff herabhangenden Wimpeln und flüstert warnend: sei nicht allzu sorglos! — — Wir sind selig! Ueber Morley kamen Heimatsgefühle; er kletterte behend zum Mastkorb hinauf und sang von dort, wie von einem Thron „Rule

Britania“ herab, mit einer Stimme die mehr dröhnt als klingt. Werner liegt auf dem Verdeck, murrt selten und sanft gegen Morleys Mißtöne, und blinzelt die Sonne an. Ich sitze neben ihm, mein Portefeuille auf den Knien und schreibe Ihnen. Aber ich denke mehr an Sie, als ichs auf dem Papier festhalten kann; denn es sind nicht Gedanken — sondern eigentlich ganze Gedankenzüge, die wie Wolkenzüge zu Ihnen gehen, und die sich während dieser Wanderschaft seltsam jagen, verändern und umgestalten — so daß ich nicht weiß in welcher Form sie zu Ihnen gelangen. Ein Phantast wie der Levin ist ganz fürs Seeleben geboren: das glauben Sie nur! Dagegen ist Alles was auf dem Lande geschieht, doch nur alltäglich! die Gefahren sind nicht so groß, die Abgeschiedenheit ist nicht so tief, der Wechsel zwischen Todesdrohung und Zuversicht, zwischen mühseligster Arbeit und ausruhender Stille, zwischen Unterwerfung unter die Disciplin und Freiheitsbewußtsein im Kampf mit den Elementen — ist nie, niemals so plötzlich, so abspringend, so gewaltig. Binnen vierundzwanzig Stunden kann man mehr Muth, Kaltblütigkeit, Umsicht, Thätigkeit und Entschlossenheit entwickeln und anwenden, als in vierundzwanzig Jahren auf dem festen Lande. Den

Anstrich von breitgetretener, ordinärer, mit Straßenschmutz und Chausseestaub bedeckter Alltäglichkeit bekommt das Leben nie auf der unstät rieselnden Meereswelle. Wild, unbändig, roh mag der Seemann werden; aber nicht zahm, schlaff, feig, mattblütig und mattherzig, nicht das was ich nenne ordinär. Die Reize des Lebens behalten ihren vollen Zauber da, wo eine Planke uns vom Tode scheidet; locken zum feurigen Genuß da, wo lange Entbehrung ihnen eine Folie giebt. Der Ernst des Lebens ist hier eine Realität, keine sentimentale Fiction! Hier haben die Worte Gehorsam, Selbstverleugnung, Tapferkeit, Characterstärke einen Sinn, denn sie finden ihre praktische Anwendung. O Gott, Josselinde! ich habe meine Bestimmung verfehlt: vor zehn, zwölf Jahren hätte ich Schiffsjunge werden und jetzt ein tüchtiger Seemann sein müssen. An Bord eines Schiffs hätt' ich gedeihen müssen wie der Baum in dem ihm zusagenden Erdreich. Wissen Sie warum? Dann hätte der Stern über mir gestanden dessen heilsamer Einfluß mir fehlt: die Nothwendigkeit! aber die: nicht gegen sondern innerhalb der Bedingungen meiner Natur entwickelnde Kämpfe zu bestehen. Ich brauche eine angestrengte, herzklopfende, pulsirende Thätigkeit und eine windstille Ruhe. Auf dem Meere hätte ich sie gefunden ohne mich den

Anfoderungen und Pflichten meines Berufs zu entziehen, und dessen mühseligsten und schwersten Folgerungen hätte ich mich unterworfen weil ich mich von meinem Element getragen wußte. Die Nothwendigkeit ist herb und rauh; aber wir können uns mit ihr in Einklang setzen, weil sie zu einem Gesetz in uns spricht: drum empört sie uns nicht. Der Zwang aber empört, weil er von einer willkürlichen Gewalt über uns geworfen wird.

— — Das südliche Kreuz, diese himmlische Constellation der südlichen Hemisphäre.... werde ich es nicht sehen?.... Und wenn ichs nicht sehen soll, werd' ich nicht Macht genug haben es an meinem innern Horizont heraufzuführen? Was jenen Thessalierinnen gelang mit ihren Zaubersängen sollte nicht mir zu Gebot stehen.... Den Weibern! und nicht mir? —

— — Alles hat das Italien für die Welt gethan, jede große Idee hat es realisirt und derselben für eine Zeit die Herrschaft zugesichert. Als es nichts Neues mehr zu thun fand, entdeckte einer von Ita-

liens Söhnen jenseits des Ozeans sogar — eine neue Welt! Glückseliger Columbus!

Malaga, Sept. 24, 184....

Castagnetten rasseln auf der Gasse, hinter scharf vergitterten Balkons schwirrt träumerisch und gedankenlos die Guitarre; schwarzäugige Weiber mit dem Fächer in der Hand, der Blume über dem Ohr, der Mantilla übers Haar, wandeln zierlich und lebhaft auf der Alameda; mit der Hand am rothen Gürtel gehen die Männer, denn im Gürtel steckt die Navaja, und die Hand ist immer bereit sie zu brauchen zum Werkzeug des Hasses, der Rache, der Eifersucht. — Klingt das nicht wie der Anfang eines Romans oder als hätte ichs aus einer Reisebeschreibung entlehnt, Josselinde? Ich kann nichts dafür! es ist genau das was ich sehe, eingerahmt in die Höhenzüge der Sierra vermeja und in das Meer. — Aber das Brausen der Wellen ist nicht das einzige Accompagnement zu dem wunderschönen Bilde. Ein dumpfer Trommelwirbel — eine Musketensalve! — Ein Aufrührer mit seinen Genossen ist nicht mehr. Wofür starb er? für welche Ordnung der Dinge, für welch Prinzip opferte er so freudig sein Leben? hat ers bedacht und sich gefragt ob der englische Krämer, ob der französische Ränke-

macher herrschen soll im stolzen Spanien? lehnte er sich auf gegen das zersetzende, fremdländische Uebergewicht, das an der spanischen Lebenskraft zehrt? — Man erfährt es kaum. Man hört kaum hin. Man ist daran gewöhnt wie auf dem Theater an den häuslichen Unfrieden von Mann und Frau. — Er küßte inbrünstig das Bildchen der unbefleckten Empfängniß, das er wie das Bild einer Geliebten um den Hals trug — und die Kugeln durchbohrten ihn. Wie warm und wild ist hier das Leben; wie warm und wild der Tod! drum reizen und locken sie so sehr. Bei uns — — ich weiß nicht was für einen antizipirenden Beischmack von Tod das Leben hat!

„Weil es ohne Glauben ist!" sagt Morley; aber den Glauben an die unbefleckte Empfängniß verachtet er, und nennt er papistisch stupid.

„Weil es ohne Freiheit ist!" sagt Werner, und mögte durch Revolution die Menschen zu einer Kraft stimuliren, die ihnen nicht gebieterisch durch die Adern braust.

Denn unter dem Gartenmesser der Cultur sind sie die gezähmten Civilisationsautomaten der Industrie, der Wissenschaft und der Berechnung geworden, die wir Alle sind. Und das wagen wir Fortschritt zu nennen und den südlichen Völkern als etwas Glorwürdiges anzubieten, ja aufzudrängen? Wenn das

Fortschritt ist, so wünschte ich daß die Welt einmal zur Abwechselung ein Paar tüchtige Rückschritte machte um die Menschen aus der Automatenexistenz zu befreien, die sie in ihrer Dampfatmosphäre und in ihren Papiergruben führen.

Ich ahne daß Sie auf dem Punkt sind in einen großen Zorn über meine Berserkerwuth zu gerathen, und mich zu fragen, was denn ich wisse von dem Leben der Civilisation, da ich nicht einmal durch dessen erste Schule gelaufen sei? Da zwingen Sie mich denn zu der Antwort: spricht das nicht für eine gute und gründliche Bekanntschaft, daß ich aus der Schule davon gelaufen bin?

Granada, Sept. 28, 184....

Werden Sie glauben, Josselinde, daß man hier melancholisch sein könne? Ich bin es. Und wenn ich Ihnen die Ursach davon sage, werden Sie nicht zweifelhafter noch den Kopf schütteln? — Nun sehen Sie: mich grämt es, daß das Chalifenthum und der Koran aus Spanien vertrieben sind — denn von dem Augenblick an wo das zu Stande gebracht war, begann Spanien zu sinken. Die Spanier sind Thatmenschen; sie brauchen Kampf zu ihrer Entwickelung, für die Künste des Friedens sind sie nicht geschaffen. Es pulsirt zu viel Leidenschaft durch ihr

ganzes Lebensgeäder um nicht eine zerstörende Reaction, eine lähmende Stockung zu bewirken, wenn ihr der Canal nicht mehr geöffnet wird in welchem sie sich naturgemäß ausbrausen könnte. Von den alten Cantabern bis auf Cäsar und von ihm bis auf die Guerillakriege unsers Jahrhunderts — welch ein kriegerischer Kampf unter den Völkern, die nach und nach, gleichsam in einer Bluttaufe, den Namen Spanier vereinigt empfingen, und eine Mischung von Iberiern und Cantabern, Römern und Vandalen, Gothen und Arabern sind. Krieg und Kampf — so sagen unsre gezähmten Friedensherren, die Actienspekulanten und die Männer der beobachtenden und kritischen Wissenschaften — hält die Bildung der Menschheit zurück. Ja, von ihrer Bildung — das ist richtig! aber ist sie die höchste Stufe welche man erklimmen könnte? ist es weiser und edler eine Feder in der Hand zu führen als ein Schwert? — Für alte Leute, die nur noch durch Erfahrung, nicht durch Handlung nützen können, allerdings! aber es ist weder ein Glück noch eine Ehre alt zu werden, sondern nur eine Lebensbedingung in die man sich fügen muß; so mache man sich denn auch nicht breit damit! so gönne man doch die längere Jugend denen, die für sie organisirt sind! Kein roher Kampf um Hab und Gut, keine gedankenlose Rauferei war

es, was hier mehr als ein halbes Jahrtausend Christenthum und Islam zum Streit beseelte. Herrschaft des Evangeliums oder des Korans war der zündende leuchtende Funke in diesen Millionen Herzen; Christus und Muhamed war der Schlachtruf; Kreuz und Halbmond das Banner. Wie er anfänglich siegt, dieser Halbmond, als wolle er sich in die Sonne der Welt verwandeln! wie das Kreuz gedemüthigt und über den fernen Bergen von Asturien schwebt! Aber es wird zum Palladium um das sich die Getreuen drängen und versammeln. Sie vertrauen ihm; sie wagen sich mit ihm hinaus, hervor. Der Sieg lohnt und ermuthigt sie. Sie finden Kronen auf ihren Wegen. Wird der Einzelne zu einer Krone, — so werden Alle durch das Bewußtsein erhoben für eine heilige und große Sache zu kämpfen: Jeder ist ein Ritter des Kreuzes, ein Krieger, ein freier Mann. Ihr Vorkämpfer, ihr Held und Spiegel ist der Cid el Campeador: Afrikas Glut und Europas Besonnenheit sind in ihm vereint, drum ist er für Freund und Feind ehrfurchtgebietend. Der Kampf dauert fort, denn allmälig hatte das Kreuz die Oberhand gewonnen, und seine Herrschaft war entschieden als auf der Torre de la Vela der Alhambra Ferdinands und Isabellas Fahne wehte. Wie einst der Christ, flieht jetzt der Maure

in die Klüfte des Gebirges und bald übers Meer, in die afrikanische Wüste zurück. Der Vorhang sinkt über dem Chalifat in Spanien — aber er beginnt zu sinken über Spaniens Größe. Noch trägt es Helm und Panzer, noch führt es Schwert und Schild etwa ein halbes Jahrhundert lang auf Abenteuern jenseits des Ozeans, welche ihm einen fabelhaften Glanz, eine phantastische Größe geben; aber dieser Koloß, dessen Füße auf beiden Hemisphären stehen, dessen Augen die Sonne nie untergehen sehen — ist schon entnervt. Der Kampf hört auf, der Reichthum tritt ein, die Knechtschaft ist da. Der Sclav des Goldes kann nicht mehr Vertheidiger der Freiheit sein. Hier ist noch ein Aufruhr für die uralte, heilige Unabhängigkeit von der Willkür eines Despoten; dort noch eine Empörung für die uralte, Jedem gebührende und verbriefte Freiheit! — Was hilfts! die Ausdauer, die Standhaftigkeit, der zähe Muth sind dahin. Das heiße rothe Blut ist verspritzt, schwer und schwarz ist es geworden; so schwer — daß es bald nicht mehr Kraft genug hat um den geliebten Reichthum zu schützen, zu verwalten, zu verwenden. Umsonst kommen die Silberflotten! umsonst werden Amerikas Schätze vor dem Thron der Philippe ausgestürzt! diese künstliche metallische Berührung galva-

nisirt nur zu scheinbarer Lebensthätigkeit, das Leben selbst ist — erloschen? erstorben? — O nein! o nein! — Concentrirt ist es im Sinnenleben. Daher hat dieses eine Frische und Wärme, die immer noch ein großer Segen sind, weil sie zum treibenden Fruchtboden einer neuen Ordnung der Dinge werden können. Nur die Kälte ist unproductiv wie der Tod.

Granada, Oktbr. 1, 184....

— — Die Alhambra ist der versteinerte — nein, das klingt zu rauh! ist der kristallisirte Koran: sinnlich und mystisch, üppig und weise, geschmückt und dunkel, träumerisch und gedankenvoll, lockend und beschränkt! ich könnte noch zwanzig Vergleiche und Gegensätze finden, aber die können Ihnen freilich die Alhambra so wenig beschreiben, als Dinte und Papier Ihnen einen Abglanz von diesem Himmel, dieser Vegetation, dieser Gebirge und Wasser, dieser Blumen und Fontänen, dieser Tänze und Gesänge, dieser Frauen und Zigeuner geben können, die wesentlich das Gemälde bilden, dessen Mittelpunkt die Alhambra, wie die Rose in einem persischen Märchen ist.

Granada, Oktbr. 8, 184....

— — Es ist schwer sich von hier loszureißen. Ginge es nur nach meinem Geschmack, so blieben wir den Winter hier und ich studierte gründlich die spanische Sprache und Literatur. Jetzt lege ich wenigstens den Grund dazu für künftige Studien in der Heimat, und manche Stunden verbringe ich mit Büchern, während die Gefährten umherschwärmen und sich wundern daß ich dazu Lust und Geduld habe. Ich wundre mich selbst über mich; aber es ist so! ich habe eine ganze Menge Romanzen vom Cid, vom Grafen Alarcos, von den Laras-Kindern gesammelt und übersetzt, und das hat mich so beschäftigt.

Granada, Oktbr. 10. 184....

— — ich behaupte die Vivarambla, Lindarajas Garten sind Worte die wie Beschwörungen klingen und einen ebenso fesselnden Einfluß üben als sie. Hör' ich nur die Vivarambla nennen, so steigt die ganze maurisch-ritterliche, occidentalische Chalifenwelt, mit ihren Dichtern, Weisen, Königinnen und Kriegern, mit ihren Sultaninnen und Sclavinnen, mit ihrem goldnen Harem, den spanische Romantik und Leidenschaft zu etwas Schönerem als einen Frauenkerker macht — vor mir auf.

Werner behauptet hingegen die Vivarambla sei ein ganz todtes Wort, bei dem man sich mühsam des Platzes erinnere, wo in alten maurischen Zeiten die Turniere, Carousſels und andre öffentliche Feste abgehalten wurden. Hingegen Namen wie Dolores und Catalina übten eine ganz andre Beschwörung; und was denen die alte verschollene Lindaraja wol anhaben könne?

Morley erklärt trocken er habe jetzt genug von Dolores wie von Lindaraja gehört, und er sei entschlossen für uns beide die Beschwörung kurz und gut zu durchbrechen. Er führt die gemeinschaftliche Kasse, die wir ihm übergeben — er ist der Reisemarschall zu dem wir ihn ernannt haben; und so brechen wir morgen auf. — — —

Murcia, Oktbr. 14, 184....

— — der Character der spanischen Landschaft wie ich ihn bisher kennen gelernt habe, besteht aus dem Gegensätzen von Wüstenei und von Garten-Eden. Es muß ein Vorschmack von Afrika mit dessen Oasen in der Wüste sein. — Die ganze Natur geht in Extremen auseinander und zusammen, Inquisition und Liebe, Tortur und Wollust Hand in Hand.—

Valencia, Oktbr. 18, 184....

Liebenswürdige Gastfreundschaft, die dem Reisenden mit jener unbefangenen Güte entgegenkommt, welche dem Gast im fremden Lande wolthut, ist auch noch ein Erbe welches der Spanier vom Araber erhalten hat. Man wird hier aber öfter von Gesichtsformen erschreckt, die mehr an die Neger, als an die Araber erinnern; und wäre nicht die äußerst malerische Tracht der Männer, so würde ein schönheitsuchendes Auge grade in Valencia nicht oft Befriedigung finden. Im Allgemeinen drängt sich mir aber überall die Bemerkung auf: es giebt in Spanien nur Männer, keine Greise. Krüppel sieht man und Bettler, welche keinem Alter angehören; aber Greise wie bei uns, welk, gebrochen, krumm und grau — sieht man nicht. Männer mit weißem Haar, mit Falten im Antlitz, haben immer noch die aufrechte Haltung, das lebhafte Auge, den raschen Gang, die frische Bewegung, welche bei uns das Alter nicht hat. Ist es Wirkung der Luft, der Kleidung, des einfachen Lebens, der edleren Race — ich weiß es nicht; aber die Thatsache ist da.

Als ich bei dieser Beobachtung, die wir alle drei gemacht hatten, mich des Ausdrucks Race bediente, gerieth Freund Werner in den heftigsten Zorn, behauptend: Hunde hätten Race, Menschen nicht; ein

Mensch sei wie der andre von der Natur ausgestattet, und die Verschiedenheiten die wir an ihm wahrnähmen, entsprängen aus klimatischen und geographischen Einflüssen, welche sich in den Generationen fortpflanzten. Der Araber sei nicht edler als der Gothe, und dieser nicht als der Neger, denn Alle wären gleich bildungsfähig.

Morley fuhr dazwischen mit seiner biblischen Ansicht von den Nachkommen Sems, Hams und Japhets, und von dem Fluch der auf Hams Söhnen laste und ihnen folglich eine Gleichstellung mit Jenen unmöglich mache.

Ich leugnete nicht die Möglichkeit zur Bildungsfähigkeit unter den gleichen Climaten und Verhältnissen, gab aber nie zu, daß dieselben Fähigkeiten bei Allen zur nämlichen Entwickelung zu bringen wären. Bis aber des Negers Nachkommen binnen tausend Jahren in Lappland — Lappländer werden dürften, bilden sie einstweilen im innern Afrika eine Race welche von der europäischen so verschieden ist, daß man sie eben nur durch die Racen-Verschiedenheit erklären kann.

Ich erzähle Ihnen dies, damit Sie einen Begriff von unsern ewigen Controversen haben mögten. Sie haben auf mich keinen andern Einfluß, wie mir scheint, als daß sie mir Toleranz für die fremde

Meinung und Befestigung in der eigenen geben. Träfe ich mit überlegenen Autoritäten, die mir innerlich imponirten, zusammen, so mögten sie einen entschiedeneren Einfluß üben. Aber wo ist Autorität in unsern Tagen? .... Und Spanien ist nicht das Land wo man aufgefodert würde sich nach ihrer Wirkung zu sehnen, da die religiöse hier in Inquisition — und die politische in Despotie ausartete.

Zaragoza, Oktbr. 25, 184....

Als hier das Haupt des Don Juan de la Nuza unter dem Richtbeil fiel, waren es nicht allein die Ränke und Despotie Philipps II, welche der uralten freien Verfassung des Königreichs Aragon in ihrem Justicia mayor einen Todesstreich zufügten, sondern die innere Entnervung der Menschen war bereits so weit gediehen, daß die Gemeinsamkeit und die aus ihr entspringende Einheit des Handelns nicht mehr aufrecht gehalten wurde. Das persönliche Interesse verschlang das allgemeine, und dieses ward vom monarchischen Absolutismus wie von einer Boa constrictor umringelt, zermalmt, in Brei verwandelt, verschlungen — bis er, ebenfalls wie die Boa, aufgeblasen und unbeholfen in einen stumpfen Halbschlaf verfiel, aus welchem ihn die Schaffotte

für Carl I und Ludwig XVI aufrüttelten ohne ihn ganz zu wecken. — —

Burgos, Novbr. 1, 184....

Auf einem großen Umweg sind wir hergekommen: über Vittoria: denn Morley wollte das berühmte Schlachtfeld sehen, wo Napoleons Adler vor dem Leoparden Englands in den Staub fiel. Es ist ein ödes Haideland. Ebenen von Schluchten zerrissen, bieten sowol für die offene Feldschlacht einen Tummelplatz, als Schlupfwinkel für den Krieg der Guerilleros. Jetzt ist Alles still und stumm. In Haidekraut begraben, das in dieser Jahreszeit wie eine fahle, zerrissene Sargdecke aussieht, dehnt Alt-Castilien sich vor uns aus. Einige Maulthierzüge mit monotonem Schellengeklingel unterbrechen spärlich die melancholische Stille, die hier nicht wie im südlichen Spanien Melancholie der leidenschaftlichen Ueberfülle — sondern der Entbehrung ist. Unser Eilwagen rast mit seinen neun Maulthieren über Stock und Stein vorwärts; aber man merkt nicht daß man von der Stelle kommt: dermaßen einförmig ist die Gegend. Hier in Burgos sind wir in der Vaterstadt des Cid. Sein Standbild begrüßt uns von dem zinnengekrönten Stadtthor herab. Wir suchten ihn, und Ximene, und König Ferdinand

den Großen in der alten armen finstern Stadt; und die Gestalten denen wir statt ihrer begegneten, wollten wir nicht für die Nachkommen dieser alten Löwenherzen gelten lassen. Denn gewiß die Ximene hatte auch einen Tropfen Löwenblut in ihrem Herzen, und das ist eine köstliche Zugabe für ein weibliches Taubenherz. Wegen dieser oder jener grandiosen That von einer Frau geliebt zu werden — nun ja, das ist in der Ordnung! Aber trotz derselben, das ist außer der Ordnung, das ist ganz erhaben oder ganz roh; und den Mann heirathen der ihren Vater getödtet hat — kann nur ein sehr hohes oder ein sehr niedriges Weib. Die Mittelsorte ist weder solcher unendlichen Liebe, noch eines solchen Stumpfsinns fähig. — —

In der kalten, strengen, finstern Kathedrale ward das Hochamt gehalten. Es ist Allerheiligentag. Mit dem ernsten gothischen Styl des Baues kontrastirt unangenehm der Chor, der im korinthischen ist; er sieht in dieser Umgebung wie eine Huldigung aus, falschen Göttern dargebracht — wie ein Abfall von Jehovah zu Baal. Die Musik klang weltlich und was in Burgos das Haus verlassen kann, drängte sich hier mit einem Gefühl zusammen an welchem die Andacht geringen Antheil zu haben schien. — — Dann ging ich Nachmittags wieder

in die Kathedrale — aber allein. Verändert war der Eindruck den sie jetzt mir machte, tief feierlich, großartig mystisch. Die Musik war verstummt, das Gewühl zerronnen, das Gebet fand eine Stätte, die Andacht einen Platz. Bettler lehnten an den Pfeilern, vielleicht nicht um zu beten, sondern nur weil die Kirche ihnen Obdach giebt. Frauen knieten auf den Matten, die in allen Kirchen Spaniens den Boden bedecken. Wir nennen knien, wenn wir im Theater einen ersten Liebhaber vor einer ersten Liebhaberin auf die Knie sinken — oder wenn wir auf einem Grabmal einen steinernen Ritter auf beiden Knien liegen sehen. Das ist unser Ideal vom knien. So machen es die Spanierinnen aber nicht! sie lassen sich auf ihren Knien zusammensinken, so daß eine Stellung daraus wird, deren Weichheit, Demuth und sorglose, natürliche Grazie unendlich malerisch .... jedoch grade dadurch manchmal anziehender ist, als es sich mit gottseligen Gedanken vertragen dürfte. Es ist etwas von Canovas „Magdalene" darin, der man nicht ganz genau ansieht bis zu welchem Punkt der Reue sie gekommen ist. — Auf eine dieser Frauen fiel ein Lichtstral, den die tiefstehende Sonne durch die gemalten Fensterscheiben warf. Sie kniete in diesem zitternden, irishaftgefärbten, von oben eindringenden breiten

Stral, und es sah ganz so aus als habe er sie vom Regenbogen zur Erde herabgetragen. Sagte ich schon daß sie ganz wunderschön war? — Sie verharrte in der andächtigen Betrachtung lange, lange! zuweilen bewegten ihre Lippen sich sanft; zuweilen war die ganze Gestalt, schwarz still und kalt wie aus Basalt geformt; zuweilen schlug sie die Augen auf mit einem seltsam fragenden Ausdruck. Erwartete sie ein Ja oder Nein von der Stimme ihres Schutzpatrons? — Ich erwartete auch etwas .... nämlich einen Blick .... weiter nichts! nur einen gleichgültigen Blick um zu wissen wie diese schwarzen Sterne aussehen, wenn sie nicht am Himmel oder am Geliebten hängen. Ich stand gewiß eine halbe Stunde unweit von ihr, harrend auf diesen Blick — beim Aufstehen etwa — oder beim Fortgehen! aber nein! Sie lag da, sie stand auf, sie ging fort, als sei sie ein elysischer Schatten, der mit uns Sterblichen nichts gemein hat; und als sie ging und sich bewegte, war sie doch noch tausendmal schöner denn zuvor. Tief erzürnt sagte ich als sie in dem finstern Seitenschiff verschwand: Ah! du wähnst dein Schutzheiliger werde dich hören, und du hast meine Seele doch nicht gehört, die sich mit einer unschuldigen Bitte an dich drängte? — Ich war betrübt und gekränkt.

Solche Abenteuer hat man in der Kathedrale von Burgos. Dies ist gewiß ächt romantisch, denn es bleibt ohne triviale Auflösung.

Alles in Allem genommen: eine Italienerin hätte mich angesehen. Die Weiber hier mögen in der That noch einen Tropfen Löwenblut im Herzen haben, der ihrem Wesen eine zugleich glühendere und stolzere Färbung giebt. Aber was würde wol eine Deutsche gethan haben? liebe Josselinde, ich hab Ihnen so viel erzählt; nun erzählen Sie mir einmal recht aufrichtig dies.

„Die deutschen Frauen bemerken dergleichen nicht, „denn sie sind kurzsichtig! und Sie sind eitel, mein „armer Levin!“ — So lautet Ihre Antwort.

Madrid, Novbr. 3, 184....

— — aus der ödesten aller öden Landschaften, trauriger noch als die römische Campagne weil sie mehr steinern ist, taucht Madrid plötzlich auf, ohne Vermittelung, ohne Uebergang. Es sieht aus wie ein Tafelaufsatz, den man auf einen leeren Tisch gestellt hat. Mit der Stille außen kontrastirte schneidend der Jubel drinnen; es gab ein Stiergefecht! Aus dem Eilwagen stürzten wir in die Arena. Ein Spiel welches so ernsthaft genommen wird daß dabei Blut fließt: ich hätte es nie begriffen wenn ichs

nicht hier gesehen hätte. Aber hieher gehört's! ich komme immer wieder auf das Löwenblut in den Adern zurück. Das begehrt andre Schauspiele als die matte Ueppigkeit unsrer Ballets, und als die faden Zweideutigkeiten vom Théâtre des Variétés. In diesem Volke pulsirt noch eine kräftige Natur, deren kernhaftester Ausdruck eine Corrida und eine Cachucha ist. Diese beiden Elemente in einander verschlungen sind die Wurzel aus welcher Spaniens Blüte hervorgetrieben ist. Ja! das ist nun einmal meine Idee von Spanien, vielleicht eine fixe, denn sie tritt mir überall entgegen: das eine Element hat jene Schlacht-, Abenteuer- und Kampflust erzeugt, welche den Namen der spanischen Krieger groß, unwiderstehlich und furchtbar in beiden Hemisphären machte; — das andre hat seine Verklärung in den glühenden Seelen eines Dichters wie Luis Ponce de Leon, oder eines Juan da Cruz und einer heiligen Theresia gefunden. Ja, Spaniens große Maler Velasquez und Murillo sind die Repräsentanten beider Richtungen — natürlich nachdem sie den Prozeß durch ihren Geist hindurch und in die Sphäre der Kunst hinein gemacht haben.

Madrid, Novbr. 10, 184....

Es interessirt mich unsäglich ein Volk kennen zu lernen, welches eine Literatur, Kunst und Theater hat, ohne eine Ahnung davon zu haben daß es Griechen und Römer und ein Alterthum gegeben hat, was man Alles studieren müsse bevor man an das Schaffen gehen dürfe. Die Spanier haben es umgekehrt gemacht: sie haben zuerst geschrieben, gedichtet, gemalt; vielleicht nachträglich studiert — aber ganz gewiß erst nachdem sie ihr Großes geleistet hatten. Drum haben ihre Schöpfungen einen wunderbar naturwahren Character. Sie werden mir Lopez de Vega und Calderon als Einwurf nennen. Uns ist dieser Inhalt so fremd, daß wir uns so wenig zu ihrer abstract exaltirten Denkart hinaufschrauben, als mit dem Seiltänzer zur Thurmspitze hinaufwandeln können; aber grade das spricht für die spanische Originalität! Denn diese abstracten Betrachtungen über Glauben, Liebe und Ehre, sind im Volkston der Romanzen geschrieben, dadurch Jedem zugänglich und befreundet, sind Kinder dieses Landes und dieses Bodens, der nur zweien Gestalten Raum gab: dem König auf Erden und Gott im Himmel; sind ganz und gar mit dem Stempel spanischer Individualität ausgeprägt. Sie haben kein Musterbild vorgefunden und konnten für fremde

Völker auch keines abgeben. Spaniens ganze Geschichte ist eine Tragödie im romantischen Styl, und Spaniens Literatur stellt die verschiedenen Akte dieser großen Tragödie dar — vom Romancero an bis zu den Autos sacramentales.

Toledo, Nov. 20, 184....

Alte Gothenhauptstadt, wie hat der Maure dich überwinden können! Sitz der maurischen Könige, wie hast du wiederum vor dem christlichen dich gebeugt! Hier beginnt aufs Neue die Verschmelzung christlicher und maurischer Erinnerung und Architektur, welche im nördlichen Spanien nicht statt findet, und welche ich mit großer Freude seit Valencia zum ersten Mal wieder begrüße. Maurische Brücken, maurische Bogen, maurische Portale, maurische Ketten als Trophäen, Standbilder der Könige als Siegessäulen zur Erinnerung an maurische Schlachten; und größer, gewaltiger, triumphirender als sie — die alte Kathedrale, als Siegeskrone des Christenthums über den Islam. In diesen spanischen Domen wohnt ein andrer Geist als in den unsern. Es mag weniger friedliche Sammlung, weniger harmonische Erhabenheit in ihnen sein; der Ausdruck ungestörter Ruhe ist ihnen nicht so aufgedrückt als unsern Münstern. Aber der Platz auf dem sie ste-

hen mußte erobert, mit Blut errungen werden, drum ist etwas triumphatorisch Trauriges in ihnen; Jubelfanfaren die in ein de profundis übergehen hallen unter diesen Gewölben, und Pomp der Paläste theilt sich diese Stätte mit der Ascetik des Klosters. — Sehen Sie, da haben Sie wieder die zwei Grundelemente des spanischen Daseins, deren ich neulich erwähnte. Die Seele des feurigen Siegers begehrt stolze herrscherische Pracht, gefällt sich im Ausdruck der Ueberwindung. Das glühende Herz, welches nicht überwinden kann, flüchtet sich hinter den Stachelgürtel und zu der mystischen Dornenkrone in finstrer klösterlicher Abgeschlossenheit. — All überall diese Gegensätze! All überall Lava aus einem unergründlichen Krater, bald flammend, bald versteinert, jetzt ein feuchter Feuerstrom, jetzt ein Riesendamm — immer ein vulkanisches Product, immer unsrer aus Nebel und Granit gemischten, aber nie von der Sonne durchkochten Natur fremd bis ins Mark hinein.

Cordova, Novbr. 24, 184....

— — Tschilminar! Palast der tausend Säulen jener persischen Könige! Tschilminar! — so begrüßte ich die Kathedrale von Cordova. Hier hat sichs entschieden: wir gehen von Gibraltar nicht nach

England, sondern in den Orient. Wir wollen Balbeck sehen und Palmyra, Damaskus und Egyptens Wüstentempel. Wir wollen die Heimat des Wüstensohnes sehen, der aus den Schluchten des Libanons und des steinigen Arabiens die Prophezeiungen seines Korans bis hieher getragen und in ein entzückendes Poem verwandelt hat. — —

Sevilla, Novbr. 27, 184....

— — wie wird die Kohle zum Diamant? den Prozeß der Natur im Felsenschacht kann ich nicht verfolgen; doch hier habe ich ein Bild dafür: auf Lanzenspitzen und Schwerterschneiden schritt der Islam fanatisch, blutig, aber inbrünstig glühend und daher zum Leben berufen über die südliche Welt dahin. Es war die Kohle, rubinroth flammend, heiß wie Blut und Feuer — aber sengend, nicht glanzvoll. Sieh, da gesellte sich hier ein andres Element ihr zu! unter diesem Himmel, in dieser weichen Natur, in der sänftigenden Berührung mit dem christlichen Ritterthum, unter dem unwiderstehlichen Einfluß des Occidents, der des Orients compacte Herbe löst — ward die Metamorphose der Kohle in den Diamant vollführt. —

Sevilla, Dec. 1, 184....

Wie die klingenden Wasser des Korans rauschen und sprudeln die Fontänen des Alcazar; ich lausche auf sie, und bin ein Muselmann. Aber die silbernen Wasserstralen und ihre Perlentropfen und der schimmernde Schleier worin sie sich auflösen, wird plötzlich von einer unsichtbaren Sonne angestralt: die bleiche Silberfarbe verwandelt sich in glühendes Gold, der Schleier zerreißt hie und da und bildet weiche Wolken, der blaue Aether ist rein aber flimmernd wie von einer diamantnen Glorie. Nicht um mich her schaue ich, sondern über mir. Eine Vision kommt über mich. Sanft gleitet der Mond durch die Wolken, jedoch nicht als Herrscher der Nächte, nein, demüthig wie ein willig Dienender. Er, der Zauberer, der gewaltige Magier, dem die Fluten gehorchen, der den Ocean hebt und senkt, der die träumende Menschenseele zu sich zieht, der über den Schlaf mysteriöse Bannformeln wirft, er, der König der schlummernden Natur und der Kräfte des Schattens — er dient! er hebt auf seiner zarten Silbersichel die Königin des Himmels in die Glorie hinein. Eine Königin? wo sind ihre Kronen, ihre Purpurgewande, Scepter und Thron? — Die Glorie um sie her ist ihre Krone, ihr weißes taghelles Kleid und ihr nachtblauer Mantel

sind ihre Gewandung, schimmernde Wolken sind ihr duftiger Thron; den Scepter der Herrschaft trägt sie nicht, doch auch ohne ihn gehorcht ihr die Natur! die Wolken theilen sich und auf dem Halbmond schwebt sie ins Pleroma hinauf, dessen Ahnung und Sehnsucht ihre Seele überschattet. — Dies ist eine Madonna von Murillo, und man nennt sie de la Concepcion. Ich bin ein gläubiger Christ.

Sevilla, Decbr. 6, 184....

Einen deutschen Maler hab ich hier getroffen, der mein Wolthäter wird. Er malt mir meine Madonna. Er copirt sehr gut, und da die Arbeit ihn freut, giebt er sich Mühe und ich nehme mein Heiligenbild mit mir. Tags — soll es mir die Rosa mystica sein und Nachts die Stella matutina. Schöneres sah ich nie. Er sagt er habe einmal eine Frau gesehen an die ihn diese Madonna erinnere. Lebhaft fragte ich wo? — In Deutschland. — Und wann? — Ach, vor langen Jahren! vor zwölf, vierzehn Jahren! er wußte es nicht genau. Aber gesehen hatte er sie, und nimmer würde er diese unerhörte Erscheinung vergessen. — Wie hieß sie? wer war sie? — Man nannte sie Frau von Thannau und sie galt für geisteskrank. — Daß eine deutsche Frau von Thannau aussehen könne wie

eine Madonna von Murillo, wundert mich über alle Maßen; daß sie aber, wenn sie so aussah, für geisteskrank galt, wundert mich gar nicht; denn das Ueberirdische erscheint der platten Trivialität gegenüber wie verrückt. — — Also hat meine Stella matutina sich wirklich einmal in die Nächte der Erde herab gelassen? Hätte mein Maler gesagt vor ein oder zwei Jahren sei er ihr begegnet, so weiß ich wol wer jetzt nicht in den Orient ginge! aber vor vierzehn Jahren? .... da ist dies Sternbild unter den Horizont meines Lebens hinabgesunken, und gleich dem südlichen Kreuz werde ich es nie sehen!

Am Neujahrstag legte sich das große englische Dampfschiff Lord Nelson in der Rhede von Alexandrien vor Anker, nachdem es eine glückliche Fahrt von Gibraltar gemacht hatte, und Levin betrat mit seinen Gefährten den uralten Boden Egyptens.

Mit Entzücken las und überlas Josselinde Levins Briefe aus Spanien. Was waren ihr die berühmtesten Reisebeschreibungen dagegen? todtes Geschreibsel, ohne Wahrheit, ohne Innerlichkeit! Hier fand sie in jedem Wort, jedem Bild, jeder Wendung den treuen Ausdruck von Levins Seele — wie man zu-

weilen auf schlechten Steinen den lieblichen Abdruck einer Muschel oder eines Blattes mit Freuden findet. Sie fand auf dem Papier Landschaften und Kathedralen, Corridas und Cachuchas, stolze Männer und schwarzverschleierte Weiber, und vor Allen .... die Madonna de la Concepcion! Ach, aber vor der hing ein Schleier: eine Thräne in Josselindens Auge. Der Morgenstern an Levins Lebenshimmel, welcher der Sonne voran schwebt .... war sie nicht! sie nicht! Mogte Levin von reizenden Frauen sprechen, die ihm vor den Augen und durch die Phantasie gaukelten! Das waren für sie Feenmärchen: sie hörte hin — und vergaß. Diese Blumen auf Levins Weg konnten ihn freuen, zerstreuen, flüchtig beglücken — weiter nichts! Nie wäre es ihr eingefallen sich durch dieselben in den Schatten gedrängt zu fühlen. Aber vor einem Morgenstern, der über dem nächtlichen Halbmond in goldnen Wolken aufging — da ging sie unter! da versank sie in den unendlichen Abgrund, welcher lieben von — nicht lieben trennt.

Und wer war dies gefährliche Gestirn, das dem Einen so glücksverheißend, dem Andern so bedroh-

lich schien? Ach, es war längst untergegangen und zwar zur ewigen Ruhe. Jene Frau die dem Maler unvergeßlich war, obgleich er sie kaum eine Viertelstunde gesehen, hieß als sie lebte Clelia Conti.

Nichts war von diesem Wesen übrig geblieben, als die Erinnerung im Herzen der Tochter. Ein solches Leben, so voll, so stark, so gut — und todt und vergessen! so viel Liebe, Schönheit und Genie — und Alles spurlos binnen wenig Jahren untergegangen. Wozu dieser Aufwand von Kraft, von Schmerz, von Glut, von Verzweiflung, die in jedem feurigen Herzen wohnen und sich wilde Schlachten auf dieser Wahlstatt liefern? Ein Paar Jahre — und das Alter kommt, und wir haben sie vergessen; noch ein Paar Jahre, der Tod kommt, und wir selbst sind vergessen! Das wissen, das ahnen wir, und dennoch wird der Durst des Lebens nicht gelöscht. Aus welchen geheimnißvollen Ingredienzien muß sein Trank gemischt sein, und giebt er uns Bethörung oder Erkenntniß? — —

Clelias Tochter blieb nach dem Tode ihrer Eltern verwaist bei ihrer Großmutter zurück. Tranquillina war damals vierzehn Jahr alt, sie trug den Namen ihres Vaters, ihre Großmutter liebte sie, sie hatte die Schönheit ihrer Mutter geerbt. Sie sah

aus wie ein Wesen, dem die Zukunft sich lieblich und sanft gestalten müsse. Aber schon die Gegenwart war es nicht.

Gräfin Osnat, ihre Großmutter, hatte nie einen andern Sohn als Gundaccar gehabt; aber zwei Töchter. Euphrasie war wenig Jahre jünger als Gundaccar; Sylvia war ein Spätling in der Familie und nur zwei Jahr älter als Tranquillina. Als diese zu Gräfin Osnat kam, war Euphrasie längst in Wien verheirathet, so daß sie wenig Theilnahme für die fremde junge Verwandte in Innspruck an den Tag legen konnte. Die sechszehnjährige Sylvia aber empfing die arme Tranquillina nicht eben freundlich.

Sylvia war ein sehr verzogenes, eigensinniges Kind, und fast ihr Leben lang das einzige im Hause der Eltern gewesen. Das hatte sie despotisch gemacht, denn sie besaß die Herrsch- und Selbstsucht ihrer Mutter, und Verstand genug um Beides geltend zu machen. Darum widersprach sie derselben auch nie; aber sie wußte ihr so zu schmeicheln, so auf ihre Schwächen einzugehen, daß Gräfin Osnat unwillkürlich in die Richtung kam, welche Sylvia ihr zu geben wünschte.

In Tranquillina fürchtete Sylvia anfangs eine Rivalin in der Herrschaft zu sehen, weil Gräfin

Osnat mit einer Zärtlichkeit, welche bei starren Characteren erst im Alter auftaucht, und welche sie nie für ihre Kinder geäußert hatte, an ihrer Enkelin hing. Aber Tranquillina in der liebesweichen Atmosphäre ihrer Eltern aufgewachsen, verstand die Liebe nicht als ein Mittel um zu gewissen Zwecken zu gelangen. Sie ließ sich lieben, wie sie das gewohnt war, und erwiderte es durch Dankbarkeit und zärtliche Aufmerksamkeit so gut sie konnte. Allein sie hatte kein Herz für ihre Großmutter. Sie wußte daß das Leben ihrer Eltern durch dieselbe vergiftet worden war, so vorsichtig man sich auch ehedem in ihrer Gegenwart darüber geäußert hatte; denn sie besaß das beste Gedächtniß — das des Herzens, und die Scenen aus Paris waren in dasselbe mit den Thränen ihrer Mutter eingeätzt. Nach dem Tode ihres Vaters war sie unendlich traurig, und der stille Ernst der später auf diese Traurigkeit folgte gab ihrer Schönheit einen hohen Reiz.

Gräfin Osnat verließ Inspruck, wo nach dem Verlust des Gemals nichts sie fesselte, und ging nach Böhmen, ihrer Heimat, zurück. Sylvia war sehr damit zufrieden! gegen das kleine und kleinstädtische Inspruck — das schöne stolze königliche Prag, und Wien so nah! Tranquillina ging ungern

noch tiefer in den Norden hinein. In Tyrol war sie doch an der Grenze des geliebten Italiens! Gräfin Osnat hatte ihr halb und halb zugesagt den nächsten Winter nach Neapel zu gehen und mit ihr die Villa Tranquilliana zu bewohnen — den Tempel und das Mausoleum ihrer Mutter. Sie ahnte daß die größere Entfernung die Reise schwieriger machen, und Sylvias lebhafte Theilnahme für Wien sie nicht begünstigen würde. So wurde sie denn noch ein wenig stiller und ernster als sie schon war, und Sylvia überzeugte sich mit Freuden, daß Tranquillina ganz unfähig sei ihr in den Weg zu treten.

Auf dem Punkt wo die Herrschsucht gilt, war das ganz richtig; auf dem wo die unbewußte Herrschaft geübt wird, war es denn doch fraglich! — Aber diesen Punkt kannte Sylvia nicht; sie wußte nicht daß Tranquillina einen wundervollen Vorzug vor ihr habe — den der Schönheit. Sie war klüger, gelehriger, geistreicher, lebhafter; sie war die Bewunderte, die Herrschende, die Gefeierte; sie galt Alles bei der Mutter und im Hause; sie war die Sonne um welche man sich bewegte, und welche aus gütiger Fülle ihren Glanz auf den schüchternen Mond Tranquillina überströmen ließ; — wie hätte sie ahnen können daß der talismanische, unerklär-

bare und unwiderstehliche Zauber der Schönheit ihr versagt und Jener zugefallen sei?

Tranquillina war schön wie ihre Mutter gewesen war, nur in ganz andrer Art, denn es waren in ihr Elelias Formen und Gundaccars Blut vereinigt. Dies Genie zum leben, zum lieben, zum ausdauern, zum überwinden, das in der unerhörten Energie von Elelias machtvoller Natur wurzelte, und aus dieser zu sinnlicher und sittlicher Schönheit wie ein antikes Marmorbild sich entwickelte; — auch das nervos-sanguinische Temperament, welches ihr zugleich den vollen Reiz der Sinnlichkeit zu dem höchsten Ausdruck von geistiger Kraft gab, und die Liebesgöttin und die Heilige in ihr verschmolz — hatte die Tochter nicht; — nur ihre Züge, ihr Lächeln, ihren Blick, aber gedämpft durch das biliose ans phlegmatische streifende Temperament ihres Vaters, dessen dunkles Haar und Auge, dessen blasse gleichmäßige Farbe sie hatte. Langsamer waren ihre Bewegungen, sanfter ihr Ausdruck, schüchterner ihre ganze Erscheinung; nicht so viel Glut in ihr, nicht so helle Stralen um sie. Tranquillinas Schönheit war interessant, Elelias war machtvoll; diese eine Sonne, jene ein trauriger Stern.

Sylvia glaubte nicht an den Stern, eben weil er traurig war; sie verband damit den Begriff von

Weinerlichkeit, und das war ja eine ganz trübselige Sache! Als beide Mädchen aber in der Welt und unter Menschen erschienen, nahm sie mit Erstaunen wahr, daß die Blicke länger, lieber, freundlicher auf Tranquillina ruhten als auf ihr. Was war das? woher kam das? hatten sie nicht beide schwarzes Haar und schwarze Augen? fand man nicht eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen ihnen? und hatte sie nicht einen ganz andern Ausdruck von geistiger Lebendigkeit als Tranquillina, die nach ihrer Meinung immer trübäugig oder schläfrig aussah! Sie sann hin und her; sie konnte und wollte nicht glauben daß man so aussehen und dabei schön gefunden werden könne.

Einst hörte sie einen alten Freund ihrer Mutter zu letzterer sagen:

„Sie sind eine glückliche Frau, liebe Gräfin, daß Ihre beiden jungen Mädchen wahre Repräsentantinnen der Anmuth sind -- Sylvia der welche vom Geist — Tranquillina der welche von der Schönheit ausgeht.“

Diese Bemerkung war nur für das Ohr von Gräfin Osnat bestimmt, und Sylvia und Tranquillina saßen am andern Ende des Zimmers am Theetisch. Aber Sylvia hatte die Gabe Alles zu hören was um sie herum gesprochen wurde, sogar dann

wenn sie selbst in lebhafter Unterhaltung war — während Tranquillina nichts hörte als das was sich gradezu an sie richtete. Drum ging ihr jene Aeußerung ganz verloren, welche Sylvia um so heftiger erschütterte, als sie sah daß Gräfin Osnat mit der Classification einverstanden Beifall nickte.

Tranquillina war also schön und sie nicht! Der Neid legte seinen scharfen Zahn an Sylvias Herz. Tranquillina sollte nicht schön sein!

Bis dahin hatte Gräfin Osnat beide Mädchen immer ganz gleich gekleidet damit nicht die geringste Bevorzugung möglich sei. Sylvia sprach jetzt den Wunsch aus sich nach eignem Geschmack kleiden zu dürfen und nicht immer den Tranquillinas berücksichtigen zu müssen; und wenn die Gräfin ihnen ein gleiches Taschengeld geben wolle, so sei es ja im Grunde dasselbe, und biete ihnen überdas die Gelegenheit ihren Geschmack selbständig zu entwickeln. So geschah es. Nur wußte Sylvia es sehr geschickt so einzurichten daß sie immer einen Einfluß und wie sich von selbst versteht einen ungünstigen auf Tranquillinas Anzug übte. Was sie nicht gut kleidete wußte Sylvia ihr beizubringen. Zum Unglück oder zum Glück stand ihr Alles und Sylvia mußte sich eingestehen daß sie eine schlechte Rolle spiele. Sie war einer der unglücklichen Charactere, welche

dermaßen nach Beifall geizen, daß sie nichts neben sich dulden mögen, was ebenfalls den Beifall auf sich zieht. Am liebsten hätte sie Tranquillina durch irgend eine unbedeutende Heirath in irgend einen dunkeln Winkel der Welt verbannt. Dazu war aber gar keine Aussicht vorhanden. Tranquillina war gegen die Männer die sich ihr näherten von der kühlsten Gleichgültigkeit und Höflichkeit, und Gräfin Osnat hing viel zu zärtlich an ihr um Freude an dem Gedanken zu haben sie verheirathet zu sehen. Ueberdas war Tranquillina reich; sie besaß bereits das Vermögen ihrer Mutter, und nach dem Tode ihrer Großmutter trat sie dereinst in das Erbschaftsrecht ihres Vaters. Es war also gar nicht wahrscheinlich daß sie in eine dunkle Ehe verschwinden würde, und Sylvia mühte umsonst sich ab um ein andres Auskunftsmittel zu finden.

Tranquillina verbrachte ihre Tage an der Staffelei, ihre Abende in Gräfin Osnats Salon; bedauerte häufig daß durchaus keine Sympathie zwischen ihr und Sylvia statt finde, und resignirte sich zu dieser Unvollkommenheit — wie sie denn überhaupt mehr resignirt als erwartungs- und hoffnungsvoll ins Leben trat.

So verging die Zeit.

Drei Jahre waren verstrichen seit Levin seine Heimat verließ. Aus dem Orient heimkehrend ging er mit seinem Freunde Morley durch Frankreich nach England, und in England war er nun schon seit sechs Monaten, Anfangs in London, später auf Morleys Landsitz in Nord-Wales. Er versprach aber vor Ende des Jahrs nach Deutschland zu kommen.

Um diese Zeit machte ein Buch in der deutschen Literatur Aufsehen. Es hieß „Im Süden". Verleger haben das Privilegium ihre Erfindungsgabe bei den Ankündigungen neuer Bücher zu üben. Der Buchhändler bei dem dieses erschien zeigte es als eine große noch nie da gewesene Merkwürdigkeit an: ein Deutscher hatte es in englischer Sprache geschrieben und in London herausgegeben, und als Uebersetzung war es von dort herüber gekommen. Die Zauberformel: übersetzt aus dem Englischen — und das Seltsame daß ein Autor seine Muttersprache verschmähte um den Parnaß zu erklimmen, machte Furor im Publikum. Das Buch wurde allgemein mit Beifall und Interesse gelesen, man fand es zugleich anmuthig und gediegen und bewunderte die meisterhafte Uebersetzung. Die Journale betheuerten es sei ein ganz miserables Buch! jeder Referent versicherte er sei auch in Italien, in Spanien, in

Griechenland etc. gewesen, und wie es in diesen Ländern aussehe das müsse man in seinen Büchern lesen, oder in denen seines Freundes und Mitarbeiters N. N., aber ums Himmelswillen diesem kümmerlichen Product weder Theilnahme noch Glauben schenken. Das Heer der schreibseligen Nachahmer und Nachahmerinnen warf sich mit wonniger Gier auf die originelle Neuerung in fremder Sprache ein Buch zu schreiben. Ja, in einigen klugen Köpfen dämmerte der Gedanke auf: Wie wär' es wenn man es deutsch schriebe und auf den Titel nur als Lockspeise setzte „Frei übersetzt aus dem Dänischen, Schwedischen ꝛc." Die etwanigen Unvollkommenheiten des Styls und Unklarheiten des Ausdrucks würden auf Rechnung der Uebersetzung gebracht; — der Verleger zahlte, das Publikum verschlänge, und man wäre plötzlich berühmt.

Genug „Im Süden" hatte den dreifachen Triumph, den in unsern Tagen ein Buch haben kann: das Publikum war entzückt, die Journalistik ergrimmt, die Nachahmerei thätig.

Verdankte es seinen Erfolg nur der Absonderlichkeit mit der es eingeführt wurde, so hätte der Autor nicht stolz darauf sein dürfen.

Levin hatte es geschrieben, aber — wie sich von selbst versteht — deutsch. In der Einsamkeit von

Llanfillan, wo urplötzlich die äußere Spannung nachließ, die ihn seit drei Jahren in Athem gehalten und ihm unaufhörlich neue Bilder, fremde Eindrücke zugeführt hatte — kam auf einmal die Reaction. Wie die Wasser vom Berge strömend sich erst sammeln müssen, bevor sie als Fontäne wieder empor steigen können, so hatte seine Seele aufgenommen und immer aufgenommen was sich ihm darbot. Stets den Blick nach Außen gerichtet, fragend, suchend, vergleichend, ordnend, sammelnd — fand er, als er Zeit gewann ihn einmal nach Innen zu wenden, einen solchen Vorrath aufgespeichert, daß er selbst über diese Fülle staunte. Jedoch dies wäre nicht genug gewesen um ihm die Feder in die Hand zu geben. Der ungeheure Contrast zwischen dem Leben des Südens das er verlassen hatte um in das des Nordens sich zu mischen — zwischen poetischen Natur- und prosaischen Culturzuständen — zwischen Barbarei in der Civilisation und Gesittung in der Barbarei — zwischen wilder Schönheit und zahmer Unschönheit — zwischen patriarchalischer Genossenschaft und industrieller Gemeinschaft — wirkte in ihm wie die Berührung von Stahl und Stein: es flogen Funken auf. Eine große Vorliebe für das untergegangene Schöne dem herrschenden Nutzen gegenüber — eine große Sehnsucht die-

ser Schönheit wieder ihren Thron erobern zu helfen: dies waren die Elemente, welche dem Funken Nahrung genug gaben um sie zu Flammen des Geistes aufschlagen zu lassen.

Mit feuriger und froher Liebe schrieb Levin. Die freundlich ernste Natur in der er bei seinem Freunde lebte, der ruhige und bequeme Zuschnitt der ganzen Existenz, waren ein so schneidender Gegensatz zu seiner jüngsten Vergangenheit, daß er nicht den geringsten Punkt fand an welchen er seine Erinnerung knüpfen konnte. Er mußte sich an seine Phantasie wenden, und wieder schaffen was er wieder durchleben wollte.

Dies ist nur eine Andeutung des Prozesses welcher in seinem Innern vorging. Es ist kein Rezept dafür und keine Erklärung davon. Die eigentliche Erklärung heißt so: Er hatte die Gabe und ward sich ihrer bewußt; darum schrieb er, und ein anderes Rezept giebt es nicht dafür.

Morley verstand genug die deutsche Sprache um bequem dem Buch folgen zu können, als Levin ihm das Manuscript gab. Um diese Zeit begann die deutsche Literatur Anklang in England zu finden. Morley versprach sich und seinem Freunde großen Erfolg. Er übernahm den geschäftlichen Theil, fuhr nach London, und fand einen bekannten Verleger

willig zu der Unternehmung, die nicht blos darin bestand Levins Buch in deutscher Sprache — sondern zugleich eine möglichst gute Uebersetzung ins Englische zu derselben Zeit erscheinen zu lassen. Einige geheimnißvolle Worte, welche er über Namen und Herkunft des Autors fallen ließ, thaten auch hier ihre beabsichtigte Wirkung: sie reizten die Neugier und die Theilnahme für das Ungewöhnliche zu allerlei unsinnigen Vermuthungen auf, und man sprach von dem Buch.

Kurz, Levin war ein Autor geworden.

Nichts kann einen Begriff des maßlosen Erstaunens geben mit welchem das Buch „Im Süden,“ von einem Brief Levins begleitet worin er sich als Verfasser nannte, zu Wildeshausen empfangen und gelesen ward. Wilderich ausgenommen waren sie im Grunde Alle mehr verwundert als erfreut. Die Gräfin war heimlich gekränkt, daß die ganze innere Entwickelung ihres Sohnes durchaus ohne ihr mütterliches Zuthun von statten gegangen war, und Levins Schwestern hielten sich für so unendlich viel klüger, daß ihnen vorkam als gebühre ihnen das Recht der Autorschaft, nicht ihm. Nur Wilderich war ganz zufrieden. Hatte Levin die Richtung eingeschlagen, für die er sich bestimmt hielt, so hatte sein Leben Haltung und Zweck, und es war nun

an ihm sich durch Ausdauer und Anstrengung als ein Berufener zu bewähren.

Er ritt sogleich nach Embden hinüber um mit Josselinden dies Ereigniß zu besprechen.

„Sind Sie denn auch gehörig verwundert?“ war sein erstes Wort.

„Gar nicht! sagte sie; — ich wußte ja was in Levin war. Diese Innerlichkeit ist zum Vorschein gekommen. Aber die allgemeine Befremdung in Wildeshausen kann ich mir lebhaft vorstellen, denn Ihr Alle habt stets andre Augen für ihn gehabt als ich.“

„Nun, die meinen hatten Sie doch schon ziemlich geöffnet.“

„Wenn auch! Sie trauten nicht sowol ihm als mir. Seine Selbständigkeit überrascht Sie dennoch.“

„Möge er sie nur wirklich errungen haben! ich bin höchst gespannt wie er sein Leben gestalten wird wenn er zu uns zurückkommt; und das soll zu Weihnachten geschehen. Jetzt ist er noch auf einer Reise durch Irland begriffen.“

„Ich gestehe Ihnen, Wilderich, sagte Josselinde fast verlegen, daß ich mir Levin hier in unserm stillen ländlichen Leben so wenig vorstellen kann, daß ich lieber wünschte er käme gar nicht, oder nur

auf ganz kurze Zeit. Er wird wie ich fürchte nicht glücklich zwischen uns sein können.“

„Und warum sollte Levin das Vorrecht haben ganz besonders glücklich zu sein? fragte Wilderich mit einem kleinen Anflug von schmerzlicher Bitterkeit. Er wird sein Glück und sein Leid haben, so gut wie wir Alle! Hat er aber von der Natur besonders günstige Gaben empfangen, so müßte er doch sehr ungeschickt sein, wenn er sich nicht aus ihnen ein idealisches Haus baute als Zuflucht sobald ihm die irdische Hütte nicht genügt.“

Josselinde schwieg; aber sie dachte das idealische Haus sei nur dann eine geliebte Heimat, wenn wir es mit einem stillen Herzen bewohnen.

Bei dem Gedanken Levin wiederzusehen, verging ihr die Besinnung! sie wußte gar nicht wie das werden sollte! sie hatte sich im brieflichen Verkehr an eine so unbegrenzte geistige Intimität gewöhnt, daß ihr zu Muth war als könne sie bei dem persönlichen nur verlieren, weil derselbe tausend Rücksichten erheische, die in Briefen gar nicht zur Sprache kommen. Wie es jetzt zwischen ihm und ihr war, fühlte sie sich glücklich, nämlich zufrieden in der Resignation. Konnte — würde das so bleiben? In Levins Wanderleben bildete ihre Treue gleichsam eine Heimat für ihn, eine stille Bucht wo er seinen

Nachen gern zum Ausruhen vor Anker legte: das fühlte sie. Aber wenn er in der stillen Heimat war, bedurfte er des Ausruhens nicht; was konnte sie da für ihn sein? — — Sie hatte sich nie so muth- und hoffnungslos, so innerlich abgemattet und niedergeschlagen gefühlt als in dieser Zeit. Sie las sein Buch wieder und immer wieder mit süßer Freude — aber mit der schmerzlichen Rückkehr in sich selbst daß er jetzt eine Bahn gefunden habe, auf der sie ihm nicht mehr nothwendig sei.

Der Weihnachtsabend auf Wildeshausen war vorüber — und Levin nicht gekommen. Auch in Embden waren die Kerzen der Christbäume erloschen, welche Josselinde für ihre Dienstboten und für die kleinen Mädchen aus ihrer Nähschule anzündete. Beschenkt und erfreut waren alle mit den willkommnen Gaben davon gegangen. Ungeschmückter ehrlicher Dank wie er mehr aus freudigen Augen als von beredten Lippen spricht, war ihr zu Theil geworden. Sie liebte so dies schöne Fest, dies göttliche Fest der unendlichen Liebe; — aber sie hatte nicht einen Augenblick zu unbefangener Heiterkeit gelangen können. Unwillkürlich regte sich die Frage in ihr: Und was wird dir zu Theil, arme Josselinde? warum gehst

du am Fest der Liebe leer aus? — Mehrmals hatten sich ihre Augen mit Thränen gefüllt. Am Werktag bemerkt man es eben nicht, wenn das Leben schwer ist: es gehört zum Werktag. Aber am Sonntag und nun gar am Festtag mögte man eine Freude haben. Ein trauriges Herz kann wol eine solche Andern bereiten; jedoch um sie mit ihnen zu genießen, muß es fröhlich sein.

Frau von Herdegen und Josselinde hatten den großen Saal verlassen wo die weiß gedeckten Tische und die Christbäume standen, und sich in das Wohnzimmer neben demselben zurückgezogen. Es tobte ein wilder Schneesturm. Der Wind brauste von allen Seiten um das freiliegende Haus und die Aeste der alten Linden knarrten und krachten als würde es ihnen schwer sich zu vertheidigen. Zuweilen war's als würde das ganze Gebäude bis ins Fundament erschüttert, und Josselinde, die ans Fenster getreten war um nach Mond oder Sternen zu spähen, starrte nur in die dicke Finsterniß und schloß eilig Fensterladen und Vorhänge wieder.

„Ob es wol wieder Frühling wird?" fragte sie halb ihre Großmutter, halb sich selbst.

„Warum denn nicht? entgegnete diese ziemlich gleichgültig; aber zuvor kommt erst der Winter."

Es lag etwas unsäglich Herabstimmendes in dem

steten Umgang mit dieser alten Frau, die mit der kalten Ruhe resignirter Erschöpfung, ohne Zweifel und ohne Hoffnung aufs Leben blickte wie auf ein Rechenexempel das sie nun schon seit sechsundsechszig Jahren auswendig gelernt hatte.

Josselinden war als müsse sie die Hände aus Trostlosigkeit ringen; aber sie faltete sie nur ein Paar Augenblicke und setzte sich dann zu ihrer Großmutter mit einer Arbeit, wie Jemand der gewöhnt ist seiner Stimmung nicht nachzugeben.

Sie hatte sich jedoch kaum gesetzt, als sie plötzlich mit Herzklopfen aufhorchte, denn die Thür des Saals ward geöffnet und ein fremder Schritt ging durch den Saal neben dem wolbekannten eines Dieners. — —

Levin trat ein. — Josselinde wollte aufstehen, ihm die Hand geben, ein Wort sagen; unmöglich! — Sie lehnte sich ohnmächtig im Sopha zurück und schloß die Augen. Frau von Herdegen, erschreckt von Levins unerwartetem Eintritt, schob die Ohnmacht nicht auf eine unerhörte Freude, welche keinen Ausdruck finden kann, sondern auf die große Ueberraschung, und so konnte Josselinde sich sammeln als sie zu sich kam. Levin hielt ihre beiden Hände und sah sie gerührt und glücklich an. Ihr stürzten die Thränen aus den Augen — nicht blos vor Freude,

o Gott nein! Freude war etwas Alltägliches mit diesem Gefühl von Seligkeit verglichen, daß Levin wirklich wieder da war! — Und sie hatte fürchten können ihn wiederzusehen! Und sie hatte zweifeln können ob es sie beseligen würde! Ach, wie unsinnig! Ach, Briefe und Bücher wie matt, wie todt, wie dürftig! Dies Alles ging wie ein Blitz des Entzückens durch ihre Seele und streifte die momentane Betäubung ab.

„Hat der Sturm Sie denn hergeweht, daß Sie uns so plötzlich ins Zimmer fallen! fragte sie. Kein Wagengerassel, kein Hundegebell — wie geht das zu?"

„Der Wagen liegt irgendwo in der Nachbarschaft in einem Graben, sagte Levin. Der Postillon kannte nicht genau den Weg; Schneetreiben, Finsterniß und Sturm verwirrten ihn völlig; wir fuhren in der Irre wenigstens drei Stunden umher. Hier auf dem Gebiet von Embden orientirte ich mich und ihn; aber der Graben war mir freilich aus dem Gedächtnisse entschwunden! Als ich auf meinen Füßen stand machte ich mich auf und davon und kam glücklich her, denn zu meiner Freude kannte ich Wege und Stege von alten Zeiten her aufs Genaueste."

„Kommen Sie denn nicht von Wildeshausen?“ fragte Josselinde.

„Glauben Sie daß mein erster Schritt in der Heimat mich zu Jemand anders als zu Ihnen führen könnte?“

„Ihre Mutter und Geschwister haben Sie ungeduldig erwartet“, sagte Sie verlegen.

„O! rief Levin ganz mit altem Ton und nach alter Weise, Mutter und Geschwister werden mir predigen wollen weil ich mein Buch doch mehr nach meiner als nach ihrer Eigenthümlichkeit geschrieben habe! ich kenne das, nicht wahr? — Drum komme ich eben zuerst zu Ihnen. Und dann ist heute ja auch mein Geburtstag! ich bin abergläubisch. Ich dachte Ihr Glückwunsch würde mir Segen bringen und bei der Christbescheerung wollte ich mich unter Ihre Bauernkinder mischen. Es ward aber zu spät.— Morgen fahre ich nach Wildeshausen auf einige Tage, und dann komme ich wieder her.“

„Wieder her?“ echoete Josselinde starr vor Erstaunen.

„Ja, ins Forsthaus .... wenn ich Sie geniere.“

„Mein Gott, Levin! sind Sie denn noch immer mit dieser fixen Idee des Forsthauses behaftet! Nach so viel Jahren, nach so viel Erfahrungen — das Forsthaus und immer das Forsthaus!“

„Josselinde und immer Josselinde! gönnen Sie mir doch mein unschuldiges Patmos! Eben komme ich an in Schneewetter und Winterstürmen und gleich wollen Sie mich wieder fortjagen. Ist das gastfrei?.... ist es nur menschlich?“

Sie vergaß zu antworten. Frau von Herdegen fragte dies und das. Levin erzählte; Josselinde hörte zu und sah ihn an. Er kam ihr wunderschön vor! nur zu blaß, zu schmächtig, zu fatiguirt — vielleicht in Folge der Reise. Er war doch eigentlich nicht schön; er wurde es nur wenn die Wärme und Fülle seiner Seele sich in sein Antlitz ergoß. Wilderichs statuarisch schöne, charactervolle Züge hatte er nicht. Wilderich war schön wie ein Mann, Levin — wie ein Dichter. Natürlich machte Josselinde nicht diese Zusammenstellung; Levin war für sie unvergleichlich.

Er hatte lange erzählt; plötzlich hielt er inne und sah sich froh rings um. Ein befreundeter Geist der Häuslichkeit und behaglicher Stille sprach ihn an. Die Tapeten waren von chinesischem Seidenstoff, hellgrau der Grund mit glänzendbunten Vögeln und Blumen durchwirkt; — der große Schreibschrank und die Komoden von Nußbaum mit Messing beschlagen und mit Schildkröte und Perlmutter ausgelegt; — unter dem hohen Spiegel mit künstlich

geschnitztem und geschnörkeltem Rahmen, die große Wanduhr im Gehäuse von Boule auf einem Marmortisch zwischen zwei Vasen von holländischem Porzellan voll Pot-pourri; — der kleine Glasschrank angefüllt mit allerlei alterthümlichen Kuriositäten: Figuren und Gruppen von Porzellan aus Meißen, Ungeheuer aus Japan, Gläser aus Böhmen und Venedig, Elfenbein-Schnitzwerk aus China; — dies Alles nicht neuerdings als Modeartikel zusammengesucht, sondern vom Erbauer des Schlosses auf seinen Reisen gesammelt und zu dessen Einrichtung bestimmt — daher jene behagliche Ruhe des Gebrauchs und die Poesie der Tradition verbreitend, welche von den modischen Einrichtungen sehr fern sind und wären diese auch in einem hyper-rococo Styl gemacht. Und die zwei Frauen in dieser würdigen Umgebung! die stille ernste Greisin mit dem schneeweißen Haar, schwarz gekleidet, mit feinen magern Händen am zierlichen Rade silberfarbenen Flachs spinnend; und Josselinde, das Bild einer tüchtigen, guten, aufrichtigen Seele voll Verstand und Empfindung, freilich in unschöner Form, aber nicht in abstoßender — denn Rohheit und Falschheit lagen ihr fern, und schöner als sie war, wollte sie nicht scheinen! sie trug ein schlichtes Hauskleid von dunkelblauem Tafft.

Es war unmöglich durch die außerordentliche Harmonie dieses Bildes nicht wohlthätig berührt zu werden; unmöglich nicht zu empfinden daß in diesem engen Rahmen das Leben sich zu hoher Gesittung entfaltet habe. Levins reizbar empfängliche Seele ward ganz überwältigend von diesem Eindruck getroffen.

„Ich hab doch viel gesehen, hub er nach einer Pause der Betrachtung an, viel Großes, Schönes, Merkwürdiges, Interessantes, Ungeheures — dann auch wieder idyllische Scenen voll primitiver Poesie; aber Josselinde, Schloß Embden, ja sogar dies Zimmer, ist in seiner Art eben so charactervoll als die Alhambra oder das Parthenon.“

„In seiner Art! nun ja, Levin! Aber was ist denn seine Art?“

„Es ist der Ausdruck von Existenzen, die sich seit mehren Generationen nicht in der gemeinen Mittelmäßigkeit — sondern in der glücklichen Mitte zwischen Höhe und Tiefe, zwischen Glanz und Armuth bewegt haben. Hier erinnert nichts an leeren Schein, an unbändige Genußsucht, an Prunk und Hochmuth! wo das Alles fehlt macht leicht das Gegentheil sich Platz, und Wahrheit, Einfachheit, Güte und Wärme haben sich die Stätte bereitet und ent-

sprechend gemacht. Ein Leben unter diesem friedlichen Dach, zwischen diesen beschwichtigenden Umgebungen, kann unmöglich anders als gesegnet sein, denn gute Geister sind hier gefesselt durch lange Erinnerungen."

„Wol muß die Stätte geheiligt sein, sagte Josselinde gerührt, wo zwei Menschen wie meine Eltern gelebt haben — ein Mann und ein Weib nach dem Herzen Gottes wie ich sie mir nicht besser vorstellen kann. Aber es freut mich doch unaussprechlich daß mein stilles liebes Embden auch für Sie, Levin, einen Reiz behalten hat."

„O! rief er, ich kann Ihnen nicht sagen wie mir zu Muth ist: ganz selig begnügt, als wüßte ich daß ich hier leben und sterben werde."

„Träumer! Träumer! sagte sie. Aber daß Sie jetzt mit offnen Augen träumen ist meine Schuld. Ich habe Ihnen noch nicht gesagt daß Ihr Zimmer längst in Ordnung ist, und Sie müssen doch recht ermüdet sein."

Man trennte sich. Levin entschlief bald mit dem Gedanken, daß Embden der schönste Ort auf Gottes Erdboden sei. Josselinde wachte lange, lange! denn siehe, es war Frühling geworden — und ohne den vorhergehenden Winter! — Mein Gott, dachte

sie, wär' es möglich daß ich wirklich so in einen Frühling des Daseins übergehen könnte? — —

Levin blieb drei Tage in Schloß Embden bevor er sich entschließen konnte nach Wildeshausen zu fahren. Er fühlte sich ermüdet, Weg und Wetter waren abscheulich — und in Embden war es so unendlich angenehm. Schon sein Zimmer, wenn er am Morgen die Augen aufschlug, machte ihm einen wolthätigen Eindruck mit den Tapeten, Vorhängen und Möbeln von kornblumenfarbenem Damast und mit einer den unteren Räumen ganz entsprechenden Einrichtung. So war schon der Beginn des Tages harmonisch. Um neun Uhr ging er zum Frühstück ins Eßzimmer herab. Da empfing ihn Josselinde mit jener stralenden Freude, welche stets ihren Reflex auf den zurückwirft, der sie einflößt. Auch Frau von Herdegen war ihm lieb, weil sie wie ein altes Bild von einem niederländischen Maler aussah. Nach dem Frühstück zog sich die alte Dame für den Morgen zurück, und Josselinde ging an ihre Geschäfte als Hausfrau und Herrin, nachdem sie mit kindlicher Pietät täglich die Gruft der geliebten Eltern besucht und die Blumen für den Sarg der Mutter gebracht hatte; das war

ihr Morgengebet! da hielt ihr Herz seine Andacht. — Levin beschäftigte sich nach seinem Geschmack bis um drei Uhr die Eßglocke tönte. Nachmittags beschäftigte sich Josselinde lesend oder schreibend mit ihren Büchern, und Abends machte sie ihrer Großmutter eine Lectüre. Um zehn Uhr ging diese zu Bett, und dann begannen für Josselinde, die sich bei der Pflege ihres Vaters das späte Wachen angewöhnt hatte, einige selige Stunden: die in welchen sie sonst Levins Briefe las, copirte und beantwortete, und welche sie jetzt mit ihm verplauderte.

Es war ganz dieselbe Lebensweise die der Baron Lidkerken geführt hatte, nur ein wenig nach dem Alter und Geschmack seiner Tochter modifizirt; und sie war so recht dazu geeignet einem Menschen wolzuthun der seit länger als drei Jahren in fortgesetzter äußerer Unruh lebte, sehr empfänglich für den Zauber harmonischer Existenz — und nicht durch seine Neigungen gradezu mit ihr im Widerspruch war.

Levin war innerlich so angeregt, daß er äußerlich der Ruhe bedurfte. Er wollte schreiben. Josselinde, die keinen andern Begriff von Zufriedenheit hatte als den, daß man um sie zu genießen zuerst seine Pflicht thun müsse, bat und trieb ihn aber so lange, bis er sich entschloß nach Wildeshausen zu gehen.

Er that es aber ungern und in einer schon etwas gereizten Stimmung. Indessen, er that es!

Levin war nie gern in Wildeshausen gewesen. Ein nervenzarter Mensch wie er, vergißt nie den dumpfen Druck seiner Kinderjahre, weil er dessen Nachwirkung schwer oder nie überwindet. Nur wenn dieser sich bis zur vollständigen Reaction in ihm ausbildet, so daß er den Verhältnissen und Characteren in seiner Familie mit Fassung entgegentritt ohne sich in seiner Freiheit von ihnen beeinträchtigen zu lassen: dann erst hat er jenen Druck überwunden. Levin trug aber noch immer das peinliche Bewußtsein mit sich herum wie unbequem er für Alle — und wie unglücklich er selbst gewesen sei. —

Jetzt kehrte er fremd und doch kein Fremder nach langer Abwesenheit zurück, und obwol er sehr freudig empfangen wurde, war ihm zu Muth als sei er ins wilde Heer hinein gerathen. Ein Dutzend Verwandte waren zum Fest gekommen und vergrößerten die ohnehin sehr beträchtliche Hausgesellschaft, und sein fünfzehnjähriger Bruder Otto hatte sich von der Schule zu Osnabrück drei Kameraden für die Ferienzeit mitgebracht, wilde muntre ausgelassene Knaben seines Alters. Mit seinen Geschwistern mußte Levin doch wenigstens Bekanntschaft machen; aber froh ward ihm nicht dabei zu Sinn — außer

mit Wilderich. Der war in der Schule innerer Schicksale und äußerer Lebenspraxis gereift; der betrachtete die Menschen nicht als das was sie für ihn — sondern was sie für sich selbst waren; der hatte unter der geregelten, scheinbar alltäglichen Oberfläche seiner Existenz und durch gelassene Ausübung der Verpflichtungen die seine Lage mit sich brachten, eine schmerzenreiche Vergangenheit überwunden. In Wilderich, das fühlte Levin, konnte er einen Freund gewinnen.

Seine Schwestern Blanca und Rosa, die zweiundzwanzig und achtzehn Jahr alt waren, fand er nichts weniger als liebenswürdig, denn mit wenig Verstand und Schönheit begabt machten sie Anspruch an die höchsten Huldigungen. Der arme zwanzigjährige Henning war ein harmloses und bis auf einen mäßigen Punkt auch gemüthliches Wesen; allein Gedächtniß und Urtheil fehlten ihm so gänzlich, daß er nur in der friedlichen Praxis der Gärtnerei beschäftigt werden konnte.

Mit Otto hätte Levin turnen müssen um einen Anknüpfungspunkt zu finden. Ottos erste Frage war ob Levin in Arabien den Djerid reiten, und in England boxen gelernt habe; was dieser verneinte — worauf Otto in mißbilligende Verwun-

derung ausbrach, daß man reisen könne ohne das Allerwichtigste zu lernen.

Dann kam die sehr hübsche und liebliche aber erst zwölfjährige Frieda, und endlich die Zwillinge Leo und Leonie — ein Paar wunderschöne und kluge, allein dermaßen von der Mutter verzogene Kinder, daß sie das ganze Haus tyrannisirten.

Eine Musiklehrerin, ein Hofmeister, und eine französische Gouvernante, die unter sich in Feindschaft lebten, und Jeder eine Partei zwischen den Zöglingen hatten — vermehrten die tumultuarischen Zustände der Häuslichkeit, wenn sie auch jetzt in der Fest- und Ferienzeit in den Hintergrund traten.

Levin wußte nicht wie ihm geschah als er sich plötzlich in einen Kreis von ungefähr dreißig Personen versetzt fand, mit denen er auf dem Fuß der Verwandtschaft oder der Vertraulichkeit leben sollte. Es waren ja die Allernächsten: Mutter und Geschwister, Tanten und Cousinen, Vetter und Hausgenossen! Intimität ward nicht gefodert, sondern vorausgesetzt. Der ganze Zuschnitt basirte darauf. Das war eben das Unglück! mit dreihundert Personen ohne Beziehung zu ihm würde er sich leichter zurechtgefunden haben! die hätten nichts von ihm erwartet! aber diese dreißig waren zu einigen Erwartungen von Theilnahme berechtigt, und das Be-

wußtsein der Unmöglichkeit ihnen zu entsprechen, beklemmte Levin dermaßen, daß er sich heimlich ganz fassungslos fühlte.

Gräfin Wildeshausen galt für eine kluge vortreffliche Frau und Mutter, und wäre es sicher gewesen, wenn sie nicht, wie die Meisten ihres Geschlechts, aus allerlei Stückwerk von guten Eigenschaften bestanden hätte, welches durch Laune, oder durch Einfluß eines Buchs, eines Gedankens, einer Opposition — heute so und morgen anders zusammengewürfelt wurde. Daher war, trotz ihres unleugbaren Wolwollens, das Leben mit ihr unendlich schwierig und ermüdend. Ihre Sorgen, Ermahnungen, Vorlieben und Wünsche sprangen in ihr um wie die Wetterfahne nach dem Winde — und eben so häufig.

Wilderich ließ das fallen und ging seinen Weg, immer die größte und innigste Hochachtung ihr bezeigend. Die erwachsenen Töchter waren ihr sehr ähnlich; daher gab es alle Augenblick Differenzen und Versöhnungen. Die jüngeren Kinder fanden die Mama bald himmlisch gut, bald fürchterlich verdrießlich, und lavirten nach besten Kräften zwischen Zephyr und Sturm. Levin aber kam sich ihr gegenüber wie ein Schiff ohne Magnetnadel vor. Sie machte ihm in fünf Minuten fünf verschiedene

Lebenspläne, immer erwartend er werde so vom Fleck weg auf eine derselben eingehen. Endlich erwiderte er:

„In Staatsdienst, welcher Art er sei, kann ich wol schwerlich eintreten, weil mir die systematische Vorschule fehlt welche dazu befähigt, und weil eine praktische in unsern büreaukratischen Verhältnissen nicht vorkommen kann. Könnte sie indessen auch: so wäre es doch immer zweifelhaft ob meine Ungeschicklichkeit sich darin zurechtfinden würde. Um Militair zu werden, bin ich zu alt und zu ernsthaft. Um ein Landgut zu kaufen fehlt es mir an Geld und Lust; ich mögte nicht gern an der Scholle kleben."

„Also dies Alles magst Du nicht! entgegnete die Gräfin etwas geärgert; ich bin neugierig zu hören was Du endlich mögen wirst."

„Leben wie ich bisher gelebt habe."

„Eine traurige Existenz!"

„Nicht für den der sich für sie geschaffen fühlt."

„Ohne Zweck und Ziel!"

„Insofern als ich nichts werden kann — ja! Allein ich könnte doch vielleicht etwas leisten."

„Das ist schwer, wenn man sich in geflissentliche Beziehungslosigkeit zu allen Verhältnissen setzt."

„Nur zu den stabilen und abgeschlossenen, liebe Mutter! ich will ja durchaus nicht als Trappist leben. Wilderich hat mich aufs Genaueste über meine pecuniären Angelegenheiten belehrt. Daraus sehe ich daß ich von meinem Einkommen ganz gut leben kann, da ich keine sybaritische Gewohnheiten habe. In diesem Punkt ist mein Ehrgeiz gering! ich habe nie Geld und Gut gewünscht. Also werde ich leben können wo und wie es mir gefällt, und grade für die Interessen die mir wichtig sind."

„Das wäre ganz gut wenn Du die Gewißheit hättest ein bedeutender Schriftsteller zu werden."

„Ich kann nichts thun als nach ihr ringen, sagte Levin lächelnd; denn der liebe Gott steckt uns nicht das Diplom des Genies in die Tasche, so daß wir es in fraglichen Momenten hervorziehen und zu unsrer Beglaubigung aufweisen könnten.

„O Gott, Levin! rief die Gräfin beängstigt, ich wünschte lieber Du würdest ein gewöhnlicher Assessor oder Hauptmann, als ein gwöhnlicher Autor."

„Ich auch, Mama! denn in den beiden ersten Fällen hat die Gewöhnlichkeit nichts Frappantes. Diese Chance ist für mich verloren! ich muß eine größere wagen — und ich habe es bereits gethan."

Die Gräfin schüttelte bedenklich den Kopf: „Ach, Levin! wenn Du nebenher Dich mit der Schriftstellerei beschäftigtest: das wäre doch ganz anders und böte mehr Garantie für die Zukunft!“

„Im Gegentheil! rief Levin lebhaft. Anders wär's, ja traurig anders! zur Beschäftigung oder Erholung herabgesunken wäre das, was ein Cultus sein soll. Und grade die Zukunft, grade diese verborgene Wirksamkeit über den Augenblick der Gegenwart hinaus — grade dies wunderbare .... ach, Phantom nenn' ich's ungern! .... das eine so unwiderstehliche Lockung für eine gewisse Art von Ehrgeiz ist: wird dem nie gehören, der nur nebenher danach trachtet.“

„Ich glaube nicht daß Deine Gesundheit stark genug ist um die heftigen Aufregungen einer schriftstellerischen Laufbahn zu ertragen,“ sagte die Gräfin besorgt — und nicht ohne Grund. Die außerordentliche Veränderung seiner Züge, die an Verklärung streifte und ihn so schön machte, wenn er lebhaft ergriffen war: deutete auf ein höchst erregbares Nervensystem und eine äußerst empfindliche, reizbare Organisation. Ein Mensch dessen Erscheinung durch inneres Feuer so transparent werden konnte, daß ihm gleichsam Sterne im Aug und auf der Stirn, oder eine Aurora der Freude oder ein Nordlicht

des Zorns im Antlitz aufgehen konnten — gab mit Recht zu der Besorgniß Veranlassung, daß dies Feuer auch verzehrende Flammen haben müsse. Aber Levin war ganz sorglos darüber! in seiner Kindheit war nichts an ihm stark gewesen, als grade seine Gesundheit, und jetzt ertrug er körperliche Anstrengungen mit der größten Leichtigkeit. Er beruhigte also seine Mutter vollkommen über diese Befürchtung, und sie erkannte daß Levin seit frühster Zeit immer ein Kind gewesen, zu dessen Eigenthümlichkeit ihr der Schlüssel nicht gegeben sei.

Am allerunbehaglichsten ward Levin durch seine Schwester Blanca berührt. Sie entsann sich sehr wol ihrer gemeinschaftlichen Schulstunden, wo sie, obgleich zwei Jahr jünger als er, ihn unendlich an Gelehrigkeit übertraf, und die Regel de tri begriff während er sich bei dem Einmaleins quälte. Sie meinte dies müsse in derselben Progression fortgegangen sein, und da er ein bedeutendes Buch geschrieben, müsse sie im Stande sein ein zehnmal bedeutenderes zu liefern. Sie hatte keine Ahnung davon, daß jenseits der Schranken der Kindheit der Mensch sich nach einem anderen Gesetz entwickelt als diesseits. Hier gilt das Gelernte und dort das Eigenthümliche, und es ist sehr glücklich, wenn jenes von der Art war, daß dieses es später benutzen

und anwenden kann. Sehr viel Menschen, und namentlich viel Frauen, bleiben aber auf dem Punkt des Gelernten und Eingeprägten stehen, weil ihre Eigenthümlichkeit nicht stark genug gestempelt ist um sich selbständig zu entwickeln — oder auch weil ihre Verhältnisse als Gattinnen, Hausfrauen, Mütter, ihre Entwickelung in einer mehr praktischen Richtung erheischen, so wie die Männer dem Brotstudium und dem Beruf sich oft ausschließlich widmen müssen.

Blanca war eine dürre und dürftige Natur. Es beliebte ihr sich „unpraktisch" zu nennen, wie das gar Manche mit einer gewissen selbstschmeichlerischen Ziererei thun, hoffend den Leuten weiß zu machen sie wären vor lauter Poesie und Imagination unpraktisch. Natürlich sind sie es aber nur weil sie weder Kopf noch Herz auf dem rechten Fleck haben. Blanca war viel zu poetisch um an Zeit und Ort zu denken — um eine bestimmte Stunde zu halten — um das Hauswesen zu führen — um eine Arbeit zu vollenden — um eine korrekte Rechnung zu machen; d. h. mit andern Worten: sie war unerträglich nachlässig und zusammenhanglos, aber mitnichten aus Ueberfülle geistiger Gaben, sondern aus trübseligem Mangel daran. Um diese Fehler zu verbessern gab sie sich nicht die geringste Mühe;

aber ganz unsägliche um geniale und originelle Allüren anzunehmen. Originalität ist eine schöne Sache, aber grade darum mehr geistiger als leiblicher Natur. Legt man sie in die Manieren, so werden Absonderlichkeiten daraus — weiter nichts! und das geschah der armen Blanca. Indessen verfolgte sie auch in geistiger Richtung genialische Bestrebungen; und Levins Schreck war nicht gering als sie ihn eines Morgens vor ihren Schreibtisch führte, sich zu ihm setzte, ein Fach öffnete und wichtig sagte indem sie auf eine Unmasse beschriebenen Papiers deutete:

„Wer diese Papiere liest, liest in meinem Herzen! lies sie, mein guter Levin."

Levin verfiel in Nachdenken über diese Phrase, die er irgendwo gehört oder gelesen hatte und dem Eigenthümer zurückzugeben wünschte; denn Blanca hatte auch den Fehler ihre geistige Nüchternheit mit denjenigen Worten auszudrücken in welche Andere ihren Reichthum niederlegen, und welche sie sich bei ihren Lectüren gemerkt hatte.

„Sieh! fuhr Blanca fort, und gab ihm einzelne umfangreiche Hefte, dies sind Gedichte, dies Betrachtungen über Religion und Geschichte; hier ist etwas Märchenhaftes, erst skizzirt .... es muß noch werden; hier das erste Capitel von einem historischen

Roman, und hier — das Vorspiel zu einer Tragödie."

Levin brach unwillkürlich in lautes Gelächter aus, denn er gedachte seiner eigenen Tragödie und sagte es der Schwester; setzte aber sogleich beschwichtigend hinzu:

„Du bist klüger gewesen als ich, liebe Blanca, Du hast es bei dem Vorspiel bewenden lassen."

„Ich vollendete es erst gestern, sagte sie beleidigt, nächstens folgt die Tragödie."

Levin blätterte gedankenlos in den Heften.

„Ich werde Dir vorlesen was mir am Besten scheint" — sagte sie und machte sich unverzüglich daran.

Levin hörte Anfangs freundlich zu. Es waren Gedichte, unter der Mittelmäßigkeit, wie sich von selbst versteht, indessen der Rhythmus schützte sie vor der unendlichen Nichtigkeit, die ihn aus ihrer Prosa angähnte und von der sie ihm eine stundenlange Probe gab. Dann verlangte sie ein Urtheil.

„Ich bin kein Kritiker", sagte er verlegen.

„Aber Du wirst mir doch sagen können was Dir am Besten gefällt."

„Die Gedichte, liebe Blanca."

„Nicht wahr? rief sie froh. Ja, die Poesie entspricht dem Schwung der jugendlichen Seele. Aber

sage mir wie hast Du es gemacht um so gut Prosa schreiben zu lernen?"

„Ich weiß nicht! .... ich habe sehr viel geschrieben und gelesen und mich vielleicht dadurch geübt. Vielleicht habe ich auch Talent dafür."

„Und dann Regeln, nicht wahr? Es erleichtert sehr wenn man gewisse Regeln befolgen kann."

Ja! die eine Regel: Schreibe nur dann wenn Du etwas zu sagen hast."

Blanca sah ihren Bruder mißtrauisch an und sagte darauf:

„Das ist ein Spaß .... keine Regel."

„Ich wollt' es wäre eine! — Ernst steckt übrigens viel dahinter."

„So will ich es mir merken! und gieb mir bitte noch einige."

„Denke lange und schreibe kurz. — Habe mehr Gedanken als Worte."

„O Himmel! diese Regeln machen aber die Sache immer schwieriger anstatt leichter!"

„Glaube mir, liebe Blanca, leicht ist sie nur sobald Du die erste Regel befolgst: Schreibe wenn Du etwas zu sagen hast; und sonst — durchaus nicht."

Die Eßstunde erlöste ihn für diesmal; doch Blanca ließ nicht nach ihn mit ihren Geistespro-

ducten heimzusuchen, ja, gab ihm endlich zu verstehen daß sie seinem Beispiel folgen und sich der Autorschaft widmen wolle.

„Gut, liebe Blanca!, sagte er kalt. Schreibe, schreibe. Aber ich beschwöre Dich warte zehn Jahr bis Du das Geschriebene herausgiebst. Denn sieh! eine Menge junger Mädchen füllen ihre Mußestunden mit dergleichen Beschäftigungen aus, und würden sich und die Welt mit Entsetzen und Bedauern erfüllen, wenn sie nach einer Reihe von Jahren diese Sachen gedruckt vor sich sehen müßten. Also schreibe wenn es Dich unterhält, aber warte mit dem öffentlichen Auftreten. Binnen zehn Jahren muß es sich entscheiden ob Du einen innern Beruf dazu hast oder nicht."

„Du hast nicht an dem Deinen gezweifelt, als Du „Im Süden" drucken ließest, sagte Blanca äußerst empfindlich, warum soll ich zweifeln?"

„Du bist so jung .... kennst die Welt nicht .... hast Erfahrungen keinerlei Art: Du kannst Deiner nicht gewiß sein!"

„Wenn ich nicht irre, so begann die Staël bei achtzehn Jahren zu schreiben."

„Ja! die Staël! aber liebe Blanca, die Staël hatte auch das Genie dazu — und das ist selten."

„Wenn man sich nichts zutrauen soll und nichts

wagen darf, so kann auch freilich das Genie nicht zum Vorschein kommen. Ich habe immer eine ernste, nach Innen gekehrte, sinnende Richtung gehabt; wäre es denn da so ganz unmöglich daß mein Geist wie ein Bergmann gearbeitet und edles Metall gefunden hätte?"

Levin dachte heimlich es sei wahrscheinlicher daß er wie ein Maulwurf arbeite; sagte jedoch laut:

„Träumen und brüten bewegt sich in derselben Richtung, liebe Blanca."

„Mit einem Wort also: Du hältst mich für vollkommen talentlos."

„Sagte ich Ja! so würde ich Dich kränken. Laß mich also sagen: ich halte Talent für genügend um mit Vergnügen den Dilettantismus zu üben und sehr hübsch zu schreiben — und dazu habe ich Dich ja auch aufgefodert; allein es ist nicht genug um Autor zu werden."

„Du willst mir die Sache schwierig vorstellen um mich abzuschrecken."

„Ich will nichts als ohne alle Beziehung auf Dich und mich Dir meine Ansicht mittheilen, und das ist die: der machtvolle Lebensschwung muß dem Autor die Feder in die Hand drängen, er muß sie aus demselben gebieterischen Impuls führen, wie der Vogel seine Flügel zum fliegen braucht — es ist

eine seiner Natur inwohnende Lebensäußerung. Wer sie aber aus Langerweile, oder vom flüchtigen Reiz einer unbeschäftigten Jugendkraft aufgefodert in die Hand nimmt, flattert dahin — entweder wie ein Icarus, oder wie ein abgerissenes Blatt, oder wie eine Mücke; im ersten Fall — unendlich beklagenswerth, im zweiten — unendlich unbedeutend, im dritten — unendlich unangenehm."

Gegen Wilderich klagte Levin über die Noth die ihm Blanca mit ihren wunderlichen Einfällen mache, und daß er fürchte sie nicht von ihrem Entschluß abbringen zu können, so ernsthaft er auch mit ihr gesprochen habe.

„Falsch, lieber Levin! entgegnete Wilderich. Blanca gehört zu den Frauenzimmern bei denen eine vernünftige Erörterung ganz vergeblich ist. Du mußt ihre Bestrebungen lächerlich machen; das schreckt sie ab! den Anstrich von Lächerlichkeit verträgt sie nicht. Eine Frau die es gelassen erträgt lächerlich gemacht — und nicht an sich und ihrem Streben irre zu werden, hat einen großen Character, und von einem solchen ist in unsrer guten Blanca keine Spur vorhanden. Spricht sie mit mir darüber, so erhebe ich ein unauslöschliches Gelächter — dazu bin ich entschlossen."

„Gott! wie liebenswürdig, wie einfach klar und

wahr ist sie dagegen!" sagte Levin nach einigem Stillschweigen.

„Wer?" rief Wilderich lebhaft.

„Josselinde Lidkerken."

Wilderich sah Levin erwartungsvoll an; aber er sagte weiter nichts und beide Brüder schwiegen.

Das Dreikönigsfest war vorüber und die Gesellschaft zu Wildeshausen trennte sich. Auch Levin nahm Abschied von seiner Mutter. Sie fragte ihn befremdet wohin er zu gehen gedenke, und ihre Befremdung wuchs als er entgegnete: nach Schloß Embden. Wilderich sagte er wolle Levin begleiten. Die Gräfin fragte ihn heimlich ob er vielleicht für Levin den Freiwerber bei Josselinden machen solle. Er verneinte es, und die Brüder fuhren fort. Es war ein heller heitrer Wintermorgen, Frost und Schnee, aber eine gewisse Entschiedenheit und Frische in der Landschaft und der Atmosphäre. Der Schlitten flog dahin, und das Schellengeklingel tönte weit durch die reine stille Luft. Levin war ungewöhnlich heiter. Er sprach immerfort von Josselinden, wie er sich freue sie wiederzusehen — wie er ihr von Wildeshausen jeden dritten Tag einen Boten mit einem bogenlangen Brief gesendet habe — wie

er hier gar nicht existiren könne ohne sie. Lange ließ Wilderich ihn reden! endlich sah er ihn fest an und fragte:

„Also liebst Du Josselinde?“

„Sehr!“ entgegnete Levin.

„Nein Bruder, ich meine nicht sehr oder innig lieben; ich meine nur — lieben, ohne Adjectiva.“

„Ich auch.“

„Und liebt sie Dich? seid Ihr einig? will sie Dich heirathen?“

„Das weiß ich nicht! davon ist nie die Rede zwischen uns gewesen.“

„Wolan Bruder, so muß es jetzt zur Sprache kommen!“ sagte Wilderich entschieden.

„Ah, Du willst sie heirathen!“ rief Levin todtenbleich mit bebenden Lippen.

„Ich will nur um sie werben.“

Levin war zu Sinn als würde er plötzlich durch Wilderich seines einzigen Eigenthums beraubt — als habe er nichts auf der weiten Welt als Josselinde — als sei sie das einzige Wesen das ihn von je her geliebt und verstanden habe — und als liege darin eine Bürgschaft daß kein Andrer ihr näher treten, ihr mehr sein dürfe als er. Mit einer unsäglich trostlosen Gebärde verbarg er das Gesicht

in beiden Händen, während Wilderich gefaßt blieb und sagte:

„Ruhig Levin, ruhig! Du hast wahrscheinlich mehr Hoffnung als ich. Versprich mir nur mich ungestört mit Josselinde reden zu lassen sobald wir angekommen sein werden, damit wir sämtlich klar wissen woran wir sind. Sie hat die Wahl und die Entscheidung, und unser gutes Vernehmen, nicht wahr? wird nie gestört werden.

Er bot ihm die Hand und Levin legte stumm seine Rechte hinein. — Sie knüpften kein Gespräch mehr an.

Endlich flog der Schlitten über die Brücke in den Schloßhof hinein und Levin sah dermaßen verändert aus, daß Wilderich heftig erschrack, aber doch heimlich dachte: es wird vorüber gehen, es liegt bei ihm mehr an den Nerven als im Herzen.

Josselinde empfing die Brüder mit unverstellter Freude. Levin sagte sogleich ganz verstört er habe Kopfweh von der scharfen Luft und wolle sich aufs Bett werfen um zum Essen ganz hergestellt zu sein, und Wilderich bat Josselinde um ein einsames Gespräch.

„Sind Sie noch immer entschlossen sich nie zu verheirathen?" hub er an.

Josselinde erröthete heftig. Da sie keinen andern Gedanken hatte als Levin, so kam ihr auch nur in den Sinn daß Wilderich wegen Levins mit ihr sprechen wolle und sie sagte nur:

„Reden Sie zu Ende, lieber Wilderich, dann will ich Ihnen offen und ehrlich antworten."

„Wolan, Josselinde! Sie haben mir vor Jahren von Ihrem Entschluß gesprochen unvermält bleiben zu wollen, und ich habe diesen Gegenstand nie wieder berührt, weil ich in Ihrer Gesinnung und Ansicht keine Veränderung wahrnehmen konnte. Eine gewisse zärtlich schwärmerische Vorliebe für Levin gab mir oft mannigfache Gedanken. War es Liebe? war es Freundschaft? genug, auf gewisse Weise gehörte er zu Ihrem Leben. Wie er dazu gehört muß sich jetzt entscheiden da er zurückgekehrt ist, und da verschiedene Geschicke davon abhängen.... auch das meine — denn ich liebe Sie."

Bei diesen Worten ließ Josselindens athemlose Spannung nach und löste sich in Thränen auf.

„Ich liebe Sie mit einer ernsten Liebe, wie grade Sie, Josselinde, sie einflößen müssen, wenn man wie ich die Lauterkeit Ihres Characters und die tiefe Zartheit Ihres Herzens jahrelang unbefangen beobachtet hat. Sehr unbefangen! Denn da Ihre Verbindung mit mir ein alter Wunsch meiner El-

tern war: so warf ich mich mit jugendlichem Trotz in die Opposition gegen denselben und benahm mich ehedem gradezu unartig gegen Sie. Und als ich nach meines Vaters Tode aus der Schweiz heimkehrte, war ich sehr fern von dem geringsten Interesse für Sie, so daß sich still und langsam .... fast mögte ich sagen unbemerkt, meine Liebe für Sie entwickelt hat. Mir ist es ein Bedürfniß zu verehren und zu vertrauen wo ich lieben soll .... und auf diesen beiden Säulen ruht mein Gefühl für Sie, Josselinde! es ist unerschütterlich, weil jene es sind."

„O Gott! unterbrach ihn Josselinde und hob trostlos die gefalteten Hände gen Himmel, wie bin ich zu beklagen daß ich dies edle Gefühl das mich so ehrt und mich so wahrhaft beglücken müßte — ja, daß ich einen Mann wie Sie, der die schönsten Träume eines Frauenherzens realisirt — zurückweisen muß."

„Ich hätte es erwarten können, denn Sie haben mich nie zu einer Hoffnung ermuntert, entgegnete Wilderich tief traurig. Aber ich hoffte .... weil ich wünschte! und dann auch weil ich in der Uebereinstimmung und Richtung unsrer Charactere, Neigungen und Beschäftigungen eine Bürgschaft für beiderseitiges dauerndes Glück zu finden wähnte.

Vielleicht hätte ich noch lange nicht den Entschluß gefaßt mich Ihnen zu erklären, wenn ich nicht durch Levin dazu veranlaßt wäre — denn auch er .... liebt Sie."

„Auch er! rief Josselinde mit jener in Thränen und Jauchzen gebrochenen Stimme, welche das höchste Entzücken giebt; — auch er! o Wilderich! .... wird er auch bestätigen was Sie sagen?"

„Vorhin sprach ich für mich, sagte Wilderich schmerzlich; jetzt .... wollte ich für Levin sprechen; aber ich sehe daß ich es nicht nöthig habe und daß Sie ihn lieben — genug lieben um für ihn Ihre frühern Entschlüsse aufzugeben."

„Und tadeln Sie mich deshalb?" fragte sie zagend.

„Thäte ich es, so dürfte es Ihnen in diesem Augenblick wie Eingebung verletzter Eigenliebe klingen," entgegnete er traurig lächelnd.

„O Wilderich! rief sie, ich würde vielleicht an Ihrer Seite glücklicher werden als neben Levin — wenn ich Sie liebte! aber sehen Sie: meine Seele ist dermaßen von Levin gefangen genommen, daß sie ganz und immer bei ihm ist. Ob er mich liebt — weiß ich nicht! ob ich ihm in der Gegenwart und Zukunft nothwendig bin — hab' ich mich nie gefragt! Aber ich — muß für ihn leben, in Gedan-

ken und Handlungen, mit Gefühl und That. Ich habe nun einmal diese Richtung genommen und sie muß meiner innersten Natur entsprechen, da ich jetzt, wo ganz unerwartet ein großes Glück sich mir darbietet, in ihr verharre, statt zum Bewußtsein über meinen Irrthum zu kommen. Ich liebe Levin nicht mit der Schwärmerei eines unbeschäftigten Herzens — wie es Ihnen scheinen mag! — sondern weil das Herz voll von ihm ist, kann es sich mit nichts Andrem beschäftigen und nichts Andres in sich aufnehmen."

„Wunderbar! ein Weib wie Sie — ruhig, klar, entschieden, unerschütterlich; und ein Mann — von dem Allen das Gegentheil!"

„So ergänzen wir uns grade! er ist meine Poesie und ich bin seine Prosa."

„Das heißt der Eine träumt, der Andre wacht. Soll aber in der Ehe geträumt werden, so ist es besser daß das Weib es thue als der Mann."

„Ich aber kann nicht träumen, Wilderich! glauben Sie mir: für Sie bin ich allzu entschieden und selbständig."

„In einer Seele wie die Ihre, Josselinde, liegt neben der höchsten Selbständigkeit die Fähigkeit zur größten Selbstentäußerung; und nur der Entschiedenheit ist es gegeben sich, wenn es einmal dazu

kommt, freiwillig unterzuordnen — während sich die Unentschiedenheit nur unterwirft.“

Josselindens Augen wurden feucht: „Welch eine schöne und hohe Meinung haben Sie von mir! sagte sie gerührt und nahm dankbar Wilderichs Hand. Beklagen Sie mich daß ich nichts sein kann als eben nur — dankbar.“

„Sein Sie glücklich! sagte Wilderich sehr ernst, dann beklage ich nicht Sie, nur mich — der ich dazu bestimmt zu sein scheine in den Empfindungen irre zu gehen, wie in einem Labyrinth ohne Ariadnes Faden!“

Er drückte ihre Hände an sein Herz und verließ langsam das Zimmer um Levin aufzusuchen, den er in fieberhafter Aufregung auf und nieder gehend fand. Er sagte gelassen:

„Levin, Niemand wünscht Dir aufrichtiger Glück als ich!“

Schweigend und mit sehr verschiedenen Gefühlen umarmten sich die Brüder. Dann flog Levin hinab zu Josselinde.

Sie saß noch da wo Wilderich sie verlassen hatte; sie war noch ganz fassungslos von dem eben Gehörten. Sie, die da wähnte von so abstoßender Erscheinung zu sein, daß man sich mit Schreck und Unbehagen von ihr wegwenden müsse, fand sich

plötzlich wieder, geliebt von zwei jungen Männern, welche zu den ausgezeichnetsten ihres Geschlechts gehörten, und bei welchen ihr Vermögen nicht in Betracht gezogen und kein Magnet war — bei Wilderich nicht, aus Adel der Gesinnung; bei Levin nicht, aus Gleichgültigkeit. Bin ich noch dieselbe Josselinde? fragte sie sich — — als Levin vor ihr niederkniete. Da besann sie sich und ihn rasch erhebend sagte sie:

„Levin! wissen Sie was Sie thun?"

„Ich knüpfe Ihr Schicksal an das meine und mein Herz an das Deine" — entgegnete er zuversichtlich und zärtlich.

Sie legte beide Hände auf seine Schultern, sah fest in seine Augen und fuhr fort:

„Levin! wissen Sie daß ich älter bin als Sie?"

„Ja, kaum anderthalb Jahr."

„Wissen Sie daß Sie schön, interessant und liebenswürdig sind, und Alles besitzen was zu hohen Leidenschaften berechtigt und befähigt?"

„Und wäre das .... und wüßte ich's — was weiter?"

„Wissen Sie auch daß ich unschön — nein! daß ich häßlich bin?"

„Das weiß ich nicht! denn wer geliebt wird ist schön, Josselinde."

„Nur im verklärenden Reflex der Liebe! — Nein, Levin! Alles was Sie nicht wissen wollen, weiß ich ganz, ganz genau! und Sie müssen mich unerhört lieben, wenn ich es vergessen und mich auf einer Stufe mit Ihnen fühlen soll."

„Würde mir das schwer werden, Josselinde, so thäte ich nicht den entscheidenden Schritt, den ich eben jetzt thue. Darin sollten Sie mich doch endlich kennen! Ich liebe Sie mehr als ich es sagen und begreifen kann. Nie ist mir bei irgend einem menschlichen Wesen so wol gewesen als bei Ihnen. Nie habe ich bei irgend Jemand eine solche Heimat für meine Seele gefunden, als bei Ihnen. Der verschüchterte Knabe und der schwankende Jüngling hat unbewußt geahnt, was dem Levin, der jetzt vor Ihnen steht, zum Bewußtsein geworden ist: in Ihrer Liebe mögte er Hütten bauen."

„Sie dürfen das! aber bedenken Sie wol daß auch ich es mögte, und daß ich besorge statt einer festen Hütte nur ein wandelbares Zelt zu finden. Darum besinnen Sie sich wol, Levin, und erwägen Sie reiflich was Sie thun, denn Sie stehen auf dem Punkt eine ernste heilige Pflicht zu übernehmen, die Ihnen vielleicht schwer, ja unmöglich durchzuführen werden dürfte, und die Sie an ein Verhältniß bindet, welches Sie selig oder unselig ma-

chen wird. Gebunden zu sein — haben Sie das schon bedacht, Levin?.... Noch sind Sie frei! bleiben Sie es, sobald das mindeste Zagen in Ihnen erwacht. Ich bleibe für Sie wie ich war, und zwar auf immer! mein Leben gehört nun einmal Ihnen, nicht aus Wahl!.... ich habe nicht gewählt zwischen Ihnen und andern Männern; ich habe nur — Sie geliebt und die Uebrigen nicht. Mit dieser Weise zu empfinden ist man treu! ich bin Ihnen treu, möge ich nun Ihre Frau sein oder nicht; und wenn ich das sage so geschieht es nicht etwa um mich zu loben; nein! nur um Ihnen die Gewißheit zu geben, daß ich und Embden und Alles was mein ist, in einem ganz unwandelbaren Verhältniß zu Ihnen steht. Fürchten Sie also nicht etwa in einer kleinen egoistischen Anwandlung Sie könnten da der Zweite werden wo Sie der Erste .... wo Sie der Einzige sind."

Sanft und ruhig hatte Josselinde gesprochen und nur zuletzt kam ein leises Zittern über sie. Levins Augen füllten sich mit Thränen. Er war viel zu bewegt um sich zu fragen: hat sie Recht mit ihrem indirecten Urtheil über dich? — viel zu ergriffen um an der Dauer seiner Empfindung zu zweifeln.... sie war so mächtig, mußte sie da nicht auch tief sein? Er fühlte sich von Josselinden mit einer

Kraft, Innigkeit und Treue geliebt, die jedes Maß und allen Glauben überstiegen. Wieder kniete er vor ihr nieder und sagte:

„Bin ich wirklich der Einzige, so laß mich denn auch ganz der Deine sein, Josselinde."

Sie faltete fromm die Hände und rief emporblickend:

„O mein Vater, segne Du uns zuerst!" — —

Kein freudiger Glückwunsch begrüßte das Brautpaar. Frau von Herdegen dachte an Linda, und war ernster noch als gewöhnlich — obgleich ganz zufrieden mit der Verlobung und der Wahl ihrer Enkelin. Wilderich war sehr herzlich, aber sehr wehmüthig. Dann ging Josselinde mit Levin zur Gruft ihrer Eltern — zum ersten Mal! so oft er auch in Embden gewesen war, hatte sie es ihm doch nie gestattet sie zu begleiten.

„Das war eine glückliche Ehe!" sagte sie.

„Glücklich? und sie war so kurz!"

„Ja! aber das Glück ward nur durch den Tod, nicht durch das Leben abgekürzt."

„Du machst mich traurig, sagte Levin. Laß uns doch hoffen! Wer glücklich sein will muß zuversichtlich sein."

Wilderich fuhr gegen Abend nach Wildeshausen

zurück in andrer Stimmung als er am Morgen hergefahren war. Wieder war für ihn eine Hoffnung in der Knospe abgebrochen! Man empfing auch hier die Nachricht von der Verlobung ziemlich lau. Die Mutter hatte für Wilderich diese Heirath gewünscht; die Schwestern fanden Josselinde zu alt und zu häßlich für Levin. Eine unsäglich schmerzliche Empfindung quoll wie eine bange Ahnung in Wilderich auf. Will sich denn Niemand über das Glück dieser beiden Menschen freuen, so muß es wol ganz unmöglich sein! dacht' er. Aber all die Verlobungen fielen ihm ein, die mit solchem Jubel begrüßt — und so traurige Ehen werden. Vielleicht konnte hier einmal der umgekehrte, der bessere Fall statt finden.

Vier Wochen später war Josselindens und Levins Vermälung.

In der Religion der alten Parsen hieß das Leben des Menschen „der Weg zu beiden Schicksalen" — zum Lichtreich nämlich und zum Nachtreich; und der Mensch hatte zwischen ihnen die Wahl. Und schöner und edler als durch diese Benennung ist

das Leben wol nie aufgefaßt worden. In entscheidenden und maßgebenden Momenten tritt eine solche Bedeutung klarer als gewöhnlich uns entgegen.

Levin und Josselinde standen auf dem „Weg zu beiden Schicksalen."

Druck von Humblot & Comp. (J. Draeger) in Berlin.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn-Hahn, Ida

Levin

Bd.: 1

Berlin (1848)

P.o.germ. 549 fc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110199-0